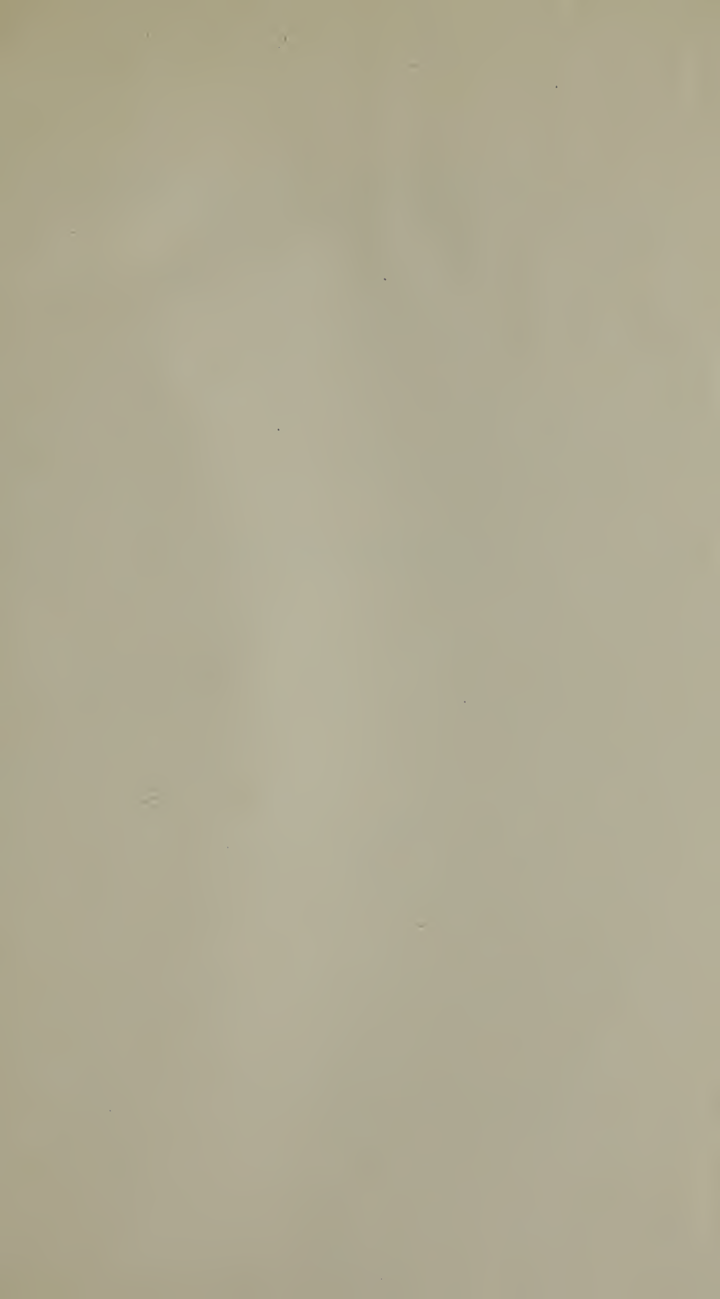








Italienische Zustände.

Von

Theodor Mundt.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.



Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Rom und Pius IX.

Von

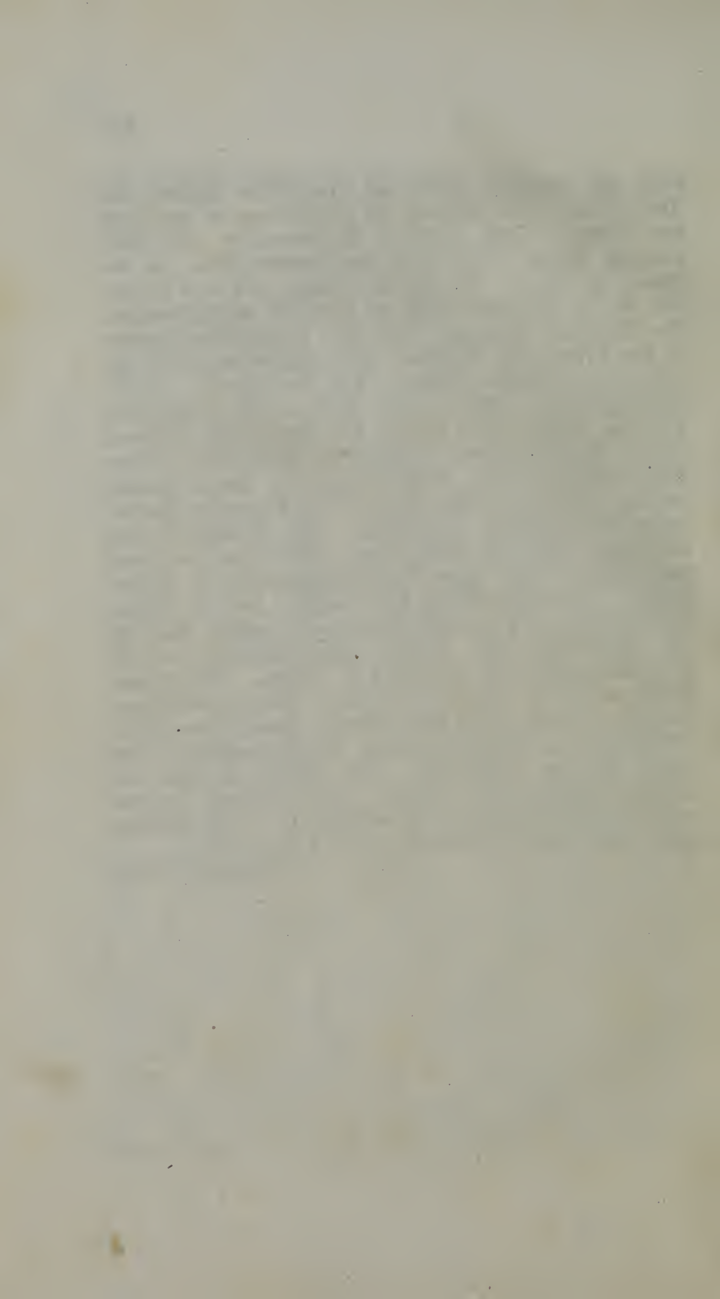
Theodor Mundt.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.
1859.

Inhalt.

Cardinal Pompeo Colonna. Die geistlichen Intriguen gegen den Herzog Giovanni Torlonia und seine Schüler. Verbot seines Gedichts zum Geburtstage der ewigen Roma. Aufhebung der Herzoglichen Volksschule auf dem Monte Mario. Das Zeichen des Kreuzes auf dem Monte Mario. Der Sieg des Kaisers Konstantin über das Heer des Maxentius. Der Tod des Don Giovanni Torlonia. — Die neue lyrische Dichterschule in Rom. Giovanni Torlonia, Castagnola, Maccari, Nannarelli. Die römische Dichterin Teresa Guoli. Der nationale Weltschmerz und die Lyrik des Grafen Leopardi. Der Musenalmanach Strenna Romana. Der Selbstmord des Schriftstellers Biacara. — Die Verkommenheit in den niederen Volksschichten in Italien, und die bessere Erhaltung der höheren Klassen. Einfluß des geistlichen Regiments auf den Volksunterricht. Antonelli. Der Palast der Prinzessin Louise Charlotte von Sachsen auf dem Quirinal. Reorganisation des Liebhaber-Theaters auf dem Corso durch den Cardinal-Staatssekretair Antonelli. — Die industriellen Geschäfte der italienischen Aristokratie. Der Marchese Campana, als Direktor des römischen Leihhauses. Campana's Verdienste um die Ordnungspartei 1849. Das Museum Campana's in der Via del Babuino. Die criminalistischen Schwindeleien des Marchese Campana. Der Monte di Pietà. Die alten Aristokratengeschlechter Roms. Guelfen und Ghibellinen. Der Herzog und die Herzogin Scoti an der Table d'hôte der „Minerva." Französische Occupations-Offiziere. Der Wirth des Hôtels della Minerva, und sein franzosenfreundliches Hôtel. Die Prinzessin Fonseca und ihr republikanisches Journal la Minerva. Die Rolle des Hôtels Minerva in der Revolution. — Die Engländerinnen in der vornehmen römischen Gesellschaft. Die Baronesse Kimsky (Friederike Hähnel). Ihr Einfluß in Rom und bei der katholischen Propaganda. Ihre Pflegetochter Giovanna, und deren Entführungsgeschichte. Der Jesuiten-General Beckz. Die Bestrebungen der katholischen Propaganda in Dessau und Mecklenburg, und Frau von Kimsky. Schicksal der persönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's. Der Jesuitismus und die italienische Revolution. Pius IX. und die Gesellschaft Jesu. Die Verdammung der Philosophie Anton Günther's, und Franz Baader's. — Die Disputationen gegen den Protestantismus in der Kirche S. Apol-

machung des französischen Charakters in Rom. Die antiken Ruinen und die französischen Trommeln. Die militairische Morgenmusik auf dem spanischen Platz. Die nachtheilige Veränderung des französischen Charakters unter dem italienischen Klima. Prostitution und Völlerei im Geleite der Franzosen in Italien. Die Prostitution als Blüthe des zweiten napoleonischen Kaiserreichs. Die Civilisation als französische Kategorie. Die neunapoleonische Civilisation ist Prostitution. Der Wein von Velletri und die französischen Soldaten in Rom. Die Furia francese. Carrikaturen auf die Trunksucht der Franzosen. Die Boxereien zwischen den französischen Occupationstruppen und dem päpstlichen Militair. Anfängliche Berechnung des Kampfes zwischen Frankreich und Oesterreich auf einen Conflict in Rom. Piemont: der passendste Brückenkopf Frankreichs gegen Oesterreich. Louis Napoleon und die italienische Revolution. General Goyon. Charakter und Persönlichkeit. Die neunapoleonischen Generäle. Die Revue bei der Milvischen Brücke. Die päpstlichen Dragoner. Die übergreifende Stellung Goyons in Rom. Seine Tagesbefehle, und der Aerger des Cardinal-Staatssecretair Antonelli. Die Wohnung Goyons in dem ehemaligen Palast Ruspoli. Aufhebung des Café nuovo. Einquartierung der französischen Soldaten in den Klöstern. Die französischen Scharfschützen und das Nonnenkloster di Campo Marzo. Die Belastungen der römischen Gemeinde durch die französischen Occupationstruppen. Herr About und la Question Romaine. Die Erhaltung des Papstes: eine Frage des heutigen napoleonischen Feldzuges in Italien. Die römische Politik Louis Napoleons. Die Reformen der römischen Verwaltung, von Louis Napoleon gefordert. Sympathie des Papstes für die Oesterreicher. Die Niederlassung Oesterreichs in Bologna, Ferrara und Ancona. Die napoleonische Machtintrigue gegen Oesterreich in Italien. Die Bemühungen der Franzosen um die Erziehung des päpstlichen Militairs. Die Soldaten des Papstes sind einer militairischen Organisation unfähig. Die Zustände der päpstlichen Armee. Die päpstlichen Offiziere. Zurücktreten der militairischen Standesehre im Kirchenstaat. Offizier und Priester. Die Generäle. Trefflicher Zustand des päpstlichen Militairs nach der Restauration von 1815. Der Wider-



Italienische Zustände.

Zweiter Theil.

Rom und Pius IX.

Rom.

I.

Lebensbilder aus der heutigen römischen Gesellschaft.

Auf der Piazza di Venezia erhebt sich einer der schönsten und prächtigsten Paläste Roms, der durch die großartige Einfachheit seines Baues ebenso sehr wie durch die Gediegenheit seiner inneren Ausstattung den Blick fesselt, und uns noch mehr in Verwunderung setzt, wenn wir erfahren, daß hier der reiche Fürst Alessandro Torlonia wohnt, der Fürst und Banquier, der ohne Zweifel der großartigste Parvenu von Europa ist und sich doch hier im reinsten Stil einer ächt aristokratischen Niederlassung einzurichten gewußt hat.

Es scheint, daß die Parvenus in Italien sich wenigstens in der Anlage ihrer Paläste vor den Lächerlichkeiten zu hüten wissen, mit denen dies eigenthümliche Geschlecht der Neuzeit an anderen Orten, besonders in Paris, Berlin und Wien, seine aufge-

blähete Existenz noch zu überladen pflegt. Der so vielfach aus der Industrie hervorgegangene italienische Adel hat hier freilich schon seit Jahrhunderten einen sichern und feinen Takt geschaffen, der nicht wieder verloren gegangen ist, denn der Adel ist in diesem Lande von jeher als Parvenu entstanden, und hat seine Eigenschaften dann rasch an der nationalen Liebe zu den schönen Künsten erhoben und veredelt. Die italienischen Emporkömmlinge sind fast immer ächte Beschützer der Kunst und Wissenschaft geworden, während anderswo das Parvenuthum sich nur mit dem gemeinen Modeluxus des Tages verbündete und in der Anbetung der Möbel und Stoffe die Herrschaft der Industrie über den Geist begründen half.

Es ist und bleibt aber immerhin eine bedenkliche Sache, ein Parvenu zu sein, und sollte man sich auch durch diesen Sprung der Aventure und der Spekulation auf einen Kaiserthron emporgeschwindelt haben. Man hat niemals ungestraft mit Band gehandelt, denn plötzlich kucken die Zipfel des ehemaligen Geschäfts selbst hinter dem goldgestickten Kragen des Herzogs-Mantels wieder hervor, und das verrätherische Band sitzt hoch im Nacken, ohne daß man weiß, wie es sich da hinaufgeschoben hat. Der Fürst Ales-

sandro Torlonia, der mit seiner schönen Frau einen Mittelpunkt der römischen Gesellschaft bildet, soll in seiner äußeren Repräsentation selten Etwas von den aristokratischen Manieren vermissen lassen, aber von Zeit zu Zeit stellen sich doch auch wieder die Enden Band bei ihm ein, mit denen einst sein Vater, der im Jahre 1829 zu Rom als Duca di Bracciano verstarb, in einem kleinen Magazin auf der Piazza di San Marco gehandelt. Der Parvenu macht dann im Ernst und Scherz Dinge, die an das alte Band-Magazin erinnern, obwohl Torlonia's Vater, ein sehr betriebsamer Herr, sich schon mächtig emporschwang, und namentlich durch eine Heirath mit der Wittwe des reichen Banquiers Chiaveri, in dessen Geschäft er eintrat, bereits eine sehr glänzende Stellung erwarb. Jedenfalls legte er schon einen bedeutenden Grund zu den Reichthümern, die in den Händen des Sohns durch eine auf das Größte wie auf das Kleinste gerichtete Spekulation sich bis in's Ungeheuere vervielfältigt haben.

Die Volksunterhaltung hat sich in Rom von jeher mit der Familie Torlonia und ihren an das Fabelhafte gränzenden Schätzen beschäftigt. Einer Sage nach, stammt eine bedeutende Grundlage dieses Ver-

mögens von einem französischen General, der zur Zeit der ersten französischen Revolution durch Rom kam und ein besonderes Vertrauen zu dem alten Giovanni Torlonia faßte, bei dem er seine Wohnung genommen hatte. Bei seiner Abreise übergab ihm der General vier Koffer, die mit vielem Geld und Kostbarkeiten aller Art gefüllt waren, und vermachte ihm diese Sachen, die aus der Kriegsbeute des Generals stammten, zu seinem Eigenthum für den Fall, daß er nicht wieder zurückkehren und sein Besitzthum einfordern sollte. Dieser Fall war eingetreten und Torlonia glich dem Aladdin, dem die Wunderlampe in die Hand gedrückt worden, und für den es, nachdem er diese Schätze sich angeeignet, nun keine Gränze mehr gab, um reicher und immer reicher zu werden. Es versteht sich, daß diese Sage, die unter dem Volke mit einem gewissen feierlichen Ernst umherläuft, auch ihre verschiedenartigen und höchst pikanten Lesarten hatte, die zum Theil in die Criminalistik hineinschimmerten. Aber ein außerordentliches Geheimniß glaubte man jedenfalls annehmen zu müssen, um die beispiellosen Reichthümer des heutigen Fürsten Alessandro Torlonia zu erklären, die so groß geworden, daß er sich fast schon im Besitz ganzer Stadttheile von Rom be-

findet, und wenn die ewige Stadt einst zum Verkauf ausgeboten werden sollte, sie ganz gewiß um jeden Preis in die Tasche stecken würde.

Der Fürst Torlonia besitzt in der That bereits so viele Paläste, Häuser, Gärten, Wiesen und Straßen in und um Rom, daß sich bald Märchen an eine Persönlichkeit knüpfen werden, die so viel Besitz in einer Hand zu vereinigen vermocht hat. Bedenkt man aber, daß er allein an dem Tabacks-Monopol (welches ihm erst in der Republik von 1849 durch den damaligen revolutionnairen Finanzminister Sterbini wieder entzogen wurde) eine Summe von zehn Millionen Piaster verdient hat, daß er bei seinem in einem europäischen Umfange betriebenen Banquier-Geschäft die höchsten Discontirungen, die es nur überhaupt giebt, zu erzielen weiß, und daß er nie müde wird, Speculationen und Unternehmungen jeder Art, selbst bis zum Geschäft des Wohnungs-Vermiethers herab, zu machen, so kann man sich nicht wundern, daß sein Reichthum in einem so riesenhaften Maaßstabe gewachsen ist. Das Geldmachen sieht man aber heut überall unter die noblen Passionen der römischen Aristokratie aufgenommen, und die Standesehre eines römischen Principe leidet keineswegs dabei, wenn er sich ein Geschäft

daraus macht, Häuser zu kaufen, dieselben auf die vortheilhafteste Weise zu Miethswohnungen einrichten zu lassen und daraus einen wucherisch hinaufgeschraubten Zins zu ziehen.

Die römischen Principi, deren jüngstes Mitglied der Fürst Torlonia ist, haben schon längst diesen Weg betreten, um ihren in der Regel ungemein zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, und die in Rom herrschende Wohnungsnoth begünstigt diesen Erwerbszweig auf die vortheilhafteste Weise. Besonders in den alten aristokratischen Palästen haben sich oft die ertragreichsten Wohnungen zum Vermiethen herausschlagen lassen, und eine Collision mit der Standesehre könnte nur darin entstehen, wenn die Principi auch zu der Steuer herangezogen werden sollten, welche das päpstliche Gouvernement seit einiger Zeit auch den Zimmer- und Wohnungsvermiethern auferlegt hat. Denn es würde allerdings eine Anomalie sein, wenn in Rom, wo alle Geschäfte mit der raffinirtesten Berechnung zur Steuer herangezogen werden, und wo selbst der Lumpensammler, der im Unrath der Straßen seine Existenz suchende Immondezzajo, seine Abgaben für diesen traurigen Erwerb zahlen muß, der zimmervermiethende Principe dafür unbesteuert bleiben sollte. Der Prin-

cipe würde aber, wenn man ihn als Gewerbetreibenden heranziehen wollte, über den Ehrenpunkt wahrscheinlich sehr bald hinwegkommen, denn in allen solchen Beziehungen scheint der römische Adel durchaus nicht delikat zu sein.

So hat auch neuerdings die fürstliche Familie der Altieri keineswegs Bedenken getragen, den Hammer der Auktion in ihren prächtigen Sälen erschallen zu lassen. Diese Familie ist, wie so manche andere, die den neuen Industrie-Adel eines Torlonia sich nicht einzuimpfen gewußt, in sehr schlimme Vermögens-Umstände gerathen, und der leere Geldbeutel hat die alten Ahnen schon mehrfach in's Gesicht geschlagen, bis endlich Rath geschafft werden mußte. Wie der lustige deutsche Student, wenn er eines Tages von der höchsten Unzufriedenheit mit seinem Etat hingerissen wird, seine Bücher unter den Arm nimmt und damit zu einem Antiquarladen wallfahrtet, so hatte der Fürst Altieri in einer gewissen Stunde den schmerzlich überraschten Blick auf die alte Familien-Bibliothek fallen lassen. Der Fürst Altieri hatte nur noch zu bedauern, daß er es nicht wie der Student machen konnte, der alle Herrlichkeiten der Literatur, die er besaß, unter den Arm nahm, denn ein römischer Prin-

cipe hat doch immer noch einige Rücksichten zu beobachten, und es war bitter, die Verauktionirung der alten Freunde in dem Palast selbst vornehmen zu lassen, in dem auf dem einen Flügel der Fürst selbst, auf dem andern sein Bruder, der Kardinal Altieri, wohnten. Aber es half nichts, man mußte endlich, nach langen Familien-Berathungen, abermals den Rath der Börse hören, da es jedenfalls einen bedeutenden Geldaufwand verursacht haben würde, eine so große Bändezahl in ein anderes Auctions-Lokal hinüberschaffen zu lassen. —

Unter den vielen Palästen, die der Fürst Alessandro Torlonia in Rom zu seinem eigenen Gebrauch besitzt, ist sein sogenanntes Gesellschafts-Palais in Trastevere von besonderem Interesse. In diesem eigenthümlichen Stadttheil Roms, der jenseits der Tiber gelegen ist und eine besondere, sich charakteristisch unterscheidende Ortschaft bildet, stehen, in der Mitte eines sehr bösartigen, zu Zänken und Raufereien jeden Augenblick aufgelegten Volksschlages, einige sehr bedeutende Paläste, Kirchen und Klöster. Es mag nicht gerade sehr angenehm sein, hier bei dieser seltsamen, händelsüchtigen Bevölkerung zu leben, die, obwohl sie unter der strengsten Ueberwachung der päpstlichen Gensdarmen

steht, doch fast jeden Sonntag die blutigsten Excesse begeht und die Leichname Ermordeter auf ihren Straßen findet. Dagegen ist Trastevere eine wahre Fundgrube von Madonnengesichtern, die bei den durchweg schönen Frauen und Mädchen dieses Orts ganz naturwüchsig angetroffen werden und dem Pinsel der Maler von jeher die größte Ausbeute gewährt haben.

Dort hat sich der Fürst Alessandro Torlonia ein glänzendes Palais einrichten lassen, das er aber nur zur Aufnahme seiner Gäste, wenn er große Gesellschaften giebt, bestimmt hat. Es eröffnet sich hier eine Reihe prachtvoll geschmückter Säle, und der Fürst und die Fürstin fahren hierher, um ihre Eingeladenen zu empfangen. Die römische Gesellschaft versammelt sich in diesem Palais zu Trastevere in dem Stil, in dem die Pariser Salons namentlich unter Louis Philipp blühten, wo es damals Häuser gab, wie das Hôtel Castellane, welches die Soirée zugleich zu einem Cultus aller Künste machte, und wo die verschiedenen Säle, in denen man zusammen kam, zu den mannigfaltigsten Unterhaltungen und Beschäftigungen eingerichtet waren. Auf diese Weise eröffnete Torlonia hier Säle für die Unterhaltung, für die Musik, für Malerei, Kupferstiche und Handzeichnungen, und sogar ein Liebhaber-

theater, auf dem vornehme Dilettanten, die der Gesellschaft selbst angehörten, ihre Talente als Dichter und Darsteller zu zeigen pflegten. Vornehmlich aber gewannen die Concerte, die hier veranstaltet wurden und an denen die Talente der höchsten römischen Gesellschaftskreise sich betheiligten, eine große Beliebtheit, und man drängte sich von allen Seiten zu diesen Einladungen, weil sie zugleich das besondere Vergnügen gewährten, die Nachtigallen-Triller irgend einer, auf den Flügeln Verdi's sich aufschwingenden Principessa zu hören. Hier konnte man auch oft den Kammerherrn und Liebling des Papstes, Signor Angelini, bewundern, der im Besitz der schönsten Tenorstimme der Welt ist, die aber in der letzten Zeit schon bedeutend gelitten haben soll.

Diese Soiréen bei Torlonia waren eine Zeitlang zugleich der Vereinigungspunkt der ganzen Fremdenwelt von Rom, denn wer, der nach der ewigen Stadt kam, hatte nicht einen Wechsel oder Creditbrief auf das Haus Torlonia, und solche Adressen haben zugleich die Kraft einer Einladungskarte, welche für sämmtliche Soiréen des klugen Banquierfürsten gilt. Bei der ungemeinen Kostspieligkeit eines Creditbriefes auf Alessandro Torlonia konnte er leicht aus dem Reisegelde

der Fremden, die er bei sich sah, den Aufwand seiner Feste herausschlagen, und es wurde sogar behauptet, daß man es an der Art und Weise, wie ein Fremder in den Salons von Torlonia behandelt wurde, genau ermessen konnte, wie hoch sich seine Creditbriefe und Wechsel für Rom beliefen. Die böse Zunge, die auch in der römischen Gesellschaft ihre Altäre errichtet hat, unterließ es nicht, auch hier manches Geschichtchen anzuknüpfen, das jedenfalls die Wahrheit einer ächten Lustspiel-Komik für sich hat. Der Fürst stellte nämlich die ihm dermaßen empfohlenen Fremden stets auch seiner schönen Gemahlin vor, und er hatte dabei eine wunderbar ausgebildete Tonleiter der Stimme, die durch den Accent allein seiner Frau zu sagen wußte, ein wie hoher Creditbrief ihr jedesmal vorgestellt wurde. Denn danach mußte auch das Soll und Haben geregelt werden, welches die Fürstin dem Fremden in der Unterhaltung mit ihm gewähren durfte, und wenn bei einem Herrn, der vielleicht mehr Geist als Scudi hatte, die Fürstin nicht gleich wieder abbrach, sondern ein besonderes Wohlgefallen an der Fortsetzung der Unterhaltung zeigte, so soll der sehr genaue und filzige Gemahl nicht selten mit den Worten dazwischen getreten sein: basta Teresa! basta! indem

er an seiner Hand einen andern Fremden heranführte, dem die Scudi ohne Zweifel besser in seiner Tasche gerathen waren. Diese und andere Geschichten, die man in Rom häufig wiederholen hört, haben den Fürsten Torlonia zum Theil zu einer lächerlichen Figur gemacht, die sich jedoch zugleich mit einer gewissen gutmüthigen Komik vorträgt, und den pfiffigen und verschmitzten Gauner, der im Naturell des gemeinen Italieners so leicht die Oberhand gewinnt, mit einer geschickten Manier zum ächten Biedermann zu stempeln weiß. Das römische Volk nennt ihn jedoch den Taschenspieler vom Platz Navona (bagatteliere di piazza Navona), wo das Haus Torlonia jetzt sein Geschäfts-Comptoir hat, und man kann daraus wohl entnehmen, daß der neue Principe sich nicht in dem Maße die Volksgunst in Rom erworben haben muß, wie dies der alten Nobilità hier oft in so hohem Maaße gelungen ist.

Aber das basta Teresa! basta! ist jetzt nun schon seit längerer Zeit nicht mehr gehört worden, denn die Fürstin erscheint nicht mehr an der Spitze der Gesellschaften ihres Gemahls in dem Palast zu Trastevere. Die liebenswürdige Teresa Torlonia ist wahnsinnig geworden, und alle Aerzte Europa's haben bis

jetzt vergebens ihre Kunst daran geübt, die schönste Gestalt, die ein Dämon plötzlich verdunkelt hat, wieder in den richtigen Lichtpunct ihres Geistes zu rücken. Die Fürstin Torlonia hatte in ihrem letzten Wochenbett eine schwere Operation zu bestehen, und leidet in Folge derselben an der fixen Idee, daß man ihr Kind vertauscht und ihr statt eines Knaben ein Mädchen untergeschoben habe. Ihre Vernunft hat sonst keine weitere Störung erlitten, doch bemächtigt sich ihrer eine an Raserei gränzende Wuth, sobald sie Jemand aus ihrer Familie erblickt, und alle Mitglieder derselben müssen sich von ihr entfernt halten. Der Fürst Alessandro selbst kann seine Gemahlin nur verstohlen und unbemerkt sehen, und er hat sich dazu eine eigene Gallerie in seinem Palais am Venetianischen Platz bauen lassen, um die Kranke desto sicherer in ihrem Zimmer belauschen zu können. Zuerst hatte er mit ihr Reisen durch alle Länder der Welt unternommen, um die Fürstin zu zerstreuen, aber kein Mittel hat bis jetzt fruchten wollen, und der Wahnsinn scheint um so unheilbarer, da er vorzugsweise in einer Idiosynkrasie gegen den Gemahl selbst besteht, und dieser, der kaum sechszig Jahre geworden, wohl nicht sobald das Feld räumen dürfte.

Neulich nahm es einen sehr übeln Ausgang, daß der Fürst es dennoch vermocht hatte, seine Gemahlin zu einem Besuch im Theater Torre di Nona zu überreden. Dies Theater ist ebenfalls, wie so viele Kirchen, alte Tempel und Paläste in Rom, Eigenthum des Fürsten Torlonia geworden, und er hat sich darin mit dem größten Kostenaufwand eine Prachtloge erbauen lassen, in der er unter einem Thronhimmel von Purpur und Gold mit dem größten Behagen sich als Herr und Gebieter des Hauses zeigt. Die Aufführung der Oper Lucrezia Borgia half ihm den Widerstand besiegen, welchen die unglückliche Fürstin Therese sonst immer seinem Wunsch entgegengesetzt hatte, und sie entschloß sich, ihn diesmal in die Loge zu begleiten. Das schöne bleiche Antlitz der Fürstin strahlte auch in der That von einem neuen funkelnden Leben auf, als sie die elektrischen Takte dieser ihrer Lieblingsmusik wieder vernahm. Plötzlich aber erhob sie sich mit einer flammenden Gebärde, ein unbeschreiblicher Ausdruck von Wuth malte sich in allen ihren Zügen, und jetzt ergriff sie ihren Gemahl beim Kopf, indem sie ihm eine Ohrfeige nach der anderen versetzte und ihre kleine, heut so unbarmherzige Hand fort und fort auf seiner Wange spielen ließ. Das

hinreißende Duett, das eben auf der Bühne angestimmt worden, verstummte sprachlos vor diesen Ohrfeigenklängen, welche das ganze Haus durchflogen, und das Publikum erschütterten, dann aber in ein unauslöschliches Gelächter hineinzogen, das nicht mehr enden wollte und zuletzt die ganze Theatervorstellung auflöste.

Die schöne Fürstin Therese, geborene Fürstin Colonna-Doria, steht jetzt in ihrem fünf und dreißigsten Jahre. Sie war ein kaum erblühtes Mädchen, einer der schönsten Sprößlinge des altberühmten Fürstenhauses der Colonna, als der ihr um ein Vierteljahrhundert überlegene Torlonia sie heirathete. Er nahm die reizende Prinzessin Colonna ohne alle und jede Mitgift, und bewährte sich auch darin wieder als den taktvollsten Geschäftsmann, denn der Name Colonna, der eines der ältesten und glänzendsten Adelsgeschlechter Rom's bezeichnet, war für ihn eine weit ertragsreichere Mitgift, als jedes andere Capital. Diese Mitgift brachte ihm Zinsen an Ehre und Ansehen, die sein ganzes Capital, seine ganze Stellung, und mithin auch seine Geschäfte stärken mußten. Um aller Welt zu zeigen, daß nun auch der Fürst Alessandro Torlonia zu dieser Familie gehöre, die einst in weltgeschichtlicher

Bedeutung in Italien geblüht und aus der ein Papst, Martin V., mehrere Cardinäle und Staatsmänner, und der große Steffano Colonna, der Freund Petrarca's, hervorgegangen waren, nahm der Fürst-Banquier fortan die Säule in sein Wappenschild auf. Dann veranstaltete er aber auch eine Prachtausgabe von den Gedichten der Vittoria Colonna, jener liebenswürdigen und schönen Dichterin, die im sechszehnten Jahrhundert durch geistliche Reime („rime spirituali") glänzte, und sonst ihre ganze liedervolle Seele nur in den Gedichten aushauchte, welche sie dem Andenken ihres in der Schlacht von Pavia gefallenen Gatten, des Marchese von Pescara, sang. Dieser hochberühmten Aeltermutter einer Colonna, die jetzt eine Torlonia geworden war, widmete der glückliche Gatte eine neue schöne Ausgabe ihrer Gesammtwerke, deren prachtvolle Ausstattung ihm gewiß eine gute Anzahl römischer Scudi kostete. Aber es war doch angenehm, zugleich für den Herausgeber eines solchen Werkes zu gelten, und damit die eigene Familie zu verherrlichen, zu der man nun auch gehörte. Das Geld ist zwar Alles, aber es ist doch nicht genug, Banquier zu sein, wenn man zugleich Fürst Torlonia sein will. Man ist Fürst, man ist Italiener, und man muß auch ein

Stückchen Mäcen sein können, um seiner Ahnen -- der Fürst Alessandro Torlonia schrieb sich hier bereits die Ahnen seiner Frau auf sein eigenes Conto — sich würdig zu beweisen. Die blasse Teresa, die an ihrem Hochzeitstage die Rosen ihrer Wangen verloren und seitdem immer bleicher geworden war, lächelte ihm für die Gedichte der Vittoria Colonna, die er ihr eines Morgens in ihrem Boudoir aufgebaut hatte, ihren ersten und letzten Beifall zu.

Torlonia hat aber auch sonst bewiesen, daß es ihm nicht bloß darauf ankommt, Procente herauszuschlagen, sondern daß er auch für die Ehre etwas thun will. Freilich hat er dabei nicht immer einen so guten Treffer, wie bei der Ausgabe der berühmten Familien-Dichterin. Als erpichter Parvenu hat er sich dagegen wieder auf seiner Villa vor der Porta Pia gezeigt, wo er, des Sprüchworts gänzlich vergessend, daß man keine Eulen nach Athen tragen dürfe, künstliche Ruinen aufgeschichtet hat, die in der Ruinenstadt Rom, in der die Hochtrümmer einer unüberwindlichen Vergangenheit überall naturwüchsig lagern, nur einen unbeschreiblich lächerlichen Eindruck machen können. Indeß wollte der Fürst Torlonia auch seine eigenen Ruinen haben, denn nur was man selbst zu eigen

besitzt und was man auch wieder verkaufen kann, hat in der Zeit der Realität, die zugleich die Zeit des allgemeinen Schachers ist, noch Werth. Darum setzte er diese selbstgemachten Ruinen, die ihm jetzt mehr gefielen als das Colosseum und die Thermen des Caracalla, welche er dem Staat bis jetzt noch nicht hat abkaufen können. Zwar hat Torlonia mit seinem Alles vermögenden Geld auch diesen Handel zu machen gesucht, aber seine Ankäufe, die er von ganzen Liegenschaften des Staats in und um Rom bewirkte, haben sich bis jetzt noch nicht auf die Denkmäler erstreckt, die auf solchen Territorien stehen, und auch die Antiken, die durch Nachgrabungen darauf jetzt oder künftig gewonnen werden können, sind noch immer bei diesen Kaufverträgen ausgenommen worden. Dies ist zum Beispiel mit mehreren großen Strecken auf der Via Appia der Fall, die wir neulich auf unserer Wallfahrt zur Grotte der Nymphe Egeria durchwanderten, und wo uns fast bei jedem Schritt die Worte in Tiecks gestiefeltem Kater einfielen: „Dies gehört dem Fürsten von Carracas." Denn überall hieß es: Dies gehört dem Fürsten Torlonia, und wir wunderten uns zuletzt nur noch darüber, daß es irgend Etwas geben konnte, das nicht sein eigen zu nennen war.

So hat Torlonia auch das Feld gekauft, auf welchem der merkwürdige Circus des Maxentius, neben dem Grabmal der Cäcilia Metella, steht. Torlonia vermiethet dies Feld als Weideplatz für Ochsen, Pferde und Ziegen, die innerhalb der noch vollständig erhaltenen Umfassungs-Mauern des Circus die fetteste Nahrung finden. Der Gewinn, welchen der Fürst daraus zieht, kann doch nur unbedeutend sein, und ohne Zweifel hat er die ganze Geschichte nur in der Absicht angekauft, um als Eigenthümer vom Grund und Boden später einmal, wenn die Gelegenheit sich so traf, vielleicht auch auf den Circus des Maxentius Beschlag legen zu können. Er erwarb sich aber auch das eigennutzlose Verdienst, daß er den Circus großentheils auf seine Kosten ausgraben ließ und dadurch den Kunstreichthum Roms um viele nicht unbedeutende Sculpturen vermehrte. Auch der große Obelisk, der hier früher stand, mag ihn zu diesem Ankauf gelockt haben, aber man hat diesen Obelisken seitdem auf der Piazza Navona in Rom aufgestellt, und der Fürst Torlonia hatte das Nachsehen, denn nun wird sich das Geschäft wohl nicht so leicht machen lassen. Einstweilen hat aber Torlonia vor seiner Villa, derselben bei der er sich künstliche Ruinen setzen ließ, sich auch einen eigenen

Obelisken aufstellen lassen, dessen Anblick ihm nun die Freude gewährt, daß man für sein Geld doch Alles haben kann, selbst einen Obelisken. Aber daran hat er sich noch nicht begnügen lassen, sondern der Obelisk mußte auch seine eigene Hieroglyphenschrift haben, weil er sonst ja nur den halben Effect machen konnte. Torlonia gab den Alterthumsforschern ein Diner auf seiner Villa, um sich mit ihnen über diese wichtige Angelegenheit zu verständigen, und sein eigener Vorschlag, mit dem er in seiner halb gutmüthigen halb verschmitzten Weise herausrückte, fand die meiste Anerkennung der Gelehrten. Fürst Torlonia meinte, daß man seine Hieroglyphen — er sprach jetzt schon von seinen Hieroglyphen — nicht etwa nach irgend einer alten Inschrift entnehmen solle, sondern er wollte sie ganz neu und eigen zusammengesetzt haben, und zwar so, daß er den Inhalt derselben schon im Voraus wissen konnte. Denn er hatte zugleich den Entschluß gefaßt, eine Beschreibung seines Obelisken in den Druck zu geben. Sehr schlau setzte er hinzu, daß die Herren Alterthumsforscher so oft schon Dinge beschrieben hätten, von denen sie nichts wüßten, und nun wolle Er als Laie auch einmal den Vorzug genießen, Etwas zu erklären, das er sich selbst ausge-

dacht habe. Man rauschte ihm Beifall zu, und es wurde eine Commission ernannt, um die Zeichen der Hieroglyphen zusammenzusetzen. Der Fürst Torlonia hielt Wort, und gab bald darauf das zweite seiner Prachtwerke heraus, worin er diesmal seinen Obelisken und die feierliche Aufrichtung desselben beschrieb. Von dieser Villa, die ihm beinahe zwei Millionen römischer Scudi gekostet, hat er auch für sein Geld eine eigene Chaussée nach Rom gebaut, die den Namen Chaussée Torlonia führt, und ihm eine behagliche Empfindung gewährt, wenn er sich auf ihr von seinem Prachtgespann arabischer Hengste im Triumphe dahinziehen läßt.

Sonst hat der industrielle Genius des Fürsten immer eine besondere Abneigung dagegen an den Tag gelegt, die Eisenbahnen des Kirchenstaats zu fördern, die er sonst aus seinen ungeheuren Fonds mit märchenhafter Leichtigkeit hätte erstehen lassen können. Es scheint mithin nicht bloß dem Einfluß der Priester zuzuschreiben, daß das Eisenbahnwesen in Italien, namentlich aber in der Verbindung Roms, noch so kläglich darniederliegt, und daß selbst der schon vor mehreren Jahren begonnene Schienenweg von Rom bis Civitavecchia, zum mittelländischen Meere hinab,

nach langem Stocken erst jetzt vollendet worden ist. Den römisch-katholischen Priestern mußte es freilich gefährlich erscheinen, wenn die ewige Stadt, der Sitz der alle Völker beherrschenden und seligmachenden Kirche, in diese unwiderstehliche und unberechnenbare Bewegung, in denen sich jetzt die ganze Welt auf den Eisenbahnschienen schaukelt, hinabgezogen würde. Denn die magische Wirkung in alle Fernen und Weiten, mit der sonst die Blitze des Vatican von Rom her ausgesandt wurden, kann sich, selbst wenn Dergleichen heutzutage noch fabricirt werden könnte, nicht mehr mit der sausenden Locomotive vergleichen, die heut mit einer viel durchdringenderen Herrschaft alle Verhältnisse der Welt und Zeit binden und lösen kann. Jedenfalls haben es die Priester sogleich mit richtigem Instinct herausgefunden, daß die alte Kirche nicht mehr mit der neuen Dampfkraft an Wunderwirkungen würde wetteifern können, und daß sie auf ihrem Terrain keine andere Maschinerie zu leiden vermag, die mit mehr Präcision und Kraft arbeitet als sie selbst, und die in der Kunst, die Völker und Länder zu bezwingen, schon alle Geheimnisse der Hierarchie überflügelt hat.

Aber auch die neuen Geldpäpste der Zeit, wie der Fürst Alessandro Torlonia, haben der Einführung der

Eisenbahnen im römischen Kirchenstaat nicht das Wort geredet, sondern durch ihre Zurückhaltung von allen Unternehmungen dieser Art dazu beigetragen, die römische Kirche aus dem Mittelpunct der Weltverbindung herausfallen zu lassen, und auf einem Isolirschemel, wie der heutige Vatican mehr und mehr sich ausnimmt, in einer ebenso vergangenheitsvollen als zukunftslosen Einöde, niederzusetzen. Vom rein industriellen und finanziellen Standpunct aus wäre dies nicht zu begreifen, denn durch die Unterbindung der neuen Verkehrsadern, welche sich durch die Welt gezogen haben, kann für Italien die Krisis, die auch in allen seinen materiellen Zuständen wühlt und mit der politischen zugleich eine volkswirthschaftliche und sociale Revolution angekündigt hat, nur beschleunigt und unvermeidlich gemacht werden. Es geht aber daraus andererseits nur hervor, daß die großartigen Gesichtspuncte von Handel und Verkehr in dem heutigen Italien nicht mehr existiren, und daß die Geschäftsmänner und Banquiers, die hier auf den glänzenden Höhen der Gesellschaft stehen, eigentlich nur Zinswucherer und Schacherer und nichts weniger als große Handelsherren und schöpferische Unternehmer sind. Der Wucherer schlägt um so höhere und sichrere Procente heraus, je beschränkter

und abgeschnittener der Kreis ist, den er ausbeuten und ausschöpfen kann, denn je freier und geöffneter das Terrain ist, desto weniger kann der Wucher auf demselben nisten und mit Erfolg seine Saugpumpen ansetzen. Handelsfreiheit und unbedingter Verkehr tragen daher auch hier das einzige wirksame Heilmittel gegen den Wucher in sich.

Der Fürst Alessandro Torlonia steht aber mit dem Wucher, der allerdings das Geheimniß seines unendlich herangewachsenen Vermögens ist, durchaus nicht allein im Kreise seiner Standesgenossen da. Der Wucherzins ist ein traditioneller Betrieb der römischen Nobili, und es giebt hier wenige Aristokraten, die das Geschäftemachen in dieser Beziehung verschmähen möchten. Diese aristokratische Race ist in Italien eine so entartete und verderbte, daß sie die gemeinsten und schändlichsten Geldgeschäfte nicht unter ihrer Würde hält, sondern dieselben mit einem Talent betreibt, in dem es die Juden diesen römischen Nobili schwerlich auch nur gleich zu thun wissen. In Genua sind es doch nur die christlichen Kaufleute, die ihren natürlichen Standpunkt so siegreich behaupten, daß kein Jude mehr neben ihnen zu bestehen vermag, aber in Rom sind es die Nobili und Patrizier, welche den jü-

dischen Geschäftsgeist weit hinter sich zurückgelassen haben. Ein volksfreundlicher Papst, Paul III. gründete das römische Leihhaus (Monte di Pietà) vornehmlich aus der Absicht, dem Armen einen Weg zu öffnen, auf dem er sich Hülfe verschaffen könnte, ohne dem Wucherzins der Reichen und Vornehmen in die Hände zu fallen. So hat man auch neuerdings bei der römischen Bank einen Credit mobilier errichtet, der aber seine Einwirkungen nach dieser Seite hin bis jetzt nur sehr unvollkommen zu entwickeln vermochte, denn dieser Credit erfordert jedesmal bedeutende Bürgschaften, um auf die Anforderung eines Nothleidenden für ihn einzutreten. Der Mangel an Bürgschaften ist es aber gerade, durch welchen der Bedrängte in die Hände des Wuchers getrieben wird. Auch eine Reform der Wuchergesetze, auf die man jetzt in Rom wie anderswo hingearbeitet hat, würde nur dann zum Ziel führen können, wenn man die unbedingte Verkehrsfreiheit, die allein den Wucher tödten kann, an die Spitze dieser Reform stellt. Die päpstliche Regierung wird aber auch auf diesem Gebiet der römischen Gesetzgebung schwerlich mit irgend Etwas fertig werden, denn schon seit acht Jahren wird dort an dem neuen Civilgesetzbuch gearbeitet, in dem zu-

gleich die Wuchergesetze revidirt werden sollen. Es sieht in der That so aus, als wenn eine weltliche Reform der päpstlichen Herrschaft, die im Interesse von ganz Italien täglich dringender wird, nur noch durch die auswärtigen Mächte in die Hand genommen werden könnte.

Der Geschäftsbetrieb des Fürsten Alessandro Torlonia hat in den letzten Jahren immer gewaltigere Dimensionen angenommen. Es kann darin nur noch der Banquier Richetti in Rom mit ihm wetteifern, der freilich in jeder Beziehung der Nebenbuhler Torlonia's geworden ist und nicht minder einen der großartigsten Paläste in der ewigen Stadt bewohnt. Der Fürst Torlonia aber hat seine ungeheueren Geschäfte auch auf Neapel zu erstrecken gewußt, wo er ebenfalls längere Zeit hindurch die Salz- und Tabacksregie gepachtet hatte. Dann kamen die Staatsanleihen, die Banquiergeschäfte, Kauf und Verkauf von Grundstücken, und Unternehmungen aller Art, wodurch er sich zum römischen Crösus emporgipfelte und der von ganz Rom gefeierte und beneidete Mann des Tages wurde.

Ein gewaltiges Andenken hat der Fürst Torlonia seiner Familie in der Basilica des Lateran gesetzt. Wir sahen die prächtige Marmorkapelle, die er dort

Vater und Mutter errichtete, mit der größten Bewunderung. Er folgte dabei ohne Zweifel auch dem zum Geschäftsgrundsatz erhobenen Glauben, daß es Dem gut gehen muß, welcher Vater und Mutter ehrt, und wie die Päpste jedesmal nach ihrer Erwählung den ersten Akt ihrer heiligen Souverainetät darin begehen, daß sie von jener uralten Mutterkirche Roms feierlich Besitz ergreifen, so wollte auch Torlonia, sobald seine unumschränkte Banquierwürde sich befestigt hatte, den Glanz des Namens Torlonia zuerst in den Hallen der Laterankirche eintragen lassen. Die Kapelle Torlonia ist eines der schönsten und kostbarsten Denkmäler dieser herrlichen Kirche geworden, und keinem Papst ist in Rom ein prachtvolleres Grabmal von Marmor und Gold gebaut, als hier dem Vater und der Mutter Torlonia's. Die Kapelle, die unter der Leitung Tadolini's aufgeführt worden, empfängt uns auf der einen Seite, die dem Vater Torlonia geweiht ist, mit einer den Handel darstellenden weiblichen Figur, welche uns den Stab des Merkurius entgegenschwingt, und der parallel eine Charitas mit den liebevollen und weichen Zügen der christlichen Liebe und Barmherzigkeit entspricht. Darüber thront Vater Torlonia selbst, in einem sehr charakteristischen Brust=

bild, und man sieht den Mann, der einst auf der Piazza di San Marco mit Band gehandelt hat, nun wie er leibte und lebte vor sich. Er hat es weit gebracht, mit dieser kleinen, niedrigen Stirn, die doch so gut zu operiren wußte, daß sie mitsammt dem Gott des Handels, der dort als ein so pfiffiger Schelm in die christliche Kirche hineinlächelt, hier in dem neuen Zion des Lateran, freilich nur durch die Erlösungskraft des Goldes, eingeschmuggelt werden konnte, während so viele hohe und erhabene Stirnen in den Staub und das Elend der Welt hinabsinken mußten. Gerade gegenüber erblickt man in derselben Weise die Mutter Torlonia abgebildet, welcher die andere Seite dieser strahlenden Banquiers-Kapelle gehört, und der nur die zarten Sinnbilder ihres weiblichen Herzens beigegeben sind. Auf der Hinterwand der Kapelle sieht man die Kreuzabnahme von Tenerani und an der Decke kann man die heiligen Evangelisten von P. Galli schauen. Man begreift, daß dies Alles dem Fürsten Torlonia sein Geld gekostet haben muß, und gewiß sehr viel Geld, denn die Angabe, daß er eine halbe Million Scudi daran gewandt habe, erscheint vielleicht noch zu gering, wenn man dieses Aufgebot des Glanzes und Werthes um sich her betrachtet.

Durch Marmorthüren, die sich sowohl links als rechts öffnen, tritt man in einen kleinen gewölbten, mit Stühlen und Divans ungemein elegant und behaglich ausgestatteten Salon, der aber nur ein Vorzimmer zu dem Grabe selbst, in welches man von hier aus eingeht, vorstellen soll. Während wir uns einen Augenblick in dieser fast wohnlichen Sphäre niederließen, vergaßen wir ganz, daß wir hier beim Tode selbst antichambrirten, und der geflügelte Gott des Handels in der Kapelle Torlonia, der hier über alle christlichen Heiligenbilder und Reliquien triumphirte, schien uns mit seinem Stabe zu berühren, um uns in Träume seltsamer Art einzuwiegen. Die zu uns dringenden Schauder der nahen Grabeskammern erweckten uns jedoch bald wieder aus den trügerischen Phantasieen, mit denen uns Merkur selbst an diesem Ort zu versuchen gedachte, indem er uns das einzige noch übrig gebliebene Heil der Welt in den materiellen Interessen zeigen wollte. Es war recht gut, daß Vater und Mutter Torlonia nicht mehr so rein in ihren Kammern hielten, und doch am Ende einige Gerüche von sich gaben, denn wir mußten nun eiligst aufbrechen und ließen die glänzende Handels-Kapelle, die doch nur die Verwesungsdünste des Todes in sich barg, hinter uns.

Dem großen Triumphator des Geldes, dem Alles gelingt, sind aber auch die Schmerzen armer Erdenpilger nicht erspart worden. Dem Kummer, welchen der Zustand der Fürstin Teresa ihrem Gatten verursacht, ist ein neuer Schmerz gefolgt. Es ist dies der plötzliche Tod des jungen Herzogs Don Giovanni Torlonia, eines auf das Zärtlichste von ihm geliebten Neffen, der das Herz Alessandro's neuerdings mit tiefer Betrübniß erfüllte. Don Giovanni war der hochbegabte Sohn eines Bruders des Fürsten Torlonia, des Herzogs Marino Torlonia, dem das alte Palais des Hieronymus Bonaparte auf der Via Condotti gehört, und welchem der Stammherr dieser gefürsteten Banquierfamilie, der alte Torlonia, Duca di Bracciano, bei seinem Ableben im Jahre 1829 das Herzogthum Bracciano vermacht hatte. Dies kleine Herzogthum, das, eine halbe Tagereise von Rom entfernt, sich um einen reizend gelegenen See gruppirt, ist jetzt durch Verkauf an die Familie Odescalchi wieder zurückgelangt, in deren Besitz es sich schon früher befunden. Der Duca Marino, der älteste Bruder Alessandro's, lebte dann in Rom, wo er mit seinem leicht hingegebenen und enthusiastischen Wesen in die revolutionnairen Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 hineingerieth

und zu einer seltsamen Volksfigur gestempelt wurde, die unter dem Namen des „Ciceruacchio der römischen Fürsten“ eine Zeitlang auf dem Corso und in den Clubs ihre großen Tage hatte.

Ein Sohn dieses Duca Marino war der liebenswürdige Giovanni Torlonia, einer der talentvollsten Dichter auf dem heutigen römischen Parnaß, und ein noch größerer Menschenfreund, der bereits eine Erinnerung an eine Wirksamkeit zurückgelassen, die ihn auf eine fast rührende Weise den größten Wohlthätern des armen unwissenden und verwahrlosten Volkes beigesellte. Der junge Mann wurde in Rom vorzugsweise „Don Giovanni“ genannt, denn die Söhne italienischer Fürstengeschlechter erhielten beim Volke und in der Gesellschaft von jeher gern den Titel Don, bloß mit der Hinzufügung ihres Vornamens. Don Giovanni, der am 22. Februar 1831 geboren wurde, hatte erst ein Alter von 27 Jahren erlangt, als er am 29. November 1858 zu Rom starb. Er war ein herrlicher Jüngling, der durch einen großen Eifer für die Studien, durch ein bedeutendes Dichtertalent und durch seine Liebe zum Volke unter dem heutigen Geschlecht der Nobili in Rom eigenthümlich hervorragte. Eine Reise durch Deutschland, die er vor einigen Jah-

ren unternommen, hatte er zugleich mit wissenschaftlichem Geist benutzt, um sich über den heutigen Gang der Studien zu orientiren und seinem eigenen Streben eine bestimmte Grundlage zu gewinnen. Es war merkwürdig, daß die Neigungen eines so jungen Cavaliers, dem es sonst auch an ritterlichem Leben keineswegs fehlte, sich doch am meisten für den Volksunterricht entschieden, den er in Deutschland genau und nach allen Seiten hin kennen gelernt hatte. In seinen Gedichten, deren mehrere gedruckt sind („Poesie" Florenz 1856), hauchte er kräftigen Schwunges seine Begeisterung für die Wiedererhebung der italienischen Nationalität aus, aber zugleich säumte er nicht, selbst Hand anzulegen und für die Erneuerung der Nation auf die am meisten innerliche und praktische Weise, nämlich durch den Volksunterricht, zu wirken. Es verstand sich von selbst, daß er mit diesen Bestrebungen unter seinen Standesgenossen völlig allein stehen mußte, denn die jungen römischen Nobili langweilten sich schon sonst genug in Rom, und es konnte von ihnen nicht verlangt werden, daß sie noch den Bestrebungen des seltsamen Don Giovanni für den Volksunterricht sich anschließen sollten. Der enthusiastische Jüngling hatte nämlich nichts Geringeres im Sinn, als einen Bildungs-Ver-

ein des jungen Adels in Rom zu stiften, der aber besonders den Zweck haben sollte, das niedere Volk zu bilden und für den Unterricht der armen Kinder zu sorgen, die in den Vorstädten und in der Umgegend Roms ohne menschenwürdige Erziehung verwildern und verkommen. Man verspottete ihn, und nur wenige begriffen, was Don Giovanni eigentlich wollte, und warum man seinem edeln Vorbilde ohne Säumen nacheifern müsse.

Don Giovanni entschloß sich, sein Werk allein in die Hand zu nehmen. Es war ein großer Gedanke, die italienische Nation zuerst durch den Volksunterricht wieder erheben zu wollen, und Giovanni wurde Lehrer, um die armen Kinder der Winzer auf dem Monte Mario zu unterrichten. Dort, auf dem schönen, mit Garten-Anlagen und Cypressen bekränzten Hügel, welcher, der Engelsburg gegenüber, an dem steilen Ufer des Tiberflusses sich anmuthig in die Höhe schlängelt, wächst zwischen alten Ruinen, vornehmen Landhäusern und dürftigen Winzerhütten eine sehr verwahrloste Bevölkerung empor, für welche das geistliche Regiment weder in materieller noch sittlicher Hinsicht bisher eine Sorge empfunden hat. Es ist dies der Monte Mario, dessen Aussicht auf die Umgegend Roms und die ganze

Siebenhügelstadt schon in alter Zeit berühmt war. Die herrliche Lage des Monte Mario hat schon Martial in den Epigrammen in einigen seiner schönsten Verse gefeiert. Man schaut von dort bis zu den wunderbar schönen, in duftiger Bläue sich lagernden Bergketten des Albanergebirges hin, und überblickt die Landstraße, welche durch die heut so öde Campagna in einem stillen schattenhaften Treiben, dem man die Nähe der großen Welthauptstadt nicht anmerkt, gen Rom führt.

Hierher pflegte sich mehrere Male in der Woche Don Giovanni Torlonia schon in früher Morgenstunde zu begeben. Ein fröhlicher, enthusiastischer Muth glänzte in seinen schönen Augen, seine schlanken Glieder bewegten sich mit der Schnelligkeit eines Rehes aufwärts, wenn er von der Porta Angelika her den Berg erstieg, um zu seinen armen Schulkindern, die er sich dort oben gesammelt hatte, zu gelangen. Er mußte dann jedesmal an der Kirche S. Maria del Rosario vorüber, die zwar zu seiner Linken Frieden und Segen winkend liegen blieb, aber in dem daran gränzenden Gebäude, das vielleicht zu dem ehemals hier gelegenen Dominicaner-Kloster gehörte und in dem jetzt der Seelsorger für die Bevölkerung des Monte Mario wohnt, sahen stets zwei böse zornige Augen aus dem

Fenster auf ihn herunter, oder es schloß sich auch dies Fenster mit heftigem Klirren hinter ihm zu, sobald er vorübergeschritten war. Diese Augen und dies Klirren gehörten dem frommen Pater Calandi, welcher der Priester dieser Pfarrkirche von Monte Mario war, und der ein großes Leid davon empfand, daß der vornehme junge Mann in seiner Gemeinde Handlungen ausüben wollte, die nur ihm, dem Seelsorger, zustehen konnten, die Pater Calandi aber überdies für unnütz, ja für gefährlich erklären mußte.

Dies hinderte aber unsern Don Giovanni nicht, jedesmal mit heiterer und sorgloser Gebärde an S. Maria del Rosario vorüber zu eilen, und nachdem er fromm sein Kreuz geschlagen, wie es sich ziemt, zu der oben auf dem Berge gelegenen Villa Madama aufwärts zu schreiten. In dem fast verfallenen Gartenhause, welches zu dieser alten berühmten Villa gehört, hatte Don Giovanni einstweilen seine Schule für die armen Winzer-Kinder eröffnet. Er hatte hier alle die kleinen Schwarzköpfe, die sonst zwischen den Ruinen bettelnd umherliefen oder lieber in den Taschen der vorübergehenden Fremden, statt in einem ABC-Buch lesen lernen wollten, unter seine Fahne gesammelt, und das war die Fahne des Un-

terrichts, die Giovanni, als wahrer Seelsorger des Monte Mario, diesen armen Kindern entfaltete. Zu den kleinen Schwarzköpfen mit und ohne Hosen — denn bei den meisten seiner Schüler hatte er die Menschenbildung damit beginnen müssen, daß er ihnen von seinem Schneider Hosen anmessen ließ — fügte er auch die kleinen, bisher wild herumgelaufenen Madonnen und Magdalenen, die unter Noth und Elend zu den schönsten Maler-Modellen heranwuchsen, oder deren aus dem zerlumpten Röckchen herausschauende Glieder wie lachende Erben der mediceischen oder capitolinischen Venus uns ansahen. Aber vielleicht konnte doch noch etwas Besseres aus ihnen werden, wenn unser Don Giovanni sie lesen lehrte, und wenn sie lesen konnten, lehrte er sie auch mehr, er wollte sie denken und urtheilen lehren. Er hatte mehrere Lehrer für seine Schule angenommen, aber er kam selbst, um darin zu unterrichten und als Lehrer zu wirken, denn für den jungen Herzog gab es seiner Meinung nach nichts Höheres, als Lehrer der Kinder und des Volkes zu sein.

Um das Gartenhaus der alten ruinenhaften Villa Madama für diesen Zweck zu erlangen, hatte er erst mehreren armen Winzer-Familien, die bisher in diesen

Räumen ein Obdach sich angeeignet hatten, andere Wohnungen verschaffen müssen. Dann ließ er dies Gartenhaus, das einst von Giulio Romano und Johann von Udine mit den herrlichsten Malereien und Stuccaturen geschmückt war, in der letzten Zeit aber kaum noch die Spuren dieser ehemaligen Pracht aufgezeigt hatte, für seine Zwecke nutzbarer einrichten. Es war überhaupt eine Lieblingsidee Don Giovanni's gewesen, gerade in die Villa Madama, mit der sich eigenthümliche Erinnerungen für seine Familie verbanden, sein Schulhaus zu verlegen. Diese Villa war von dem Papste Clemens VII. erbaut worden, der durch Giulio Romano etwas besonders Reizendes in Stil und Ausführung darin hervorbringen lassen wollte. Clemens VII. nannte diese herrlich emporgestiegene Villa sein Juwel und verlebte darin die glücklichen Mußestunden, welche ihm die Welthändel seiner Zeit, in die er verwickelt war, übrig ließen, bis er sich vor den Soldaten des Kaisers in die Engelsburg flüchten mußte. Unterdessen ließ ihm der mächtige Cardinal Pompeo Colonna, dem Clemens seine Burgen im Kirchenstaat niedergebrannt hatte, aus Rache dafür die schöne Villa Madama in Brand stecken, und das Werk Giulio Romano's und Johanns von Udine

nahm einen beträchtlichen Schaden, aus dem es nur annähernd in dem früheren Glanz wiederhergestellt werden konnte. Diese Barbarei, die der große Ahn seiner Tante Teresa an dieser Stelle ausgeübt hatte, wollte der schwärmerische Jüngling hier sühnen, indem er seine Schule der Volksbildung an demselben Orte aufschlug und das Werk der Cultur und milde Sitten von hier aus zu fördern gedachte.

Aber Don Giovanni sollte keine Freude an seinen hochherzigen Bestrebungen erleben. Schon in seinem eigenen Kreise blieb die Verdächtigung nicht aus. Man verspottete ihn, daß er sich mit dem Proletariat des Monte Mario eingelassen habe, und dichtete ihm zärtliche Verhältnisse mit den Frauen und Töchtern der Winzer an, wo man es denn ganz natürlich finden wollte, daß er sich um die fernere Ausbildung seiner eigenen Sprößlinge so eifrig bemühen wollte. Schlimmer aber noch ging der erzürnte Pfarrer von Santa Maria del Rosario gegen ihn zu Werke. Sein Vorgänger auf dieser Pfarre war im Jahre 1849, wo der General Oudinot zur Belagerung Roms den linken Flügel der Franzosen auf dem Monte Mario aufgestellt hatte, von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und erschossen worden, weil er

ein den Franzosen nachtheiliges Einverständniß mit den Republikanern in der Stadt zu unterhalten schien. Dies hatte sich der gute Pater Calandi zur Warnung gereichen lassen, und es beherrschte ihn ein Schauder vor Allem, was Volksfreund und Demokrat sich nannte, denn daß der Herzog Don Giovanni Torlonia diesen gefährlichen Richtungen angehörte, wurde in Rom schon längst nicht mehr leise geflüstert, sondern in vornehmen und geistlichen Kreisen ganz laut und drohend verhandelt. Es war sogar, was den jungen Herzog bereits polizeilich zeichnete, ein strenges Verbot gegen sein letztes Gedicht ergangen, das er zum Geburtstage der ewigen Roma (dì natale di Roma) bei der letzten Feier dieses jährlich begangenen Nationalfestes gedichtet hatte. Denn an diesem Tage, an dem alle Poeten von Rom ihr Talent in Liedern und Sonetten und nationalen Hochgesängen in den Akademieen der Stadt geltend machen dürfen, hatte Giovanni geglaubt, sein Gedicht auf die Gründung Roms einmal mit der patriotischen Flamme, die so oft aus seinem Herzen gewaltsam herausschlagen wollte, durchleuchten zu dürfen. Und er schrieb ein Gedicht und trug es in der Akademie vor, ein Gedicht, das alle Schmerzen einer hohen italienischen Seele um den Untergang des Vater=

landes sang und einer baldigen Wiedergeburt Italiens entgegen jauchzte. Der geistlichen Polizei, die für diese Dinge ein sehr zartes Trommelfell hat, war dies zu viel gesungen und gejauchzt, und man fahndete auf dies Gedicht Giovanni's, nachdem er es, kühn wie er war, auch durch den Druck hatte verbreiten lassen. Es hatte dies die Folge, daß bald auch die früheren Gedichte Giovanni Torlonia's für gefährlich angesehen wurden und einem Verbot unterlagen. Es ist dies immerhin eine bedenkliche Situation für einen römischen Nobile, und der Onkel Torlonia an dem Venetianischen Platz rang bisweilen schon die Hände und fragte sich, was endlich daraus werden solle. Denn auch er, Fürst Alessandro, hatte die humanen Bestrebungen seines Neffen auf dem Monte Mario, und einige andere Anstalten, die Giovanni in den Volksvierteln von Rom für die armen Leute zu begründen angefangen, von Herzen gern unterstützt.

Bald darauf erlag auch die Volksschule auf dem Monte Mario dem Eifer des Pater Calandi, der es zuletzt nicht mehr aushalten konnte, daß der Atheist, vielleicht der Teufel selbst, die Kinder auf dem Berge lehre. Die Behörde hatte aus mehreren Gründen nicht unmittelbar dagegen einschreiten wollen, denn es

lag doch zu sehr zu Tage, daß den armen Kindern Gutes geschah, und die Sittenverhältnisse auf dem Monte Mario standen besser, als zu der Zeit, wo bloß der Pfarrer von S. Maria del Rosario dafür gesorgt hatte. Da nahm der Pater Calandi die Eltern der Kinder beiseit, und flößte ihnen eine große Angst wegen des Seelenheils ihrer Kinder ein. In der Beichte drohte er ihnen mit den ewigen Höllenstrafen, wenn sie ihre Kinder ferner in den Unterricht des bösen Feindes in der Villa Madama sandten, und er verweigerte ihnen die Vergebung der Sünden im Fall ihrer ferneren Bereitwilligkeit, den gotteslästerlichen Zwecken des Don Giovanni zu dienen. So blieben die kleinen Schüler und Schülerinnen aus dem Gartenhause der Villa Madama fort, erst einige, dann mehrere, zuletzt alle. Die Furcht vor dem Pater Calandi war zu groß gewesen. Als Giovanni einst wieder den Berg hinaufstieg, um seine Schule zu besuchen, blieb er ganz allein in dem öden Zimmer, und sah ein, daß er nicht wiederzukommen brauche. Es drückte ihm das Herz ab, als er den Berg wieder hinunterschlich, wie ein Missethäter, der sich kaum noch sehen zu lassen wagte. Er nahm Abschied von seinem geliebten Berg, dem Monte Mario, demselben auf dem

einst dem großen Kaiser Constantin vor seinem Siege über das Heer des Maxentius das flammende Kreuz am Himmel erschien, mit der Inschrift: In hoc signo vinces! (In diesem Zeichen wirst Du siegen.) Aber das Kreuz, das über dem armen Giovanni auf dem Monte Mario aufgegangen war, bedeutete ihm keinen Sieg. Es drückte ihn zu Boden, und nach so vielem fehlgeschlagenen Streben und Hoffen starb er dahin, wie eine Blume, der plötzlich Licht und Luft zum Blühen entzogen worden. Mit ihm gingen alle seine Werke verloren, die er für das Wohl der unteren Klassen Italiens in seinem Sinne getragen oder schon auszuführen begonnen. Aber bei seiner Bestattung sah man alle die kleinen Schwarzköpfe vom Monte Mario heruntersteigen, und gegen das Verbot der Eltern und des Pfarrers sündigen. Sie kamen, um Blumen auf das Grab ihres Wohlthäters zu streuen, und die Immortellenkränze, welche die künftigen Madonnen und Magdalenen geflochten hatten, mit dankbaren Thränen für ihn aufzuhängen.

Es war eine sehr schöne Idee des Don Giovanni Torlonia gewesen, daß er die italienische National-reform, für welche er erglüht war, mit einer neuen Erziehung der unteren Volksklassen beginnen und be-

gründen zu müssen glaubte. Denn in Italien sind es vorzugsweise die untern Volksschichten, die verdorben und verkommen sind, wodurch leicht die Meinung entstehen kann, als ob die italienische Nationalität an ihrer Wurzel erstorben sei. Die Länder, die in ihren höheren und mittleren Ständen verdorben und entartet sind, wo aber das Volk noch eine unversehrte Kraft geblieben ist, haben bei weitem mehr Aussicht, zu einer lebendigen Wiedererneuerung ihrer politischen und gesellschaftlichen Zustände zu gelangen. Die bevorzugten Stände helfen gewöhnlich durch ihre Corruption das Verderben zeitigen, das endlich in Rettung umschlägt, aber wo das Volk eine blöde, alles geistigen und sittlichen Lebens baare Masse geworden, ist bereits die natürliche Grundlage der Nationalität zusammengeschwunden, und der Boden liegt zerstört, auf dem neue Früchte wachsen könnten.

Länder, wie Frankreich und Deutschland, wo die unteren Volksklassen gesund und entwickelungskräftig geblieben sind, könnten daher in ihrer politischen und gesellschaftlichen Lage noch tiefer sinken, und würden nicht so leicht verloren zu geben sein. Aber in Italien ist das niedere Volk tiefer entartet und heruntergekommen, als in irgend einem anderen Lande der Welt,

was als eine Folge der Pfaffenwirthschaft und der kleinen despotischen Regierungen erscheint. Ehrlosigkeit, Unverschämtheit, Unwissenheit, diabolischer Hohn gegen alle Höherstehenden und Besitzenden, Aberglauben, Käuflichkeit für Alles und gegen Alles, sind die eigentlichen Charakterzüge des italienischen Volkes. Die höheren Klassen haben sich in sich selbst besser erhalten, und sie beweisen wenigstens im Allgemeinen einen Respekt vor Bildung und eine gewisse Ehrenhaftigkeit, wodurch sie sich eine mit Recht bevorzugte Haltung bewahren, wie sie auch durch die Liebenswürdigkeit, mit der sie sich im Umgang den übrigen Volksklassen gleichzustellen suchen, sich sehr klug und geschickt einen großen Spielraum für ihre Geltung im Lande zu erhalten gewußt haben. Aber damit kann das Werk der Nationalreform nichts gewinnen. Denn die Nationalreform verlangt zu ihrer natürlichen und lebendigen Grundlage ein frisch und unversehrt gebliebenes Volk, ohne das nichts mehr geschehen kann. Das italienische Volk ist aber nur noch eine Ruine seiner Vergangenheit, und jede Revolution kann deshalb nur noch zweifelhafte und trügerische Aussichten für den Wiederaufbau der ganzen Nationalität darbieten.

Das geistliche Regiment hat Unterricht und Erziehung, namentlich der niederen Volksklassen, in Italien auf eine entsetzliche Weise darnieder liegen lassen, und es herrscht darin gerade im Kirchenstaat, wo die Priester das ausschließliche Privilegium des Unterrichts haben, eine noch schlimmere Verwilderung, als in irgend einem anderen Theile Italiens, selbst Neapel nicht ausgenommen. Der milde, gebildete Sinn des Papstes Pius IX. hat sich gleichwohl der Wichtigkeit des Volksunterrichts verschlossen, und den alten Schlendrian in diesen Dingen übel genug, und vielleicht noch schlimmer als früher wirthschaften lassen. Sein Kardinal-Staatssekretair, der Alles bewirkende Antonelli, steht ihm auch hierin als sein böser Dämon zur Seite. Antonelli weiß sehr wohl, daß der Volksunterricht zu einer sicheren Erhebung der italienischen Nationalität führen muß, aber er gehört nicht zu den Leuten, die jetzt auf der anderen Seite wieder gutzumachen wünschten, was auf der einen Seite in den Jahren 1847 und 1848 bei den Reformbestrebungen des Papstes Pius versehen oder auf noch unreifer Grundlage aufgeführt worden. Denn diese Reformen würden vielleicht in einem dauerhafteren Glück sich verfestigt haben. wenn eine höhere geistige und sittliche Bildung des

Volkes schon die Grundlage dafür abgegeben hätte. Aber Antonelli hält den Volksunterricht für den Atheismus und die Revolution selbst, und er steht darin nicht höher als der Pater Calandi bei S. Maria del Rosario. Der italienische Freund, der uns die Geschichte von dem edeln Don Giovanni Torlonia erzählte, berichtete uns auch den Refrain dieser Begebenheit. Er war bald nach dem Tode Giovanni's auf dem Monte Mario spazieren gegangen, und hatte einen Winzer gefragt, wer nun die Kinder unterrichte. Der Winzer wollte erst mit der Sprache nicht recht heraus, und sagte achselzuckend, mit einem scheuen Blick auf seine hinter ihm krabbelnden Kinder: Ach, jetzt unterrichtet sie Niemand. Der Pfarrer sagt, er könne sich jetzt mit dergleichen nicht aufhalten, denn er habe viel wichtigere Dinge zu thun; wenn die Tage wieder länger würden, wolle er daran denken, aber jedenfalls solle kein Anderer auf seinem Berge Lehrer sein, als er selbst.

Als Dichter hatte Don Giovanni nicht minder darnach gestrebt, sich zum Führer einer neuen italienischen Nationalreform zu machen. Die junge Dichterschule, welche er um sich her gründete, wurde ein enger Verband gleichgestimmter Geister, die in einem

harmonischen Kreise zusammenstanden und die Ideale der Dichtkunst wieder auf das alte Capitol zurückzuführen strebten. Dieser Dichterverein hatte fast die Form einer freien und zwanglosen Akademie angenommen, er hielt förmliche Sitzungen ab, in denen sich die Musenjünger ihre Poesien vortrugen und untereinander beurtheilten, und das Vorzüglichste ihrer Gaben wurde in dem neuen Musenalmanach, den sie seit dem Jahre 1858 unter dem Titel „Strenna Romana“ herausgegeben, zu einem Kranz geflochten.

Diese neue lyrische Dichterschule, die ihr Haupt in dem jungen Fürsten Giovanni Torlonia verehrte, bestand außer ihm vornehmlich aus den Dichtern Paolo Emilio Castagnola, Giambattista Maccari, Ciampi, Nannarelli, und einem weiblichen Mitgliede, der hochbegabten Teresa Guoli, einer schönen Römerin, die ihre außerordentliche Begabung schon fast in allen Dichtungsarten an den Tag legte. Es ist die weltschmerzliche Lyrik Leopardi's, zugespitzt in einem freiheitsbegeisterten nationalen Ton, welche die Grundrichtung dieser jungen Dichterschule wurde. Der nationale Weltschmerz, welchen der Graf Leopardi in seinen tiefergreifenden Canzonen und Gesängen ausströmte, war über den jammervollen Zuständen des

heutigen Italiens mit wunderbaren Klagen emporgestiegen. Der Schmerz um das zerrüttete Vaterland war nicht nur die Muse des hochtönenden Dichters geworden, sondern er sollte auch der ganze Lebensinhalt der Nation werden, und Leopardi sagte, daß Alles, außer dem Schmerz, eitel sei („tutto fuorchè il duolo è vanò“). Dies Wort wurde seitdem der Grund des Strebens für alle Dichter und Denker, die Italien helfen und, wie Hamlet von der ganzen Welt sagte, wiedereinrenken wollten. Die Erbschaft Leopardi's, der in Neapel in Kummer und Noth gestorben war, hatte der sinnende Don Giovanni angetreten, und seine poetischen Freunde, die sich um ihn reihten, halfen ihm, den Schmerz als Altar der Freiheit und des Vaterlandes auf dem italienischen Parnaß aufzustellen. In gewissem Betracht gehörte diesem Kreise Torlonia's auch der unglückliche Literat Biacara an, dessen Selbstmord in der Zeit, als wir in Rom waren, ein schmerzliches Mitleid in allen Kreisen verbreitete. Er war ein junger Mann, der sich sowohl mit poetischen als historischen Arbeiten beschäftigte, dem aber die Beschäftigung mit der neueren Geschichte zuletzt das Herz brach. Die Verzweiflung an seinem Vaterlande flößte ihm den bitteren Entschluß ein. Eines Morgens

fand man ihn todt in seinem Zimmer, und vor seinem Bett stand ein halb geleertes Fläschchen mit Blausäure. Wer sich unter Betheiligung seines Herzens der Beschäftigung mit der neueren Geschichte zuwendet, kann nur bei der Blausäure als seinem unvermeidlichen Ziel anlangen. Es gereicht der italienischen Jugend zur Ehre, daß moderne Verzweiflungsscenen dieser Art, die in Paris aus dem Moder aller sittlichen Zustände erblühen, hier auch die patriotische und nationale Pointe in sich tragen können, und nur einen Beweis unglücklicher Vaterlandsliebe liefern. Der arme junge Mann hinterließ eine alte Mutter, für welche nun Giovanni Torlonia mit seinem edlen Herzen die Sorge übernahm.

Das bedeutendste Talent neben Giovanni Torlonia war aber seine Freundin Teresa Guoli, die mit ihm den feurigen Enthusiasmus für die Wiederbelebung der italienischen Nation theilte, aber in der Vielseitigkeit der dichterischen Leistungen ihn fast übertraf. Am meisten unter ihren Gedichten sind in Italien die „Begegnung der Beatrice und Laura im Paradiese“ und die „Katakomben Roms“ berühmt geworden, welche letzteren sie mit einer den Höllenfarben Dante's nacheifernden Phantasie schilderte, in der sich die

Schauder des Todes vereinigten mit der Melancholie wunderbarer Träume, die in den gespenstervollen Tiefen der Nacht den Aufgang neuer Sterne sehen wollten. Auch schrieb Teresa ein lyrisches Drama: „Torquato Tasso in Sorrent", auf das die Freunde wie auf ein Juwel der jungen Schule stolz waren.

Giovanni Torlonia, und neben ihm Castagnola und Maccari, waren besonders groß in der politischen Canzone, in der stets eine ideale Verherrlichung der Nationalität den Grundton bildete. Es giebt dazu drei Gelegenheiten im Jahre, die dem Talent der Dichter verstatten, sich selbst öffentlich vorzutragen und mit ihren Versen auf einen großen Zuhörerkreis zu wirken. Dies ist, außer dem alljährlich neu besungenen Geburtstage der ewigen Roma, der Todestag des Tasso, und dann die Preisvertheilung in der Akademie der bildenden Künste. An solchen Festtagen strömen die Poeten Roms, denen sich auch einige talentvolle Cardinäle anschließen, von den größten Verbindlichkeiten für Nation und Vaterland in schönster Sonettenform über, und ein großer Theil der Strenna Romana bestand aus solchen Gelegenheitsgedichten. Nicht alle poetischen Angebinde für die Stadt Rom, zu denen ihr seltsamer Geburtstag veranlaßte, trugen jedoch einen

so scharfen und lebensgefährlichen Stachel für ihren Dichter in sich, als das Geburtstagsgedicht des armen Giovanni Torlonia von 1857, das ihn seitdem um seine ganze Ruhe brachte. —

Giovanni Torlonia war mit Donna Francesca, aus dem fürstlichen Hause der Ruspoli, vermählt, einer glänzend schönen Frau, die aber für die poetischen Schmerzen Giovanni's kein Verständniß gehabt haben soll. Ein kleiner Knabe von sieben Jahren, Clemens, ist der einzige hinterlassene Sohn Don Giovanni's.

Die idealen Richtungen der römischen Aristokratie, welche der edle Don Giovanni mit einigen Freunden im Bunde geltend zu machen strebte, konnten beim päpstlichen Gouvernement selbst durchaus keine Aufmunterung finden. Denn die Regierung bewegt sich in einer so großen Charakterlosigkeit und Schlaffheit, und macht so sehr nur mit den schlechten Elementen in allen Klassen gemeinschaftliche Sache, daß sie an sich selbst den tiefen Verfall aller Zustände auf eine beispiellose Weise darstellt. Die Regierung der Statthalterschaft Christi bietet darin kaum einen würdigeren und moralischeren Anblick dar, als die vielverschrieene Tyrannenwirthschaft in Neapel, welche von den europäischen Mächten längst für reif zu einer gewaltsamen Ein-

mischung angesehen wurde. Wenn man aber die Einsetzung von Reformen mit bewaffneter Hand durchaus für ein Recht halten wollte, das dem König von Neapel angethan werden müsse, so konnte Rom schon seit längerer Zeit mit nicht minderer Dringlichkeit dazu auffordern.

In Rom wird gerade auf den Höhen der Gesellschaft und auf den Spitzen der Behörden am meisten gegaunert, betrogen und ein unwürdiges Spiel getrieben. Der Kardinal-Staatssekretair Antonelli, und mit ihm viele andere Aristokraten und Würdenträger der Kirche, verschmähen kein einziges Geschäft und weisen kein einziges Mittel von der Hand, wodurch Geld und Vortheil erlangt werden könnte. So vermiethen viele nicht nur in ihren Palästen Wohnungen, oder kaufen, wie der Fürst Torlonia, Häuser an, um sie in möblirten Zimmern auszuhökern, sondern sie fangen auch bereits an, Gasthöfe für Fremde anzulegen, wozu sie alte große Paläste der Stadt oft für ein geringes Kaufgeld zu erwerben wissen. Der Kardinal Antonelli, der bald mit dem Banquier Torlonia um den Besitz von Roms Häusern und Straßen streiten wird, hat jetzt auch noch einen der herrlichsten und geräumigsten Paläste des Corso angekauft, nämlich

den Palast Lozzano, den er bereits zu einem Fremden-Hôtel im größten Stil einrichten läßt. Es ist dabei, wie dies in solchen Fällen öfter geschieht, der Name eines anderen Käufers vorgeschoben, aber Jedermann weiß es in Rom, daß es der allmächtige Antonelli ist, dem die neuentstandene glänzende Locanda auf dem Corso gehört. Vielleicht wird auch noch der schöne Palast der Prinzessin Louise Charlotte von Sachsen auf dem Quirinal, welchen Antonelli im vorigen Jahre kaufte, zu Zwecken ähnlicher Art bestimmt, da es in diesem Stadttheil an Gasthäusern fehlt und es überhaupt fast gar keine Lokale in Rom giebt, die umfassendere Vereinigungspunkte für Fremde darbieten und gesellschaftliche Berührungen mit den Einheimischen möglich machen. Denn da die Gastlichkeit gegen Fremde auch in den besten Häusern nicht sonderlich mit der italienischen Lebensweise zusammentrifft, so wären doch Veranstaltungen denkbar, die auf eine leichte Weise, und, da in Italien Alles bezahlt werden muß, selbst für einen Eintrittspreis den Fremden in die Mitte der römischen Gesellschaft bringen. Es heißt, daß der Kardinal Antonelli sich mit einem sehr glänzenden Plan dieser Art beschäftige und zur Ausführung desselben den Palast auf dem Quirinal be-

stimmen wolle. Wie wir heut anderswo hörten, soll es unter Anderm seine Absicht sein, das Liebhaber-Theater, das seit einiger Zeit in einem Hause auf dem Corso besteht und auf welchem vornehme Dilettanten Opern und Komödien mit sehr vollendeter Kunstfertigkeit ausführen, in jenem Palast aufzunehmen und damit die Eröffnung von Gesellschaftssälen zu verbinden, die während der Pausen und nach dem Schluß der Vorstellung zu einer Art von Foyer im Pariser Stil, aber in der auserlesensten Einrichtung, dienen sollen. Schon bisher war es dem Fremden, der nur einige Verbindungen hier hatte, sehr leicht gemacht, als Zuschauer zu diesen Vorstellungen der vornehmen Dilettanten-Gesellschaft eingelassen zu werden, und es war dabei nur die auch auf der Eintrittskarte bemerkte Bedingung auferlegt, in großer Toilette zu erscheinen. Nach des Kardinal-Staatssekretairs Plan würden künftig diese Einlaßkarten zum Theater und zu den Gesellschaftssälen für Fremde zu erkaufen sein, jedoch auch wieder nur unter gewissen persönlichen Bedingungen, die aber, wie Alles in Italien, durch eine Steigerung des Preises sich leicht überwinden ließen. Es würden aber dafür auch Erfrischungen in den Sälen herumgereicht werden, und

man würde sich wie in einer Soirée befinden, in der es, bei der Liebenswürdigkeit und Umgänglichkeit der italienischen Aristokratie, auch nicht an der Anknüpfung interessanter Bekanntschaften fehlen könnte.

Ueberhaupt wird man es der italienischen Aristokratie nicht gerade zum Vorwurf machen dürfen, daß sie industrielle Geschäfte zu machen sucht. Die Ackerwirthschaft ist dem italienischen Adel niemals eigen gewesen, und kann am allerwenigsten jetzt die materielle Grundlage seiner Existenz bilden. Die feudale Branntweinbrennerei und Schweinezucht liegt hier den Vornehmen nicht im nationalen Geblüt, wie es bei dem deutschen Adel der Fall ist; dagegen ist die Süßigkeit des Nichtsthuns, die hier alle Klassen beherrscht, in der italienischen Aristokratie am vollendetsten verkörpert, und nur selten wird in Italien ein Vornehmer, wie sehr ihn auch seine zerrütteten Finanzverhältnisse drängen mögen, in den praktischen Staatsdienst eintreten oder selbst die militairische Laufbahn wählen. Dagegen will das industrielle Element, das der ganzen Nation einwohnt, und dessen Adern nur noch von den Regierungen und der Geistlichkeit gewaltsam unterbunden werden, dem Adel durchaus als keine Verminderung seiner Standesvorzüge erscheinen. Wenn

es einst Fabriken, ein umfassendes Eisenbahn-Netz und, wozu der nationale Associationstrieb der Italiener von selbst dringlich hinzuweisen scheint, große Actien-Gesellschaften in Italien giebt, dann wird man gewiß die alten aristokratischen Namen Italiens überall an der Spitze dieser Unternehmungen hervortreten sehen.

Ausnahmsweise begegnet man aber auch im Staatshandbuche von Rom Persönlichkeiten mit hohen Namen und alten aristokratischen Titeln, die bei der Verwaltung gewisser öffentlicher Institute eingetreten sind. Es erscheint dies sogar theilweise als ein Uebelstand des römischen Verwaltungsorganismus, daß die päpstliche Regierung von Zeit zu Zeit an Abkömmlinge altadeliger Familien das Nachfolgerecht, die sopravvivenza, für gewisse hervorragende Beamtenstellen verleiht. Dieser Nepotismus, durch welchen die Aristokratie wesentlich an die römische Curie gefesselt wird, dauert in Rom noch unverändert fort und hat oft nicht die besten Folgen für die Wohlfahrt des päpstlichen Staats. Auch als politische Belohnungen hat der Papst seit dem Jahre 1848 nicht selten wichtige Aemter an Aristokraten verliehen. Unter diesen Belohnten hat die Geschichte des Marchese Campana ein besonderes Interesse. Dieser, einer der reichsten

Nobili von Rom, stand mehrere Jahre hindurch an der Spitze des Monte di Pietà, und richtete dies schon von Paul III. gegründete römische Leihhaus nach einem neuen Plan und mit einer großen Lebens- uud Geschäftskenntniß ein. Der Marchese Campana hatte sich selbst diese Stelle vom Papst erbeten, obwohl ihre Einkünfte ihm gänzlich gleichgültig sein konnten, und Pius IX., der eine gewisse Dankbarkeit gegen den Marchese wegen seines Verhaltens in der römischen Revolution zu erfüllen wünschte, gewährte ihm gern den Posten, welchen sich der Marchese muthmaßlich zur Ausführung philanthropischer Ideen auserseheu hatte. Denn der Marchese Campana war während der Abwesenheit des Papstes in Gaëta, als die Republik des jungen Italiens sich in der ewigen Roma zu constituiren suchte, eine wesentliche Stütze der Ordnungspartei gewesen, und nachdem die Stadt von den Franzosen eingenommen worden, hatte er sich zuerst, in Gemeinschaft mit dem Fürsten Odeschalchi, der Aufgabe unterzogen, eine neue Gemeinde-Organisation in Rom hervorzurufen und auf diesem Grunde zur Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung der Dinge zu wirken.

Der Marchese war aber auch ein leidenschaftlicher

Kunstenthusiast und Sammler von Alterthümern, und sein höchster Ehrgeiz ging dahin, ein Museum in Rom zu begründen, das seinen Namen tragen und die bedeutendste Sammlung darbieten sollte, die je aus den Mitteln eines Privatmannes hervorgegangen. So entstand das Museum Campana in der Via del Babuino, das zu den großartigsten Kunstgallerien Roms gehört und besonders durch seine Sammlung römischer und etruskischer Alterthümer, Vasen und Terracotten hervorragt. Die Zusammenbringung dieser außerordentlichen Kunstschätze muß ungeheure Geldmittel erfordert haben, wie sie zum zweiten Mal schwerlich von einem Privatmann zusammengebracht werden dürften, und man war in Rom wohl von vornherein überzeugt, daß zugleich ein finanzielles Geheimniß dieses wunderbare Museum umschwebe. Denn in Rom, das nur in den Hallen der Peterskirche und im Vatican eine Weltstadt ist, in seinem inwendigen localen Getriebe aber auch Manches von dem Wesen einer kleinen deutschen Stadt hat, kannte man die Vermögensverhältnisse und Einkünfte des Marchese auf das Genaueste, und wußte sich zu berechnen, was er zu bezahlen habe und was er auszugeben im Stande sei.

In derselben Zeit ließ er sich auch das wunder-

schöne pompejanische Haus in der Via di S. Giovani in Laterano bauen, an der wir gestern vorübergingen, als wir vom Lateran kamen. In dem schönen Hause schien Alles still und ausgestorben zu sein. Der Marchese wohnte nicht mehr hier und seine Familie war verreist. Man wußte uns nicht zu sagen, wohin sie gereist war. Der Marchese Campana aber befand sich seit einiger Zeit im Gefängniß, und es war dem Director des Leihhauses ein unangenehmer Proceß gemacht worden, der jenes finanzielle Geheimniß betraf, von dem die klatschsüchtigen Römer schon längst das Museum Campana hatten umschwebt sehen wollen. Es wurde hinzugefügt, daß die Fonds des Leihhauses und des Museums sich, einer Schmerzensgruppe des Laokoon gleich, so vielfach ineinander verwickelt hätten, daß zuletzt nicht mehr herauszukommen gewesen sei. Die Fonds des römischen Leihhauses müssen allerdings sehr bedeutend sein, was man schon aus der bloßen statistischen Angabe schließen kann, daß die täglichen Anleihen auf 2 bis 3000 Scudi sich belaufen können, was dem Andringen der nothleidenden römischen Bevölkerung oft kaum genügen soll. Außerdem ist mit dem Monte di Pietà eine Art Gemälde-Gallerie verbunden, in der aber meist nur Bilder ausstehen, die

zum Verkauf ausgestellt sind und aus deren Erlös die Fonds des Leihhauses ebenfalls bereichert werden.

Die Katastrophe, welche den Marchese Campana ereilte, ist sehr im Dunkeln gehalten worden, und die Rücksichten, die der Papst gegen ihn genommen wissen wollte, haben dabei ohne Zweifel den Ausschlag gegeben. Zuletzt kam aber noch ein neuer Prozeß gegen ihn hinzu, der die trügerische Unterschiebung einer Anzahl copirter Gemälde für die Originale betraf. Auf dem römischen Leihhause werden nämlich häufig Gemälde alter Meister versetzt, die sich in dem Besitz verarmter Familien, besonders aus der Provinz, befinden. Campana ließ insgeheim die ausgezeichnetsten derselben durch geschickte Hände copiren, und brachte dann, wenn die Verfallzeit der Pfänder eingetreten war, die Copieen statt der Originale zur Auction, indem er die letzteren in seinem eigenen Museum aufstellte.

Die Anforderungen, welche an den Marchese gemacht werden, sollen sich auf eine Million römischer Scudi belaufen, und dies bestätigte sich aus dem öffentlichen Ausgebot des Museums Campana, das seitdem in den Zeitungen erschienen ist, und wonach, um des Besitzers Verpflichtungen und Schulden zu tilgen, ein

Käufer für diese Sammlung gesucht wird, der gerade eine Million römischer Thaler zu erlegen im Stande sei.

Die römische Aristokratie, die meist in so stolzen und herrlichen Geschlechtern blühte, ist hier so wie überall von dem nivellirenden Zeitgeist getroffen worden. Einst, im Mittelalter, war fast ganz Rom in den Besitz der Aristokratie gegeben, und die Alterthümer der klassischen Welt waren unter diesen Adel vertheilt. Den mächtigen Frangipani, deren altrömische Abstammung von dem Geschlecht der Anicia mit Wahrscheinlichkeit behauptet wird, gehörte das Colosseum, der Triumphbogen des Titus, der Tempel der Venus, die ganze Gegend zwischen Palatin, Esquilin und Coelius. Aus den Steinen, die man vom Colosseum weggenommen, haben mehrere Aristokraten ihre Paläste erbauen lassen, die zu den großartigsten und glänzendsten Roms gehören. Das antipäpstliche Geschlecht der Colonna, das den Theil Roms vom Corso bis zur Porta del Popolo sein Eigenthum nannte, besaß das Mausoleum des August, das heute zu einem der besuchtesten Theater Roms geworden, und in dem zum Theil Feuerwerke und Volksbelustigungen aller Art abgehalten werden. Der Palazzo Colonna liegt noch heut auf dem Quirinal, welchen dies Geschlecht im

Mittelalter zu einem festen Platz für sich eingerichtet hatte, denn diese aristokratischen Familien, die sich nach den Principien des ganzen Weltalters in Guelfen und Ghibellinen schieden, standen sich in Rom stets zu den furchtbarsten Kämpfen gegenüber. Mit den Colonna's kämpften die guelphisch gesinnten Orsini, ebenfalls den berühmtesten altrömischen Geschlechtern von hohem Adel angehörig, die auf dem Monte Giordano wohnten, und auf dem rechten Ufer der Tiber einen Palast bei St. Peter besaßen, wie sie auch in Zeiten ihres höchsten Kriegsglanzes die Engelsburg inne hatten. Es war ein großartiges, trotziges, selbstherrliches Gebahren, von dem die ewige Roma zu Zeiten in ihren Grundfesten erschüttert wurde, denn diese Herren hatten sich in ihren Wohnungen selbst wie in Festungen niedergelassen, und sperrten in ihren Kämpfen gegeneinander ganze Stadttheile durch Barricaden, Pfahlwerke und Gräben ab. Der Adel lehrte dadurch dem italienischen Volk den Straßenkampf, in dem es in der Revolution von 1848 und 1849 sogleich mit einem so eigenthümlichen Talent sich bewegte, wie man dies neuerdings kaum bei irgend einer anderen Bevölkerung gesehen. Heutzutage aber erinnert nichts mehr an diesen gewaltigen Charakter

der römischen Aristokratie, der einst in so ungeheuren Dimensionen sich in die ganze Stadt hineingezwungen hatte. Die großen, kriegerischen Geschlechter, die sich einst im Schooße der heiligen Stadt so wild bekämpften, haben ihre Waffen längst sinken lassen. Ihre Paläste und Burgen sieht man wohl noch auf denselben Plätzen herrschen, aber das moderne Leben, das darin eingekehrt ist, hat diese Edelleute dem heutigen socialen Gesetz überantwortet, und sie müssen sich in den Bedingungen der Zeit unterzubringen suchen, wie Unsereins.

Rom zählt in diesem Augenblick noch eine große Anzahl der ältesten aristokratischen Familien, unter denen sich einige vierzig Fürstengeschlechter befinden, deren Ursprung bis in die frühesten Feudalzeiten zurückreicht. Mit nicht so vielem Recht, als die Frangipani, leiten sich auch noch andere Familien von alten römischen Patrizier-Geschlechtern her, wie z. B. die Mattineos von den Fabiern, die Santa Croce von Valerius Publicola, aber der Stammbaum scheint hier doch mit einigen künstlichen Märchen sich umrankt zu haben. In neuester Zeit verschmähte jedoch das römische Aristokratenblut keineswegs die Vermischung mit den allermodernsten Stoffen, wodurch mit der Zeit eine ganz andere Temperatur dieses Adels hervorge-

bracht werden muß. Dazu gehört vornehmlich die neuerdings aufgekommene Mode der römischen Aristokratie, sich mit blonden und reichen Engländerinnen zu verheirathen, worin der Principe de Ruspoli (ein Geschlecht, welches das Erbamt der maestri del sagro ospicio bekleidet) vor einiger Zeit vorangegangen ist. Seitdem haben sich mehrere andere Principi damit versehen, und impfen dadurch ihrem welschen und antiken Stamm nicht immer bloß das Vollblut der Hochtories, sondern auch die jeden Stammbaum scharf anfressenden industriellen Säfte der Gegenwart ein. —

In diesen etwas weitführenden Gedanken kehrten wir zur Table d'Hôte in unsere Minerva zurück, und fanden dort heut eine interessante Gelegenheit, unsere Studien der italienischen Aristokratie, denen wir seit einiger Zeit obgelegen, auf die bequemste Weise beim Diner selbst fortzusetzen. Seit einiger Zeit wohnten der Herzog und die Herzogin Scoti aus Mailand im Hôtel, und die Herzogin hatte die liebenswürdige Laune geäußert, auch einmal eine Tabled'hôte zu sehen, wo denn dem Herzog nichts Anderes übrig blieb, als den Herrn Ober-Kellner mit der Belegung von Plätzen bei der heutigen Mittagstafel beauftragen zu lassen.

Es wäre dies anderswo unmöglich gewesen, aber

bei der oft bemerkten volksthümlichen Leichtigkeit und Beweglichkeit, die den italienischen Adel selbst auf seinen höchsten Stufen auszeichnet, konnten wir diese Mittheilung für glaubhaft annehmen, und meinten auch bald in unserer nächsten Nähe die betreffenden Personen herauszufinden. Durch einen kleinen Knaben von vier Jahren, der einige Stühle weit von uns saß, glaubten wir zuerst auf die richtige Spur geleitet zu sein, denn hinter diesem Kinde stand, mit sorgsam freundlicher Servilität, ein Kammerdiener, der den Knaben beim Essen zu bedienen, und ihm vorzulegen hatte. Es geschah dies aber großentheils auf Anordnung einer ausgezeichnet schönen Dame, die dem Kinde gerade gegenüber saß, und die durch Wink und Gebärde jedesmal zu bestimmen schien, wovon der kleine Mann essen solle oder nicht. Neben dem Knaben saß ein Priester, der sich ebenfalls um denselben zu bekümmern hatte, sich aber, wie es schien, bei weitem mehr um den besseren Wein bekümmerte, welchen der ihm gegenübersitzende Herr, der zur Linken der Dame Platz genommen, hatte auftragen lassen. Zu dieser eigenthümlichen Gruppe gehörten offenbar noch einige andere Herren und Damen, die im Umkreise derselben saßen, meistentheils stattliche und ele-

gante Gestalten, die es uns schwer machten, den Herzog und die Herzogin Scoti, die wir eigentlich herauserkennen wollten, in dieser Gesellschaft zu unterscheiden.

Die Dame, die mit ihren reizenden Handbewegungen über die Tafel herüber die Kost des kleinen Prinzen bestimmte, und deren still gebietender Wink auch Ursache wurde, daß der Junge, obwohl mit einigem Widerstreben, jetzt abgeführt wurde, schien doch die meiste Anwartschaft darauf zu haben, als Herzogin von uns anerkannt und gehuldigt zu werden. Sie war unläugbar von großer und auserlesener Schönheit, und obwohl sie sich nicht mehr in der ersten Jugendblüthe befand, so lagen doch in Kopf und Büste die frischesten Reize ausgedrückt, und dunkelglühende Augensterne wetteiferten an Strahlen mit dem großen Diamanten an ihrem Finger. Sie benahm sich so einfach und harmlos, daß ihre Neugierde, das Treiben an der Table d'hôte eines Gasthofes kennen zu lernen, nicht hervorstach, sondern, obwohl eine feine Beobachtung nach allen Seiten hin keinen Augenblick zu ruhen schien, doch stets in dem Maaß der vornehmen lächelnden Ruhe und Unabsichtlichkeit sich zurückhielt. Sie sah durchaus nicht verwundert und überrascht aus,

und doch hätte die Herzogin Scoti, wenn sie eine Reise in den Mond unternommen, dort kaum verwunderlichere Dinge entdecken können, als für sie eine gemischte Wirthstafel dieser Art darbieten mußte. Ebenso schien der neben ihr sitzende Herzog — denn der kleine, kränklich aussehende und seltsam zitternde Herr an ihrer Seite war ohne Zweifel der Herzog Scoti — sein ganzes Leben hindurch sich nur mit französischen Weinreisenden unterhalten zu haben, so angelegentlich und eingehend hatte er sich mit dem auf seiner anderen Seite sitzenden Gast, der seines Zeichens ein Commis-Voyageur war, in ein Gespräch eingelassen. Er entwickelte dabei ein sehr gutes und geläufiges Französisch, und schien nicht minder eine bedeutende Sachkenntniß in allen Dingen, die einen Weinreisenden interessiren können, zu zeigen, denn dieser nickte ihm mehrmals mit der überlegenen Wichtigkeit eines Commis-Voyageur seine Uebereinstimmung zu, und nahm auch mit ernsthafter aber sehr kritischer Gebärde ein Glas Wein an, welches ihm der Herzog aus der vor ihm stehenden, besonders bestellten Flasche einschüttete. Die Herzogin unterhielt sich indessen in der ihr eigenen liebenswürdigen Manier mit dem ihr gegenübersitzenden Geistlichen, der soeben ein Stück

Biscuit recht tief in seinen Wein tauchte und mit einigem Witz begabt zu sein schien, denn die schöne Herzogin ließ bei seinen Bemerkungen ein leises, zauberisches Lachen erklingen.

Jetzt aber war am anderen Ende der Table d'Hôte eine Bewegung entstanden, welche unsere Aufmerksamkeit auf einige Augenblicke von unserer interessanten Nachbarschaft ableitete. Die erwartete Verstärkung französischer Occupations-Truppen war nämlich heut Morgen über Civita-Vecchia in Rom eingetroffen, und eine Anzahl von höheren Offizieren dieses neuen Regiments — es waren Scharfschützen — hatten bis zur Anweisung ihres Quartiers, wie es schien, das Hôtel della Minerva zum ersten Absteigen gewählt. Man hatte heut den ganzen Tag über in Rom geglaubt, daß bei der Ankunft dieser neuen französischen Soldaten Unruhen ausbrechen würden, und es wäre dies einigermaßen wahrscheinlich gewesen, da der heimliche Grimm der römischen Bevölkerung gegen die französischen Besatzungstruppen in der letzten Zeit stark gewachsen zu sein schien, indem die immerfort steigenden Einquartierungsgelder der Municipalkasse zur Last fielen. Es war aber auf den Straßen und Plätzen Roms Alles so still wie sonst geblieben. Mit einer gespannten Auf-

merksamkeit wurde jedoch jetzt das Benehmen der neu angekommenen Offiziere an der Table d'Hôte der Minerva beobachtet. Es bestanden diese Herren meistentheils aus kleinen, fast zierlichen, aber doch von einer elastischen Muskelstärke und Energie belebten Gestalten, wie sie der französischen Armee eigen sind, und in denen eine ungeheuere Ausdauer und Sprungkraft auf die scheinbar harmloseste Weise sich ankündigt. Bald war auf diesem Flügel der Table d'Hôte die lebhafteste und lauteste Unterhaltung entstanden, welche die französischen Offiziere jedoch nur untereinander und mit ihren Damen, deren einige ihren Männern gefolgt schienen, führten. Es wurde aber nur von den mancherlei Zufällen und Abenteuern der bis Civita-Vecchia bestandenen Seereise gesprochen, und vergebens harrte man auf ein anderes Wort, das politischer oder militairischer Natur gewesen wäre. Aber obwohl man in französischer Manier ganz laut, ohne Rücksicht auf jede Umgebung und so, als wenn es keinen andern Menschen in der Welt gebe, sich unterhielt, so wurde doch mit derselben Sicherheit Alles vermieden, was die heutige Situation der Franzosen in Rom irgend hätte berühren können.

Der Wirth des Hôtels della Minerva, ein Franzose, Herr Sauve, und ein noch ziemlich jun-

ger, schwarzlockiger Mann, hatte sich hinter die Stühle der Franzosen gestellt, und bemühte sich, seinen Landsleuten eine angenehme Unterhaltung zu machen. Es ist bekannt, daß dieser Hôtellier der Jesuitenpartei angehört, obwohl er als Gastwirth keineswegs Jesuit ist, sondern allen Reisenden ohne Unterschied, die vortrefflich bei ihm aufgenommen sind, die ehrlichsten Rechnungen schreibt. Die Jesuiten waren aber seit längerer Zeit Besitzer dieses Hauses, welches sie aus der Hinterlassenschaft der schönen und abenteuerlichen Prinzessin Fonseca an sich gekauft hatten, und aus deren Händen es zu dem gegenwärtigen Eigenthümer überging, der eines der besten Hôtels von Rom darin einrichtete. Jetzt scheint sich aber dieser vielgewandte Wirth, auf dessen Haus so viele merkwürdige historische Erinnerungen ruhen, sehr sichtlich um die Gunst der Franzosen zu bemühen, die, seitdem sie im Jahre 1849 mit ihren Bajonnetten die römische Republik niedergeworfen, als fressender Wurm der Zeit in der ewigen Stadt sitzen geblieben und deren Aufenthalt hier eine fortwährende geheime Krisis bedeutete.

Jene Prinzessin Fonseca, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts dies Haus bewohnte, war, obwohl von spanischer Familien-Abstammung, eine leidenschaft-

liche Parteigängerin der französischen Republikaner, und als diese im Jahre 1798 aus dem Kirchenstaat die Römische Republik gemacht hatten, schrieb die seltsame Prinzessin, deren Reize ebenso sehr wie ihr Geist gerühmt werden, ein politisches Journal, um republikanische Grundsätze darin zu verbreiten und die Römer wieder zu Republikanern zu erziehen, wie sie es in antiker Zeit gewesen. Das Journal der Prinzessin Fonseca, welches hier in ihrem Palast erschien, führte den Titel: La Minerva, vielleicht von der Kirche S. Maria sopra Minerva, welche hier dem Hause in unmittelbarer Nähe gegenüberliegt, und die auf dem Grund eines von Pompejus erbauten Minervatempels errichtet worden. Diese Kirche war der republikanischen Prinzessin eine Lieblingsstätte ihrer Andacht gewesen, und die darin aufgestellte gewaltige Statue Christi von Michel Angelo, welcher eine lasterhafte Decenz damals noch nicht das broncene Gewand um die naturvollen Hüften gezwungen hatte, sah die Prinzessin oft vor sich zu den Füßen des Herrn niedergeworfen, indem ihn die Schwärmerin angefleht haben soll, die Erlösung der Welt durch die Wiederherstellung der antiken Republik zu vollenden. Aber wie unbekannt uns auch sonst ihre genaueren Lebenszüge geblieben,

so kennt man doch das tragische Geschick ihres Todes, der ihr Haupt auf dem Blutgerüst in Neapel fallen ließ. Eng verbunden mit den französischen Republikanern, deren Agentin und Feuerseele die Prinzessin Fonseca war, folgte sie den Heeren der Franzosen nach Neapel, und der große Admiral Nelson, der sich damals zum Helfershelfer der mörderischen Reactionspolitik des neapolitanischen Hofes erniedrigte, ließ die junge Heldin der Freiheit auf das Schaffot führen.

Diese Erinnerungen befielen uns jetzt in dem prächtigen Marmorsaal des ehemaligen Palastes, der im Wandel der Zeiten zum Speisesaal eines Gasthauses geworden war. Und dieser Saal selbst konnte uns tief in die geschichtlichen Reminiscenzen der letzten Jahre führen, denn hier war in den Jahren 1848 und 1849 das Hauptrendezvous der römischen Republikaner gewesen, hier wurden die zündendsten Freiheitsmanifeste und Aufrufe an das römische Volk redigirt, hier aßen Mazzini, Garibaldi und seine romantische Frau, Calandrelli, und andere berühmte Groß-Capitaine der Revolution. Von dem, über diesem Saale gelenen Balcon der ersten Etage herab, wo in diesem Augenblick der Herzog Scoti mit seiner schönen Gemahlin wohnt, tönten die donnerndsten Reden von Frei-

heit und Gleichheit, und die flammendsten Verwünschungen gegen die vor den Mauern Roms stehenden Franzosen, was heut Alles verhallt ist. Auf dem Platze vor der Locanda della Minerva starb einst der wunderbare Philosoph Giordano Bruno den Flammentod. Dieser große Denker und metaphysische Dichter, dessen gewaltiger Geist die Fesseln der römischen Dogmatik zerbrochen hatte, bestieg an dieser Stelle, an der seitdem beständig die Gegensätze und Wendungen der Zeitalter miteinander gekämpft haben, zur Strafe für seine anbetungswürdigen Ketzereien den Holzstoß. —

Wir wandten unsere Aufmerksamkeit wieder zurück zu der uns umgebenden Table d'Hôte, wo man inzwischen bis zu den Erdbeeren vorgerückt war, die es im Oktober in Rom noch in duftiger und farbenfrischer Fülle gab, und der Herzog und die Herzogin Scoti schienen sich bereits das Zeichen zum Aufbruch gegeben zu haben. Es dünkte ihnen doch Zeit, das immerhin bedenkliche Bivouac einer Table d'Hôte, in das sie sich aus der Wißbegierde, die einen Reisenden ziert, gestürzt hatten, wieder mit ihren sicheren und exclusiven Appartements in der Bel-Etage der Minerva zu vertauschen. Zuerst war die Herzogin mit einer graciösen Bewegung aufgestanden, und wenn wir zu

Anfang darüber gestritten hatten, ob sie in der That die Herzogin oder vielleicht nur die Kammerdame derselben sei, was uns bei der heiteren Natürlichkeit ihres Benehmens zuerst sehr wahrscheinlich vorgekommen war, so konnten wir jetzt nicht mehr an ihrer eingebornen Herrlichkeit als Duchessa zweifeln. Nachdem sie sich von ihrem Platz erhoben, schwebte sie alsbald mit einer gewissen vornehmen Feierlichkeit am Arme ihres Gemahls durch den Saal dahin, und sie glaubte nun doch mit einer unnahbaren Hoheit aus dieser Sphäre wieder scheiden zu müssen. Schwerer wurde es dem Herzog Scoti, sich bei seinem Abgange in dieser überlegenen Haltung zu verabschieden, denn die Epilepsie, an welcher er offenbar litt, begann jetzt plötzlich in den heftigsten Zuckungen und Grimassen auf seinem Gesicht auszubrechen, und das starke Schielen seiner Augen, das uns schon anfänglich betroffen gemacht hatte, brachte nun einen fast erschreckenden Anblick hervor. Gleichzeitig mit diesen Herrschaften war auch der bisher zu unserer Seite gesessene Priester aufgebrochen, der bisher wie jeder andere Mensch gespeist und getrunken hatte, jetzt aber, nachdem er aufgestanden war, sich feierlich bekreuzte und dann mit pathetischen Schritten dem Herzog und der Herzogin, welche

eben die Thür erreicht, nacheilte. In demselben Augenblick waren auf einer anderen Seite der Tafel noch einige Herren und Damen aufgestanden, welche offenbar zu dem kleinen Hof gehörten, und nun mit einem gewissen Eifer durch dieselbe Thür nachfolgten. Einen Augenblick entstand wieder eine aufmerksame Stille bei der ganzen Tischgesellschaft, und nur die unmittelbar darauf einfallenden schwatzenden und scharf artikulirten Stimmen der französischen Offiziere, und die pikant modulirenden Redewendungen ihrer Damen deckten die Lücke wieder zu, welche durch die eigenthümliche Erscheinung des herzoglichen Paares entstanden war.

Am anderen Tage trafen wir den Herzog Scoti und seine Gemahlin, indem sie beide zu Fuße eine der kleinen schmutzigen Straßen unweit des Pantheons durchschritten, und mit einer durchaus bürgerlichen Gelassenheit und Unbefangenheit sich zwischen allen Hindernissen des volkreichen Weges hindurchbewegten. Ebenso harmlos traten sie in einige Läden zu verschiedenen Ankäufen ein, und zuletzt fanden wir sie in dem Buchladen von Gallerini auf dem Monte Cittorio wieder, wo sich der Herzog den Almanaco Romano kaufte, und ich mir die wunderliche Schrift Roma

e Londra, von dem sardinischen Priester Giacomo Margotti, die ich am Fenster ausstehen gesehn, erhandelte. Ich erfuhr hier, daß der Herzog Scoti in Rom eine oft und gern gesehene Figur war, und daß er einigen hiesigen Aerzten seine epileptischen Leiden anvertraut hatte. Es wurde von diesem Buchhändler der humane Bürgersinn, der den Duca wie die Duchessa auszeichne, sehr rühmend hervorgehoben. Unter den hohen Aristokraten Italiens nennt man überhaupt jetzt mehrere, welche sich auch in ihrer Lebensweise dem Volke zuzuneigen anfangen, und den Thron-Baldachin mit dem gestickten Wappen, der als Zeichen ihrer früheren souverainen Herrlichkeit noch in dem Vorzimmer ihrer Paläste stehen geblieben, gern mit einem allgemeinen italienischen Bürgerrecht, das ihnen ihre Stelle in der Mitte und in der Einheit der Nation giebt, vertauschen würden.

Ein Bruder des Herzogs von Scoti war Bischof gewesen und ist vor Kurzem gestorben. Wie wir hörten, war der Herzog Scoti diesmal besonders in der Absicht nach Rom gekommen, um die bedeutende Hinterlassenschaft seines Bruders in Empfang zu nehmen.

Die vornehme römische Gesellschaft nimmt sehr leicht und gefügig fremde Elemente in sich auf, die

ein vollgültiges Bürgerrecht in ihr erlangen. Es geschieht das vornehmlich, wenn dieselben unter besonderer Protektion der hohen Geistlichkeit sich eingeführt haben, und ein bedeutendes Vermögen im Hintergrunde spielt, was mit der geistlichen Empfehlung ziemlich gleichbedeutend ist. Fast in allen Cirkeln giebt es einige vornehme alte Engländerinnen, die sich für ihre Vermächtnisse, welche sie der Kirche bestimmt, eine glänzende und mächtige Stellung in der römischen Gesellschaft erworben haben, und die Ehre genießen, die Prälaten des römischen Hofes als ihre Hausfreunde bei sich zu empfangen. Eine der interessantesten und berühmtesten Figuren dieser Art ist unsere deutsche Landsmännin, die Baronin Kimsky, die fast seit vierzig Jahren in Rom lebt und in den höchsten geistlichen Kreisen einen unbegränzten Einfluß behauptet. Die Entführungsgeschichte ihrer Pflegetochter, welche sich von einem Offizier der päpstlichen Nobelgarde, Grafen Moroni, zu einem Abenteuer verleiten ließ, hatte eben die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf diese Frau gelenkt, die in der letzten Zeit nur noch wegen ihrer dem Heiligengeruch verwandten Frömmigkeit und wegen ihrer unermeßlichen Wohlthaten, die sie den Armen erweist, erwähnt zu werden pflegte,

und dadurch über ihre merkwürdige Vergangenheit den Schleier eines geistlichen Stilllebens gebreitet hatte. Jetzt ist die Frage wieder auf ihr bedeutendes Vermögen gekommen, das seinen Ursprung ohne Zweifel aus Deutschland und aus dem politisch-romantischen Verhältniß der Frau von Kimsky, ehemaligen Friederike Hähnel, zu dem preußischen Staatskanzler Fürsten von Hardenberg gezogen hat, und die Väter Jesuiten haben von Neuem Hoffnung geschöpft, die einstige reiche Hinterlassenschaft, von der ihnen bisher nur einzelne, wenn auch ansehnliche Gaben zugewandt worden, doch noch ganz in ihre Hände zu bekommen.

Friederike Hähnel hatte dies Vermögen, das ihr nicht bloß aus den Liebesgeschenken des Fürsten Hardenberg zugeflossen sein mag, ihrer Pflegetochter Giovanna, einem früheren Bauermädchen aus dem Albaner-Gebirge, in ihrem Testament vermacht. Friederike Hähnel, die einstige Uhrmacherstochter aus dem mecklenburgischen Städtchen Neu-Brandenburg, ging, nachdem sie ihre Sünden bereut, und von dem Schauplatz ihrer Thaten hinweg gen Rom gewallfahrtet war, dort fast alle Tage nach St. Peter zur Verrichtung ihrer Gebete und zur Ablegung ihrer geheimsten Bekenntnisse. Dort suchte die leidenschaftliche, üppige

Mecklenburgerin in heißem Flehen zur Madonna, zu der sie sich bekehrt hatte, die wirren Bilder ihres vergangenen Lebens in einem steten frommen Opferdienst für die Kirche auflodern zu lassen. Einst die Somnambüle des Wiener Congresses, dann aus dieser frivol-mysteriösen Rolle durch den hohen klugen Geist Hardenbergs erlöst, der Gefallen an ihr fand und sie zu seiner täglichen Gesellschafterin machte, hatte sie eine Laufbahn durchmessen, auf der sie die geheimsten Triebfedern der wichtigsten Ereignisse in ihre Gewalt bekommen mußte, und ihr Wissen von vielen Dingen war sicherlich so groß, daß es für sich allein schon für eine Sünde gehalten werden konnte.*) Sie war nicht schön gewesen, Friederike Hähnel, aber die dämonische Häßlichkeit, die in den wunderbarsten Farben an ihr strahlte und die sich heut in dem Heiligenschein eines frommen und abgeklärten Lebens aufgelöst hat, war zu einer Magie aller Reize an ihr geworden. Es war gewiß viel abzubüßen, und dazu hatte St. Peter Raum und Altäre genug. Aber als sie eines Tages

---

*) „Napoleon in Deutschland" von L. Mühlbach nimmt die Gestalt der Friederike Hähnel, nachherigen Baronin Kimsky, in ihren merkwürdigsten Lebensschicksalen, und aus genauerem und eigenthümlichem Wissen, auf.

diesen frommen Werken am inbrünstigsten oblag, störte eine Erinnerung, die sie nicht los werden konnte, unaufhörlich Friederikens Andacht. Auf dem Wege zum St. Peter war ihr heut eine arme Bauerfrau aus Albano begegnet, die ein kleines Kind an ihrer Brust trug und auf dasselbe mit heftigem Ungestüm, wie es die italienischen Bettler gegen Fremde an ihrer Gewohnheit haben, ein Almosen forderte. Das Kind war dicht in bunte Lumpen gehüllt, aber seine glänzende Schönheit leuchtete aus diesen Lumpen wunderbar hervor, und traf das Herz der Friederike Hähnel wider ihr eigenes Wissen. Die gesteigerten Unverschämtheiten der Alten machten sie aber wieder abwendig von ihren Helfer-Gedanken. Jetzt, vor dem Altar St. Petri, konnte sie keine Ruhe mehr vor den Gedanken an das arme schöne Kind finden. In stürmischer Eile begab sie sich wieder hinaus auf die Straße, fand den Platz der Bettlerin unter dem Passionsengel an der Brücke S. Angelo wieder auf, und gewann ihr um jeden Preis das kleine Mädchen ab, das jetzt ihr Kind wurde.

Dies ist Giovanna, die so blühend an Schönheit und Anmuth heranwuchs, wie alle albanesischen Mädchen, und die sich Frau von Kimsky mit allen Lieb-

reizen einer feinen geistigen Bildung schmückte. Die Bade-Saison in Livorno, wo die Baronesse im Sommer 1858 die Seebäder gebrauchte, wurde für Giovanna verhängnißvoll. Man hat diesen Umstand aus den Zeitungen erfahren. Der Graf Moroni, der ihr aus Rom nachgereist war, wußte sie zu einer heimlichen Flucht mit ihm zu bereden, und die beiden Liebenden begaben sich in einer Verkleidung nach Rom zurück, wo sie bei ihrer Ankunft sogleich von einigen Polizei-Agenten in Empfang genommen wurden. Denn Frau von Kimsky, die dem Geheimniß dieser Flucht auf die Spur gekommen war, hatte die Telegraphen-Dräthe, die jetzt ganz Italien durchziehen, in Bewegung setzen lassen, und vermittelst derselben sogleich die römische Polizei aufgerufen. Giovanna und der Offizier der päpstlichen Nobelgarde wurden zur Buße in zwei Klöster geführt, bald darauf aber, nachdem sie ihrer Haft wieder entlassen, durch einen von der Behörde angeordneten Trauungsakt ehelich mit einander verbunden. Denn die Sittenstrenge in dem heutigen Rom, wenn sie auch nur ein heuchlerischer Anschein ist, wird doch mit einer um so größeren polizeilichen Energie nach allen Seiten hin aufrecht erhalten. Aber die Gräfin Moroni wurde von ihrer Pflegemutter, die

sich nicht mehr mit ihr versöhnen wollte, aus dem Testament gestrichen, und einige interessante Jesuiten verkehrten seitdem wieder häufiger in dem stillen, von Gebeten durchflüsterten Hause der Frau von Kimsky. Die Summe, um die es sich dabei handelt, ist groß, und verlohnt wohl der Mühe, darum Tag und Nacht an der Seite der frommen Greisin zu beten und ihre Extasen und Erleuchtungen mit sorgsam väterlicher Hand zu leiten. In Rom wird erzählt, daß dies Vermögen auch durch die bedeutende Abstandssumme entstanden und vergrößert worden, welche Frau von Kimsky einst für die Zurückhaltung und Auslieferung ihrer Memoiren von der preußischen Regierung empfing. Ich glaube, daß man in Berlin von diesem Handel nichts weiß, aber die Memoiren der Frau von Kimsky wurden ebenso gut geschrieben, wie die des Fürsten Hardenberg, und werden sich vielleicht einmal auf die lehrreichste Weise ergänzen, wenn die Zeit ihrer Veröffentlichung erschienen sein wird.*)

*) Die persönlichen Denkwürdigkeiten Hardenberg's befinden sich noch versiegelt in dem Staatsarchiv zu Berlin, wie sie der König Friedrich Wilhelm III. dort niederlegen ließ. Das Verbot, dies Manuscript zu öffnen, sollte sich jedoch nur bis zum Jahre 1850 erstrecken. Dies Verbot scheint aber auf unbestimmte Zeit verlängert worden zu sein.

Frau von Kimsky steht mit der römisch-katholischen Propaganda, die in den letzten Jahren auch in das nördliche Deutschland sich vorgeschoben, in der allergenauesten Verbindung, und hat an den Triebfedern derselben persönlich mitgearbeitet. Ihrem Einfluß bei dem jetzigen General der Jesuiten, dem Belgier Beckx, mit dem sie auf dem vertrautesten und freundschaftlichsten Fuße lebt, will man es zuschreiben, daß Deutschland überhaupt mit besonderem Eifer zum Ziel der römischen Bekehrungsversuche ausersehen wurde. Frau von Kimsky, die schneidend kluge, erfahrungsvolle Frau, die auf dem Wiener Congreß die Freiheit der Völker zum goldenen Kalb machen half, das man unter schwelgerischen Tänzen statt der Göttin aufrichtete, glaubte den Deutschen einen Ersatz für alle ihre verlorenen Hoffnungen nur noch in dem alleinseligmachenden Katholizismus bieten zu können. Sie unterhält mit allen Theilen von Deutschland eine eifrige Correspondenz, welche nur auf die Förderung dieser Zwecke gerichtet ist. Doch sind in ihrem Vaterlande Mecklenburg selbst alle Versuche, dem Katholizismus eine Stätte zu gewinnen, an dem lustigen und verstandesnüchternen Materialismus dieses Landes, der unter kein anderes Gesetz zu bringen ist, gescheitert. Dafür ist neuer-

dings die katholische Niederlassung in Dessau, die eine Lieblings-Unternehmung des Jesuiten-Generals Beckx ist, und bei der Frau von Kimsky thätig mitgewirkt haben soll, ein bedeutender Schwerpunct der katholischen Agitationen in Deutschland und Preußen geworden. Die neue katholische Kirche in Dessau ist als das Wahrzeichen dieser neuen Bestrebungen, die künftig noch stark genug in's Gewicht fallen werden, mit hinlänglicher Bedeutsamkeit aufgepflanzt worden. Wenn Beckx, der Nachfolger Roothaans, von diesem Punct aus die deutsche Propaganda wesentlich arbeiten läßt, so ist dies theils schon eine alte Idee von ihm, die er bei seinem eigenen Aufenthalt als apostolischer Vicar in den anhaltinischen Ländern faßte, theils ist es das Werk seiner Freundin und Rathgeberin, der Frau von Kimsky, welche mit scharfen und überall unterrichteten Blicken die confessionellen Zustände Deutschlands verfolgt hat, und alle Wege vorzeichnet, die zum Ziele führen können. Der gegenwärtige päpstliche Nuntius in Dessau, Chigi, ist ein genauer und sehr ergebener Freund der Kimsky, der sich zum feurigsten Werkzeug ihrer Offenbarungen und Instructionen gemacht hat. Wenn der Wiederausbruch der italienischen Revolution nicht von neuem den Jesuitismus in seine Schlupf-

winkel und Höhlen zurückwirft, so wird sein Einfluß diesmal ausgreifender und mächtiger als je sich aufstellen. Sein Auftreten scheint jetzt um so gefährlicher, da er mit seiner alten dramatischen Gewandtheit und Energie zugleich eine Barbarei verbindet, die ihm früher nicht eigen war, und die ihn mehr denn je als offenen Feind und Zerstörer der Wissenschaft hervortreten läßt. Sonst entlieh er noch, um die Wissenschaft zu bekämpfen, von derselben ihre eigenen glänzendsten Waffen, mit denen er sie niederzumetzeln suchte. Aber jetzt, besonders seit dem Einfluß, welchen der von der Zeit gebeugte Pius IX. den frommen Vätern der Gesellschaft Jesu wieder verstattet, verhängen sie die Acht über Alles, was dem Gedanken noch irgend ein Recht, wenn auch nur ein poetisch gebrochenes, in dem System der Kirche übrig lassen wollte. Die Verdammung der Philosophie Anton Günther's, der die Vermählung der denkenden Vernunft mit dem römischen Kirchenglauben doch immer nur auf dem heiligen Boden der Tradition vollbringen wollte, ist eine charakteristische Thatsache für diesen Ideen-Banquerott, welchen die heutige römische Curie unter Pius IX. mehr als je erlitten hat. Und Anton Günther, einer der liebenswürdigsten und tiefsinnigsten Weisen, mit dem

ich einst in Baden bei Wien in dem romantischen Helenenthal, unter seinen unvergeßlichen Aussprüchen über die Zielpunkte der heutigen Gesellschaft, den merkwürdigsten Ausflug machte, wollte mit aller Philosophie doch keineswegs die Autorität des Papstes umstoßen. Er hatte zwar das Gelüste, dem Papste in das Paradies seiner Unfehlbarkeit die Schlange der Erkenntniß hineinzusetzen, aber er wollte auch dies gewissermaßen nur unter dem Segen des Statthalters Christi thun. Es war nun allerdings kein Wunder, daß Pius IX., obwohl er im Jahre 1848 die Revolution eingesegnet, sich doch weigerte, seinen Segen auch über die Muhme Schlange zu sprechen, die sich als Philosophie um seine Füße schlängeln wollte. Jetzt wird aber wahrscheinlich auch die Philosophie Franz Baaders an die Reihe kommen, des Münchener Neukatholiken, der es schon vor einigen Jahrzehnten unternahm, die römischen Dogmen auf Gedanken und Begriffe zu stützen, der aber neuerdings den Jesuiten erst recht als Pfahl im Fleische empfindlich geworden zu sein scheint. Denn auf ihren Antrieb ist jetzt eine Kommission niedergesetzt worden, um das System von neuem zu prüfen, und für die Verdammung desselben, mit der Pius IX. dann nicht zögern wird, die Motive zu bearbeiten.

Unter allen Denen, welche das Jahr 1848 geistig oder leiblich zu Grunde richtete, und dazu gehören fast Alle, die eine hervorragende oder leitende Rolle darin gespielt, wird der Papst Pius IX., der als der eigentliche Vater von 1848 angesehen werden kann, immer den größten Sturz bezeichnen, den ein Individuum an sich selbst erleben kann. Dazu rechnen wir auch, daß Er, der einst so geistesfreie Mann, jetzt dem erneuerten Vernichtungskampfe der Jesuiten gegen den Protestantismus nicht nur vollständig seine Autorität geliehen, sondern in diesem Kampfe auch die thätigste und eifrigste Wirksamkeit übernommen hat. Seit einiger Zeit erscheint er auch persönlich bei jenen ziemlich scandalösen Disputationen und Redeübungen, die in der Kirche S. Apollinare von Zeit zu Zeit gegen den Protestantismus stattfinden. In dieser Kirche, die auf der Stelle eines alten Apollotempels steht, werden bei dieser Gelegenheit förmliche Theaterscenen aufgeführt, die mit aller dramatischen Action und unter einer über alle Maßen enthusiastischen Betheiligung des Publikums vor sich gehen. Die Disputanten thürmen dann mit allem Aufwand ihrer Beredsamkeit Pläne und Entwürfe auf, wie man von Rom aus den Protestantismus unfehlbar und für

immer zerstören könne, und die Kirche hallt von den Bravo's und dem Händegeklatsch wieder, das von allen Ecken und Enden mit fanatischem Jubel gespendet wird. Der Papst, der sonst bei Gelegenheiten dieser Art niemals persönlich zu erscheinen pflegte, feuert jetzt durch seine Anwesenheit die Redner an, ihre höchste Kraft gegen den Erbfeind der römischen Kirche loszulassen, und wenn Pius IX. auch nicht eigenhändigen Beifall klatscht, so stellt er sich doch durch alle seine Mienen an die Spitze der ganzen Agitation.

Pius IX. hat gerade in der letzten Zeit seinen fast leidenschaftlich gewordenen Eifer für die Bekehrung des Protestantismus bei einer sehr eclatanten Veranlassung an den Tag gelegt. Es geschah dies beim Eintritt der Fürstin Katharina von Hohenzollern-Sigmaringen in einen Nonnenorden zu Rom, ein Ereigniß, welches das größte Aufsehn erregte.*) Diese Fürstin, eine geborne Prinzessin von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, die Wittwe des Fürsten Karl, nahm nach kurzem Noviziat im Kloster St. Ambrogio den Schleier und bekräftigte dadurch den stark katholischen

---

*) Im Herbst 1858.

Geist ihrer Familie auf das Feierlichste und Glänzendste. Die fürstliche Nonne, die schon nach äußerst kurzem Noviziat zu den Weihen zugelassen worden, empfing bei dieser Gelegenheit von dem Papst Pius die höchsten Auszeichnungen, die er ihr nur spenden konnte. Er begab sich selbst, begleitet von dem ehemaligen Erzbischof von München, Kardinal Reisach, der auf den Entschluß der Fürstin am meisten eingewirkt hatte, in das Nonnenkloster St. Ambrogio, welches er früher nie gesehen hatte. Hier machte er ihr ein kostbares Reliquiarium mit Rosenkranz zum Geschenk, und dann hielt er eine längere Anrede an die neue Nonne, in der eine seltsame Hindeutung auf die Königliche Familie in Berlin und auf die gegenwärtigen Verhältnisse Preußens mit eingeflossen sein soll. Der Papst soll darin die Hoffnung an den Tag gelegt haben, daß die römisch-katholische Kirche bald auch in Preußen ihre Triumphe feiern werde, und wenn man ihn hörte, konnte es sich so ausnehmen, als wenn in nicht mehr langer Zeit an hoher Stelle in der preußischen Königsfamilie selbst ein wichtiger Uebertritt zum Katholizismus erfolgen könne. Es soll dabei besonders die Hoffnung hervorgehoben worden sein, welche die Katholiken auf den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen

in Berlin zu setzen hätten, der in Wort und That ein ächter Katholik sei und in seiner Stellung als preußischer Minister-Präsident gewiß auch für die Sache der katholischen Kirche wirken werde. Der Papst schöpfte aus dieser dem katholischen Geiste der Familie Hohenzollern dargebrachten Anerkennung eine neue Wendung, um der Schwester Caterina Glück zu ihrem jetzt betretenen Heilswege zu wünschen, und ihren Eintritt in das römische Kloster zu einem für die ganze katholische Christenheit bedeutungsvollen Ereigniß zu stempeln.

Wie viel auch an dieser immerhin merkwürdigen Rede des Papstes durch das Gerücht übertrieben worden sein mag, so deutete der heilige Vater doch bei dieser Gelegenheit unzweifelhaft einen Gedanken-Nexus an, der im Vatican jetzt auf eine sehr lebhafte Weise aufgenommen worden ist und die hohe römische Curie ernstlich beschäftigt. Dies schien die Neujahrs-Rundschau in der Civiltà cattolica zu beweisen, worin die Bedeutung der fürstlichen Familie Hohenzollern für die Ausbreitung der katholischen Kirche, welche Papst Pius im Nonnenkloster von St. Ambrogio so auffällig gefeiert, zu einer umfassenden Betrachtung aufgenommen und in Bezug auf die heutigen Verhält-

nisse Preußens merkwürdig genug herangezogen worden ist. Man weiß, daß in dieser Zeitschrift, von der am ersten und dritten Samstag jeden Monats ein ziemlich starkes Heft erscheint, nur ganz genau und ausschließlich diejenigen Ansichten wiedergegeben werden, die bei dem Papst und seinen vertrautesten Umgebungen ihren Ausgangspunkt genommen haben, oder aufgetragene Verarbeitungen seiner eigenen Ideen sind.

Der erwähnte Leitartikel der Civiltà cattolica beschäftigt sich auf eine sehr eigenthümliche Weise mit den Verhältnissen der Katholischen in der heutigen Regierungsperiode Preußens, die durch den Prinz-Regenten und sein neues liberales Ministerium bestimmt worden. Es werden über den Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen fast dieselben Worte wiederholt, welche Pius im Nonnenkloster gesprochen haben soll. Man hofft unter der Aegide des Fürsten in der That die römisch-katholische Propaganda mit größerem Erfolg als je durch die preußische Bevölkerung hindurchziehen zu können. Einigermaßen beunruhigt zeigt man sich freilich über die persönlichen Gesinnungen des Prinz-Regenten von Preußen, die man der Sache der katholischen Kirche niemals zugethan wußte. Doch schöpfte man zugleich

wieder einigen Trost daraus, daß der Prinz=Regent nunmehr die Einwilligung zur Erbauung der katholischen Kirche in Aachen gegeben habe, welche dort zu Ehren des neuen Dogma's von der unbefleckten Empfängniß Mariä seit längerer Zeit beabsichtigt worden. Dagegen äußerte die Civiltà cattolica einige Mißstimmung über den Minister von Flottwell, dem es nicht zu vergeben sei, daß er in Frankfurt für die Aufhebung des Cölibats gestimmt habe, während der Kriegsminister von Bonin, der aus der Zeit seines Kommando's in Westphalen in gutem Andenken bei allen Katholiken zu stehen scheint, die Anerkennung eines edeln und hochherzigen Charakters empfängt.

Es sind dies merkwürdige Illusionen, die sich plötzlich auf dem Thron des Statthalters Christi niedergelassen haben, die aber doch nur den beschränkten und unklaren Gesichtskreis beweisen können, der jetzt von dieser Stelle aus genommen wird. Denn die neue Entwickelung in Preußen ist am allerwenigsten den katholischen Interessen günstig, und Pius IX. zeigt, daß er alle Witterung in seiner Zeit verloren, wenn er, nachdem ihm alle anderen Allianzen in seinem Leben mißglückt, auf die Lage der Dinge und Per=

sönlichkeiten in Preußen neue Hoffnungen für den Katholizismus und für seine Rolle, die er noch an der Spitze desselben zu spielen gedenkt, begründen will.

II.

Eine Fahrt zu Peter und Paul.

Wir hatten heut, die malerische und erinnerungsreiche Straße von Ostia vor der Porta San Paolo betretend, unsere Fahrt nach S. Paolo fuori le mura, und darüber hinaus, gerichtet. Die sagenhaften Erinnerungen an die heiligen Apostel Petrus und Paulus, welche in dieser Gegend von Rom auf eine so wunderbare Art fortleben, hatten uns schon lange hierher gelockt, und je weniger wir uns oft von dem Treiben der heutigen römischen Priester und von Allem, was wir von ihnen sahen und hörten, angezogen gefühlt, um so lebhafter hatten wir uns oft nach Peter und Paul vor den Thoren gesehnt, wo noch alte rührende Mythen, voll unendlich reiner und sinniger Anschauung, sich um jene alten heiligen Vertreter des Christenthums, um die Erzväter der Kirche, rankten.

Vorüber am Monte Testaccio, dem alten gewaltigen Scherben- und Trümmerhügel Roms, der im Mittelalter der Centralpunkt herrlicher Volks- und Carnevals-Spiele war, und an der großmächtigen Pyramide des Cestius, ging die Fahrt vorüber. Kaum hatten wir aber eine Viertelmillie vom Thore zurückgelegt, so erblickten wir schon zur linken Seite des Weges, in der Nähe des kleinen Winzerhauses, welches auf den Ruinen eines runden antiken Grabmals aufgeführt steht, die kleine Capelle, welche den ersten bedeutsamen Schritt der Sage auf diesem von Wundern und Märchen blühenden Wege bezeichnet. Denn die Capelle ist hier an der Stelle erbaut, wo die beiden Märtyrer Petrus und Paulus von einander Abschied nahmen, und, ehe Paulus zum Tode abging, in herzlicher Umarmung die letzten Worte an einander richteten. Auf einem Basrelief ist dieser rührende Abschiedsmoment in hinreißender Einfalt dargestellt, und die Worte, welche sie sich gesagt haben sollen, sind in italienischer Sprache an der Wand hinzugefügt.

Es nimmt damit die große Märtyrerstraße ihren Anfang, welche von dieser Capelle bis zur Paulskirche an der Straße von Ostia, wo Constantin über dem Grabe des Apostels Paulus diese Basilica erbauen

ließ, sich erstreckt und von dort bis zu der Abtei alle tre fontane, mit den drei wunderbaren Kirchen, wo aus dem blutenden Kopf des Apostels bei seiner Enthauptung die drei Quellen entsprangen, weiter geht.

Auf dieser Straße begegnet uns ein kleiner, von einem Seitenwege heranrieselnder Bach, auf dessen stillen Wellen sich Geschichte und Sage ebenfalls in träumerischen Erinnerungen schaukeln. Schon das Alterthum nannte diesen Bach als einen heiligen und geheimnißvollen, und die Priester aller Religionen zog sein wunderbarer Wasserspiegel an. Die Priester der Cybele wuschen in diesem Wasser alle Jahre das Bild ihrer Göttin, und die christlichen Priester des Mittelalters glaubten auch mit ihrem Herrn und Heiland von diesem mystischen Gebrauch keine Ausnahme machen zu dürfen, denn das Wunderbild Christi in der Capella Sancta Sanctorum wurde von ihnen ebenfalls an einem bestimmten Tag des Jahres, nachdem es in feierlicher Procession in Rom umhergeführt worden, in die Welle des kleinen Almo getaucht. Dieser Gebrauch wurde noch im sechszehnten Jahrhundert gesehen. Zu allen Zeiten glaubte man, daß aus einem heiligen Urquell der Erde, in dem die höchsten Offenbarungen der Natur flossen, das Wasser des Almo

entsprungen sei. Als ein Hauptquell dieses Wassers wird aber der hier in der Nachbarschaft gelegene Brunnen uralter Naturgeheimnisse und Weisheitskräfte, nämlich die heilige Grotte der Egeria, angesehen, und darum hatten wir uns zum Schluß unserer heutigen mythischen Wallfahrt, nachdem wir die Straße der christlichen Heiligen und Märtyrer durchwandert, noch einen Besuch bei der Nymphe Egeria, der ehemaligen Ministerpräsidentin des Numa Pompilius, zum Ziel gesetzt.

Einen schmerzlichen Abschied müssen Petrus und Paulus jedenfalls an jener Stelle, wo die kleine Capelle, umzittert von der Morgensonne und überweht von Cypressenzweigen, steht, von einander genommen haben. Beide waren gewaltige und feurige Charaktere, und doch von einer sehr verschiedenartigen Begabung, wodurch sie sich in ihrer großen Wirksamkeit oft sehr zum Heil der Sache ergänzten. Simon Petrus, der ein armer Fischer aus Bethsaida in Galilä gewesen, und Saulus Paulus, der Zeltweber, beide als die Fürstenapostel der katholischen Kirche angesehen, sollten durch ihren Märtyrertod die Lehre des neuen Gottes besiegeln, und Petrus mußte sich in diesem Augenblick sagen, daß ihm sein großer Freund Paulus nur um kurze Zeit

in dieser Martyrschaft voraus wandele. Die flammende Natur des Paulus, die ihren leidenschaftlichen Eifer zuerst in der Verfolgung der Christen bethätigt hatte, welche er alle in's Gefängniß brachte und mit Ketten belastete, fand jetzt ihr Rom, wie sie damals ihr Damascus gefunden. Bei Damascus hatte den heftigen Christenverfolger plötzlich ein großes Licht vom Himmel angeblickt, und die Stimme von oben hatte ihn nach Damascus hineingesandt, wo Saul zur richtigen Erkenntniß wiedergeboren werden sollte. Wie Saulus sein Ziel bei Damascus fand, so wurde dem Paulus sein Ziel in Rom gesetzt, wo Nero, der römische Cäsar, für den gewaltigen Verkündiger des römischen Glaubens nur den Todesblock hatte, denn die Römer waren, durch die hohe Geisteskraft des Paulus getrieben, in großen Schaaren zum Christenthum übergetreten. Petrus, der Diplomat, widerstand noch etwas länger seinem Schicksal. Der dreimalige Verleugner seines Herrn und Heilandes, wie man ihn, allerdings unbeschadet seines treuen und wahrhaftigen Charakters, schon in Jerusalem kennen gelernt, hatte gewiß Mittel und Wege gefunden, um zwischen den Verfolgungen, von welchen die Apostel in Rom heimgesucht wurden, noch eine Zeitlang geschickt

hindurchzuschlüpfen. Die Diplomatie des wackern Petrus konnte nicht gerade Menschenfurcht genannt werden, denn er war es ja, der gesagt hatte: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen! Aber auf diesen Ausspruch allein würde er das Gebäude der katholischen Kirche nicht haben begründen können. Der diplomatische Geist, welcher dem Petrus eigenthümlich war, mußte mit dazu kommen, um ihn zum Petrus zu machen, das ist: zum „Fels“ der Kirche, auf dem dieser wunderbar genau bemessene Bau, der im künstlichen Ausweichen gegen alle Zeitströmungen und gegen allen Inhalt des Dogma's seine eigentliche Haltung suchen mußte, sicher thronen konnte.

Als Paulus, nach diesem Abschiede von seinem Freunde Petrus, zur Hinrichtung weitergehen mußte, wurde er, in der Mitte der Kriegsknechte, die ihn geleiteten, ohne Zweifel die alte Via Ostiensis hinabgeführt, die jetzt im dampfenden Sonnenschein vor uns liegt. Dann gelangte er auf einer Seitenstraße links in ein kleines Thal, wo jetzt drei alte Kirchen in friedlicher Gemeinschaft dicht neben einander stehen. Es ist die Abtei alle tre fontane oder ad aquas Sylvias, und die dritte dieser Kirchen, die vorzugsweise S. Paolo alle tre fontane heißt, ist der träumerisch

gestaltenden Legende nach, gerade über dem Orte erbaut worden, wo Paulus, nachdem man ihn bis zu dieser Stelle gebracht, von der Hand des Henkers seinen Todesstreich erlitten hatte. Wir sind hier überhaupt auf der Schädelstätte des alten christlichen Marthyriums angekommen, und die wunderbare Luft der alten Zeit, in der man sein Leben getrost und todesmuthig für seine Idee hinopferte, umweht uns hier mit märchenhaft schauerlichen Mahnungen. Das Schattenreich der Sage umfängt den Wanderer mit ihren schmerzlichen Märthyrergestalten, an die zu glauben man sich heut kaum noch entschließt, heut wo Jeder nur den Vortheil des Augenblicks in Anschlag bringt, und Schmerz und Opfer keine gültigen Ideen mehr sind. Denn wir stehen hier zugleich an dem großen Gottesacker der Heiligen Zeno und Anastasius, zu welchem die eine dieser drei alten Kirchen, die St. Maria Scala Coeli heißt, den Eingang gewährte. Hier liegen die 10,200 Märthyrer begraben, die an den Thermen des Diocletian bauen mußten, und in diesem Thal von ihren heidnischen Verfolgern ergriffen und zum qualvollsten Tode geführt wurden.

Die Kirche St. Maria Scala Coeli, deren ursprüngliches Gebäude jedenfalls uralten Zeiten ange-

hört und die in ihrem heutigen runden, mit einer Kuppel überdeckten Bau durch den Cardinal Pietro Aldobrandini im Jahre 1582 erneuert wurde, erhielt ihren Namen von dem wunderbaren Gesicht, welches der heilige Bernhard gehabt haben soll, als er in dieser Kirche Messe las. Der fromme Mann hatte eben für die Befreiung der Seelen aus dem Fegfeuer recht inbrünstig gebetet, und in diesem Augenblick sah er auch schon die Himmelsleiter selbst vor sich ausgespannt, und Engel erschienen auf derselben, welche die von dem heiligen Bernhard freigebeteten Seelen mit sich zum Himmel führten. Die ganze Gemeinde wurde Zeuge dieses Wunders. Das heilige Märtyrerblut, welches das ganze Thal düngte, in dem diese Kirche stand, war vielleicht Ursache geworden, daß ein solches Mirakel an diesem Ort gelingen konnte. Aber auch an dem Martyrium des Paulus rühmt sich diese Kirche, einen Antheil zu haben, denn man zeigte uns in den untern Gewölben ein entsetzliches Loch, welches dem Apostel Paulus zum Gefängniß gedient haben soll, und an der schwarzen, feuchten Wand sah man noch die abgebrochenen Ringe einer Kette, welche den Apostel hier angefesselt hatte. Es ist aber nicht wohl anzunehmen, daß Paulus gerade an diesem Ort

seinen Kerker gehabt habe, denn er kam aus der Stadt, als er zur Hinrichtung geführt wurde, und dort an jenem antiken Grabmal, auf welchem heut das Winzerhäuschen und daneben die von Cypressen umwehete Capelle steht, sahen wir ihn Abschied nehmen von Petrus.

Der Widerspruch, in den diese Sagen so oft mit einander gerathen, schadet jedoch ihrer Wahrhaftigkeit bei Denen, welche glauben wollen, nicht. Das Sagengebiet ist das Blüthenfeld der Glaubensfreiheit, und diese Blüthen springen an allen Ecken und Enden mit gleichem Recht und gleicher Lust hervor. Die Legende erzählt, was sie will, denn in der Glaubensseligkeit, mit der sie sich an die heiligen Geschichten ansaugt, kann sie Alles geschehen lassen, was auch niemals geschehen ist.

Märtyrer hat es aber jedenfalls früher einmal gegeben, denn wie der antike Olymp der Marmorstatuen bedurfte, um sich zu offenbaren, so mußte sich das Christenthum durch die Märtyrer ausbreiten, welche in ihren Qualen und Wundern den eigentlichen Lebensbegriff der neuen Religion, die den Gott im Opfer der irdischen Existenz fand, verkündigten.

Aber daß Paulus hier den Märtyrertod gefunden,

wird man der Legende dieses Ortes sicher glauben müssen. Denn die Kirche zu den drei Quellen, welche die zweite Kirche in diesem wunderbaren Thal der Märtyrer ist, hat die sichtbaren und handgreiflichen Spuren, daß das Haupt des Paulus hier gefallen ist, noch heut aufzuweisen. Diese Spuren sind aber die drei Quellen, über welchen S. Paolo alle tre fontane gebaut worden ist, und die ein unwiderlegliches Zeugniß des Geschehenen für den Gläubigen liefern sollen. Denn der abgeschlagene Kopf des Apostels sprang auf die Erde, und schlug, fortrollend, dreimal auf derselben auf, an jeder Stelle aber, wo er den Boden berührte, sprudelte in demselben Augenblick eine frische Wasserquelle hervor.

Der Erdboden hatte diese schmerzhafte Berührung, mit welcher das blutige Haupt in ihn hineingeschlagen war, nicht ertragen können, ohne jedesmal eine Thräne zu weinen, und diese drei Thränen blieben drei Quellen, die noch heut an diesem Orte sprudeln. Man hat sie in der Kirche mit Marmor und Säulen von Verde antico überbaut, und hier fließen sie, ein stilles, dunkles, geheimnißvolles Wasser, aus welchem uns der Kirchendiener mit gläubigem Ernst eine Schaale füllte. Wir tranken getrosten Muthes davon, aber

das Wasser schmeckte weichlich und warm, und schien wenigstens für den Trinker keine angenehmen Eigenschaften zu besitzen, wenn wir auch nicht läugnen konnten, daß die Legende ihre Beweiskraft gerade in dieser Quelle versteckt hatte. Das Haupt des Paulus mußte freilich an diesem Orte gefallen sein, wenn die drei Quellen, welche die erschütterte Erde bei ihrer dreimaligen Berührung mit dem Kopfe heraufgesandt, hier fließen konnten. Und die drei, das Blutgeheimniß bezeugenden Quellen mußten hier fließen, wenn der Kopf des Apostels hier gefallen war, denn woher sollten diese seltsamen Wasser hier im Thal der Märtyrer sonst entsprungen sein? Die Legende beißt sich, wie das Symbol der Ewigkeit, in ihren eigenen Schwanz, und schürzt mit kindlicher Sorglosigkeit den Knoten, den man nachher nicht mehr anders lösen kann, als durch ein höchst materielles Zerhauen, das immer auf Denjenigen zurückfällt, welcher der leichtgeflügelten Sage gegenüber die Untersuchung unternimmt.

Die Sage hat aber für ihre Glaubwürdigkeit hier alles Mögliche aufgeboten, denn an der ersten der drei wunderbaren Quellen hat sie sogar die weiße Marmorsäule hingestellt, an welche Paulus, als man ihm hier sein Haupt abschlug, gebunden wurde. Es sind

sonach alle Beweisstücke vorhanden, und man bedarf ihrer nicht, wenn man, angezogen von der schauerlichen Stille des Orts, und seiner rührenden Einsamkeit, sich ganz an diese Eindrücke hingiebt, welche durch die Säulen von schwarzem Porphyr, die an den Altären dieser Kirche stehen, zu einer wunderbar feierlichen Trauerstimmung erhöht werden. Auch das Altarbild dort blickt uns seltsam an. Es ist wahrscheinlich eine Copie nach Guido Reni. Wir sehen die Kreuzigung des Apostels Petrus, und das abgeschlagene Haupt seines Vorgängers im Märtyrertode, des heiligen Paulus, liegt an der Erde in einer Ecke des Bildes. Die Mythe des Orts umfängt uns mit einer unabweislichen Gewalt. Die Gestalten der Legende schließen ihren wunderbaren Kreis, in den sie uns aufgenommen haben, immer enger um uns her.

Die drei Quellen schluchzten mit leisem, kaum hörbarem Ton in ihren Marmorbecken, in denen ihr Wasser aufgefangen war. Wenn sonst in diesem Thal Quellen aus der Erde sprangen, so fehlten auch die Nymphen nicht, die das Wasser heiligten und behüteten, in dem sie ihre holden Glieder badeten. Hier giebt es keine nackten Quellnymphen mehr, sondern diese sind abgelöst durch die christlichen Märtyrer,

welche die Wacht halten an diesen drei Fontainen, und der Apostel Paulus selbst, mit seinem vom Rumpfe geschlagenen Haupt, ist der Gott dieses melancholischen Quellengebiets, in dem sein Andenken und sein Namen geehrt werden. Schon bei seinen Lebzeiten hatte man ihn freilich als heidnischen Gott anbeten wollen, und als er mit seinem Freunde Barnabas in Griechenland reiste, und Wunder und Zeichen aller Art von den beiden Aposteln ausgingen, sahen die Griechen den Paulus, weil er das Wort führte, für den Mercurius an, und den Barnabas, der einen starken Bart hatte, nannten sie sogar Jupiter (Apostelgeschichte XIV. 12). Damals half es dem Paulus und Barnabas nichts, daß sie sich entsetzten und ihre Kleider zerrissen, und dem Volke begreiflich zu machen suchten, sie seien ebenfalls nichts wie sterbliche Menschen, und sie wollten das Evangelium predigen, das bekehren sollte von diesen falschen Göttern zu dem lebendigen Gott, welcher gemacht hat Himmel und Erde und das Meer. Schon begann das Volk, dem Paulus als Gott Mercurius zu opfern, aber als in demselben Augenblick die Juden von Antiochia und Iconien herüber kamen, beredeten diese das Volk anders, und nun begann es, den Paulus mit Steinen zu werfen. In S. Paolo alle

tre fontane ließ ihn aber die Legende den letzten Todesstreich empfangen, und machte ihn zum christlichen Quellen-Gott, den das leise schluchzende Wasser offenbart.

Wir begaben uns wieder in's Freie hinaus, um Athem zu schöpfen, denn die Luft war uns in der kleinen, alten Kirche zu schwül geworden. Wir traten in den Hof zurück, in dem frische, gewürzige Düfte aus dem kleinen Garten, welchen sich der Kastellan dort angelegt hatte, uns zuwehten. Dieser Hof wird durch einen alten Bogengang abgetheilt, der hier noch als Ruine eines alten Gebäudes stehen geblieben, das man für die Kirche Johannes des Täufers, welche einst in diesem Thal gestanden haben soll, halten will. Fast verloschene Spuren alter Malereien erscheinen noch an diesem Bogengang, und man erkennt an der Decke die Züge des Heilandes und die symbolischen Bilder der Evangelisten. An der Hinterwand rankt sich hoch herauf der Wein mit der Olive, die ihre Blätter innig und lustig in einander geschlungen haben. Ein Wagen mit üppig prangenden Gemüsen und Gräsern ist in den Hof gefahren, der mit einem malerischen Kopftuch umwundene Knecht hält still, und beginnt, mit anmuthiger Faulheit sich streckend und deh-

nend, allmählig und unter einem fast feierlichen Gesang, den er anstimmt, abzuladen. Ein kleines liebliches Mädchen kommt jetzt mit einem Strauß der schönsten Rosen zu uns heran, und ihre schönen, dunklen Augen begleiten die duftige Gabe mit einem unwiderstehlichen Blick. Ihr Gesicht zeigt den reinsten Madonnen-Typus auf, und wer möchte es Geldgier nennen, was in ihren Augen bei Ueberreichung des Rosenstraußes funkelt. Sie ist die Tochter des Kastellans, der uns in der Abtei der drei Quellen umhergeführt, und nachdem er gesehen, wie die kleine Maria gute Geschäfte mit ihren Blumen bei uns gemacht hat, sieht er ungemein gnädig aus, und zeigt verheißend auf die dritte Kirche in dieser Gruppe, die er uns jetzt zum Eintritt öffnen will.

Es ist dies die größte der drei Kirchen, die den Namen S. Vincenzo und Anastasio führt, und das hohe Alter, dem sie ohne Zweifel angehört, scheint sich auch in ihrem Aussehn und in dem seltsamen Bau ihrer Fenster, die aus Marmorplatten mit runden kleinen Glasscheiben bestehen, auszudrücken. Der verheißende Blick des Kastellans, der uns noch etwas Außerordentliches zu versprechen schien, bewahrheitete sich uns aber sogleich, als wir das Innere der Kirche

betraten. Man erblickt hier an den Pfeilern, welche in zwei Reihen die ganze Kirche der Länge nach durchlaufen, die Gestalten aller zwölf Apostel, die hier in lebensgroßen Gemälden in ganzer Figur ausgeführt stehen. Der Kastellan behauptete zwar mit seiner triumphirenden Kennermiene, daß diese Apostelbilder, die uns plötzlich mit so überraschender Lebenswahrheit gegenüberstanden, von dem großen Rafael selbst gemalt seien, aber man weiß, daß sie nur nach Rafaelischen Zeichnungen, die auch anderweitig durch die Kupferstiche von Marc Antonio bekannt geworden, hier ausgeführt wurden. Es sind dies Gestalten von einer Größe und Wahrheit des Ausdrucks, welcher uns die auserwählte Natur der Apostel auch in ungewöhnlichen und zum Theil riesigen Formen des Leibes vorüberführt. Peter und Paul ragen darin vor allen übrigen durch eine lebenswahre, den tüchtigsten Charakter, den großartigsten Sinn ausdrückende Zeichnung hervor. Die breite, kraftvolle Figur des Paulus charakterisirt sich durch den Zug der leidenschaftlichen, einfaltvollen Heftigkeit, welche dem Walten dieses Apostels eigen gewesen. Mehr berechnet und erwägungsvoll sieht Simon Petrus aus, obwohl ihm der Maler eine besondere thronende Feierlichkeit der Gebärde gegeben,

die den Anfang und das Urbild der Bischöfe von Rom in ihm anzudeuten scheint.

Um den Weg der Märtyrer-Legende weiter zu verfolgen, gemahnte es uns jetzt, auch nach dem Grabe des Paulus zu wallfahrten, nachdem wir seine Todesstätte besucht hatten. Fast eine Millie von der Abtei der drei Quellen entfernt, hat Paulus sein Begräbniß gefunden, und über seinem Grabe wurde von Constantin dem Großen die gewaltige Basilica erbaut, welche „Paulus außerhalb der Mauern" (S. Paolo fuori le mura) heißt. Früher führte von der Abtei der drei Quellen aus ein unterirdischer Gang, zu dem man in der Kirche S. Maria Scala Coeli eintrat, zu dieser Paulskirche hin, und an gewissen Festtagen zogen die Mönche von S. Paolo in feierlicher Procession durch diesen Gang dahin, um den Kirchhof der Märtyrer zu besuchen.

Wir hatten die Basilika von St. Paul, die nach dem Brande vom 15. Juni 1823 eine ganz neue Kirche geworden ist, und in der strahlendsten und kostbarsten Pracht wieder aufgebaut worden, in rascher Fahrt sogleich erreicht. Diese Kirche liegt an der alten Straße von Ostia, wo die fromme Matrone Lucina, die sich der Lehre des Apostels Paulus zugeneigt hatte,

in jener Zeit ein Landgut besaß. Lucina hatte der Hinrichtung des Apostels beigewohnt, und sie nahm seinen Körper mit sich, den sie zu erlangen gewußt hatte, um ihn zu begraben. In den unterirdischen Gängen ihres Landgutes grub sie dies Grab, das in seiner heimlichen Verborgenheit zum Heiligthum und Wallfahrtsort der ersten Christen wurde. Die über dieser Stätte erbaute Kirche des Constantin wurde unter den Kaisern Valentinian II., Theodosius und Arcadius durch eine neue und größere Basilica ersetzt, welche wohl der ursprüngliche Grundbau für die Pracht- und Glanzkirche von St. Paul wurde, die sich in den folgenden Jahrhunderten unter dem Einfluß aller Päpste immer reicher und gewaltiger ausbildete und als älteste Kirche der ganzen Christenheit geehrt wurde. Ein Porticus führte von der Kirche nach dem Stadtthore, am Flußgestade der Tiber entlang, und eine mächtige Säulenhalle umgab den Vorhof, welchen Symmachus mit einem großartigen Springbrunnen geschmückt hatte.

Auf eine Zerstörung dieses ältesten Denkmals der christlichen Baukunst war es im Lauf der Jahrhunderte schon mehrfach abgesehen gewesen. Nicht selten schlugen starke Erdbeben ganze Theile der Kirche nieder, und

die Sarazenen plünderten und verwüsteten die Basilica des heiligen Paulus. Obwohl die neueren Zeiten beständig daran besserten, wiederherstellten und Neues dazu schufen, so war der großartige Bau doch schon zu Anfang dieses Jahrhunderts im Begriff, in Trümmer zu zerfallen, und erhielt sich kaum noch auf seinen alten Fundamenten. Auch andere Beunruhigungen noch erwuchsen in Rom aus der alten Basilica. In dem großen Schiff der Kirche, oberhalb der Säulen, befand sich in der Mauer die lange Reihe der Bildnisse aller Päpste, die auf dem Thron der Statthalterschaft Christi geherrscht. Es war zur Zeit Pius VII., und das römische Volk hatte mit Unruhe und Sorge gesehen, daß es in der Reihe der päpstlichen Bildnisse in St. Paul keinen Platz mehr gab, um das Portrait des Nachfolgers des Papstes Pius, welcher der zweihundertfünfundfunfzigste Papst war, aufzunehmen. Es herrschte darüber seit längerer Zeit eine große Niedergeschlagenheit in der ewigen Stadt, und man glaubte, daß die Herrschaft des Papstthums ihr Ende erreicht hätte in der christlichen Welt. Da erschallte plötzlich in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1823 die Nachricht durch Rom, daß St. Paul draußen vor den Mauern in Flammen stehe. In derselben Nacht lag Pius VII.

im Sterben und sah seiner irdischen Auflösung entgegen. Unruhige Fieberträume warfen ihn auf seinem Lager hinundher, und mit einem lauten schmerzlichen Geschrei fuhr er aus seinen Phantasien empor, denn ein Gesicht hatte ihm ein großes Unglück gezeigt, welches der römischen Kirche widerfahre. Um seinen Zustand zu schonen, sagte man ihm nicht, daß es die Basilica von St. Paul sei, die draußen von dem zerstörendsten Brande ergriffen worden. Und Pius VII. starb dahin, ohne daß er von dem Ereigniß etwas erfahren hatte. Das Feuer war durch einige Arbeiter ausgekommen, die an der schadhaft gewordenen Bleibedachung von St. Paul ausbesserten, und mit ihren Kohlenbecken, deren sie sich bei der Arbeit bedienten, die Balken, welche das Dach trugen, in Brand steckten. Diese Balken waren Cedern vom Berge Libanon, die, nach dem Zeugniß alter Autoren, zum Bau der Basilica gesandt worden, und in ihrem seit Jahrhunderten ausgetrockneten Holze begierig die Gluth auffingen, welche sie als unaufhaltsame Flamme zwischen die Säulen der Kirche hinabwarfen. So stürzten die hundert und zwei und dreißig Säulen zusammen, die in majestätischer Pracht, wie ein Wald von Marmor, hier gestanden und das Innere der Kirche in ihren

verschiedenen Abtheilungen in wunderbarer Symmetrie gegliedert hatten. Die großartigen Mosaiken hinter den Altären schwärzten sich durch das Feuer, und zerbröckelten, und die Altäre stürzten um mit ihren Heiligenbildern und Crucifixen. Am andern Morgen lag die Kirche in einem ungeheuern Trümmerhaufen umher, dampfende Balken erfüllten die alte Basilica, und die von oben bis unten gespaltenen Säulen hatten sich an den Boden niedergeworfen und thürmten sich dort in grotesken Fragmenten übereinander. Darunter befanden sich die weltberühmten vier und zwanzig corinthischen Säulen, die aus einem einzigen Block von violettem Marmor waren und früher zu dem Mausoleum des Hadrian, der heutigen Engelsburg, gehört hatten, von wo sie zu dem Bau von St. Paul entführt worden waren.

Zur Wiederherstellung der Basilica wurden gleich nach dem Brande die größten Anstrengungen gemacht, und man sammelte in allen Ländern der katholischen Christenheit Geldbeiträge zu diesem kostspieligen Werk. In diesem Augenblick kann St. Paul in seinem Neubau fast für vollendet angesehen werden, der aber, obwohl die Kirche eigentlich nach dem alten ursprünglichen Bauplan wiederhergestellt werden sollte, doch

die wesentlichsten Abweichungen von demselben dar- bietet. Es ist hier überhaupt, ungeachtet der alter- thümlichen und kirchlichen Ueberlieferungen, welche auch bei dem neuen Bau die Grundlagen geblieben sind, ein moderner Prunksaal entstanden, der die Un- fähigkeit unserer Zeit zum Kirchenbau, man kann sagen, auf die glänzendste und pomphafteste Weise darthut. Die Basilica hat sich in einen Salon ver- wandelt, und dieser Eindruck macht sich, trotz der großartigen Säulenhalle, die hier wieder in den prächtigsten Formen emporgestiegen, geltend. An strahlender Schönheit, an feierlichem und hinreißendem Glanz kann diese Halle durch nichts Aehnliches über- troffen werden, aber aus der Kirche ist eine Luxus- schöpfung geworden, und man fühlt sich so fern von jedem Heiligthum, daß man eher den Ball- oder Theatersaal eines reichen Banquiers, als die Stätte des christlichen Gottes und seiner Niederlassungen be- treten zu haben glaubt.

Die Kraft, Kirchen zu bauen, war eine, bestimm- ten Zeiten vorbehaltene, innerliche und schöpferische, die in der heutigen Epoche verloren gegangen und welche sich entweder durch künstliche theoretische Nach- bildungen ersetzt, die einen peinlichen und frostigen

Eindruck machen, oder die sich zu solchen eiteln und äußerlichen Prachteffecten vergreift, wie es in dem heutigen St. Paul in der That als der eigentliche Charakter des Baues sich zeigt. Die Architektur bedarf nicht minder der schaffenden Begeisterung, als das Drama. Man muß von dem Zweck eines Gebäudes durchdrungen sein, will man es angemessen bauen können. Die Skepsis baut Paläste, Salons, Börsen, Fabriken, aber keine Kirchen, und die Kirchen, die in solchen Epochen entstehen, nehmen fast immer von der salonmäßigen Architektur etwas an und stehen häufig zwischen Palast, Fabrik und Börse in der Mitte.

Der heutige Neubau von St. Paul wirkt ebenso, wie die alte Basilica, vornehmlich durch seine majestätische Säulenpracht, die uns beim Eintritt mit einem eigenthümlichen Eindruck umfängt. Unter diesen Säulen befinden sich mehrere antike, die alten Tempeln Roms und der Umgegend angehörten. Vier Säulen, die den Hauptaltar umstehen, hat der Vicekönig von Aegypten dem vorigen Papst Gregor XVI. zum Geschenk gesandt. Die reichlich ausgestreuten Massen von Malachit und Lapis Lazuli, die überall in der Kirche verwandt sind, hat der russische Kaiser

Nicolaus beigesteuert, der auch den Vatican und einige andere öffentliche Gebäude Roms damit schmücken half. In sehr gut gemalten Fresken sieht man die Lebensgeschichte des Apostels Paulus an den Wänden dargestellt. Unter dem Hauptaltar liegt die Asche des Apostels begraben, die man aus der alten, den ursprünglichen Kern des Gebäudes bildenden Gruft genommen, worin die fromme Lucina einst den geliebten Leichnam gebettet hatte. Das Altarbild über diesem Hauptaltare, das, wie die ganze Kirche, auf den Glanzeffect gearbeitet, ist von Agricola, der, im Verein mit Camuccini, die künstlerische Ausschmückung der heutigen Paulskirche übernommen hat. Auch die berühmte Sammlung der päpstlichen Bildnisse, die Leo der Große zuerst begonnen, ist aus der alten Basilica wieder aufgenommen worden, indem man die durch das Feuer verletzten restaurirt und die lange wunderbare Reihe dieser Köpfe bis auf den heutigen Tag ergänzt hat. So prangen diese Portraits, die oft den seltsamsten Gesichtsausdruck zeigen, wieder oben über der Gallerie der Säulen. Man erblickt darunter nicht lauter heilige und menschliche Physiognomieen, sondern die Schrecken der Hierarchie, die Schauder der berüchtigten Bluttage, welche die Kirche

angezettelt hat, sind auf den Gesichtern mehrerer Päpste ganz rücksichtslos und in den wildesten und grellsten Zügen von den Malern ausgepinselt worden. Einige Bemerkungen, die ich beim Anblick dieser, alle Geheimnisse der Papstgeschichte illustrirenden Portraits in meine Schreibtafel einzeichnete, gab einem hinzutretenden Sergeant Veranlassung, mich daran zu erinnern, daß dies verboten sei. Dieser Mahnung mußte gehorcht werden, obwohl ersichtlich war, daß der päpstliche Sergeant mich mit einem Maler verwechselt und bei der Eintragung meiner Notizen mich in dem Verdacht gehalten hatte, ich wollte irgend Etwas in der Kirche abzeichnen. Dies ist in den römischen Kirchen, zur Plage der fremden Künstler, streng verboten. —

Aus der Kirche begaben wir uns in das benachbarte Kloster, in welchem der Orden des heiligen Calixt wohnt, und das besonders durch den reizenden Klosterhof, der einen Augenblick lang das Mönchsleben als die heiterste und anmuthigste Idylle erscheinen lassen könnte, ungemein anziehend ist. Die guten Mönche des heiligen Calixtus genießen aber hier einer besonders schlechten Luft, die in der ganzen Umgegend von St. Paul in einem oft höchst verderblichen

Grade herrscht. Sie sind daher genöthigt, jährlich vom Monat Mai ab ihr Kloster und den Dienst in der Paulskirche zu verlassen, und auf mehrere Monate ihre Sommer-Quartiere zu beziehen, welche in der römischen Vorstadt Trastevere liegen. Unter dieser unruhigen und sittenverderbten Bevölkerung befinden sich die geistlichen Herren sehr wohl, denn Trastevere ist, ungeachtet des unmoralischen Charakters seiner Bewohner, der am meisten päpstlich und kirchlich gesinnte Stadttheil von Rom, und übertrifft darin noch das Quartier Monti, das ebenfalls im strengsten Geruch der Heiligkeit steht. Ungefähr fünf bis sechs Mönche bleiben zur Obhut des Klosters zurück, und wir sahen diese Unglücklichen im Klosterhof auf und nieder spazieren. Das Fieber, der unvermeidliche Dämon, den die Aria cattiva gebiert, schüttelte ihre Glieder, sie sahen bleich und abgezehrt aus, und vermochten sich kaum auf ihren Füßen zu erhalten.

Zuweilen werden aber doch schöne und frische Tage dazu benutzt, um in dem sehr angenehmen Speisesaal des Klosters, welchen der Papst seiner Aussicht wegen besonders liebt, Festdiners zu veranstalten. So gab Pius hier vor einigen Tagen dem Herzog von Modena das Abschieds-Diner, bei dem alle Groß-

würdenträger des heutigen päpstlichen Hofes versammelt waren. Man glaubt nicht, daß der Herzog von Modena, der jetzt überall für die Verbreitung der Herrschaft Oesterreichs in Italien gewirkt, mit greifbaren Resultaten von hier nach Neapel abgereist sein wird. —

Wir gingen wieder hinaus auf die Straße, um unsere Fahrt fortzusetzen und auf die alte Via Appia, die früher die bedeutendste und berühmteste aller um Rom führenden Straßen gewesen, hinüberzubiegen, deren mannigfache Erinnerungen und Denkmäler wir heut noch aufzusuchen gedachten. Wir verließen die wunderbare Region der Märtyrer, in der wir bisher verweilt, und die in den alten Zeiten Roms ohne Zweifel die Gegend der armen und nothleidenden Bevölkerung gewesen, unter der das Christenthum, als die Religion des Proletariats, am ausgiebigsten willkommen geheißen wurde, weshalb auch die Apostel hier vorzugsweise wirkten und darum auch an diesem Ort ihrem Schicksal anheimfielen. Auf der alten Appischen Straße, der wir uns jetzt auf einem querwärts führenden Feldweg zuwandten, hatten wir nicht mehr die Erinnerungen an das alte Proletariat und Märtyrerthum zur Seite, sondern wir betraten jetzt

die alte Gräberstraße Roms, an der sich damals die reichen Leute begraben und ihre letzte Ruhestätte mit den herrlichsten Monumenten bezeichnen ließen. Die alten, oft höchst prachtvollen Denkmäler der Todten, die zum Theil die großartigsten Ruinen rings umher darbieten, geleiten uns heute noch auf dieser Straße bis Albano und weiter hinaus, und dazu kommen die Trümmer so vieler alten burgenähnlichen Gebäude und Thürme, die hier früher, von Räubern aller Art zum Aufenthalt genommen, am Wege lagen, um uns jetzt tief im Schutt der vergangenen Jahrhunderte wandern zu lassen.

Die Appische Straße, welche einst ungeachtet ihrer Gräber die lebendigste Verkehrsader des alten Roms war, steht heut verlassen und überschüttet von ihren eigenen Ruinen da, welche ihre Marmortrümmer in wehmuthsvoller Pracht weit über alle Felder und Hügel verstreut haben. Die Straße selbst ist verfallen, die Zeit hat ganze Stücke weggeschwemmt und hier Abgründe und dort Erhöhungen geschaffen, die den Weg oft nur mit der größten Mühe zurücklegen lassen. Es ist eine ganze Welt von Ruinen, die uns hier umgiebt, und deren verwitterte, von Ephen üppig umschlungene Steine unter unsern Füßen so wunder-

bar erklingen, als wollten sie von der fernen grauen Zeit erzählen, in der sie hier aufrecht standen zu Tempeln, Denkmälern, Gräbern und Villen, und Großes gesehen haben, das nicht mehr ist. Diese unendlichen Trümmerhaufen, die noch heut eine unerschöpfliche Fülle von Leben in sich bergen, haben an einer Stelle, wo sie sich am dichtesten und großartigsten übereinander thürmen, den Namen Roma vecchia vom Volke erhalten, als wenn man hier unter diesen Massen der alten Steine an dem eigentlichen Kern der alten Roma stände, die hier unter den sich drängenden Ruinen ihrer Größe ihre Bestattung gefunden hat. Im Hintergrunde dieser wunderbaren Gegend sieht man am westlichen Himmel die Höhenzüge der Campagna sich abzeichnen, deren Hirten oft bis in diese Gegend ihre Ansiedelungen vorschieben. Sie bauen sich aber hier keine Hütten, sondern sie klemmen ihre arme, halbnackte Existenz in den alten Marmorgräbern und Denkmälern fest, in deren Spalten sie ihre Wohnung gefunden haben. Diese Gestalten beleben von Zeit zu Zeit diese abgeschiedene, nur der schattenhaften Vergangenheit angehörende Stätte, und erinnern durch ihr flüchtig an uns vorübertreibendes Bild, wie ein scheuer Blitz des Tages, der durch

eine Ruine fällt, an die Gegenwart, die mit neuen Geschlechtern vor uns liegt. Plötzlich schallt uns vom Grabe der Cäcilia Metella her ein seltsamer, aus frischen Kehlen naturvoll hervorsprudelnder Gesang entgegen. An diesem gewaltigen Grabdenkmal, das fast einem Festungswerk gleicht, wozu es auch im Mittelalter von den Gaetani benutzt worden, lagern eine Menge eigenthümlicher Gestalten, in bunter Tracht und malerischem Aufzuge, die während der Rast, welche sie hier auf einer Wallfahrt genommen zu haben scheinen, ein wunderbar ertönendes Lied angestimmt haben. Wir erfahren von unserm Führer, daß dies jene seltsamen Gesellen aus der Gebirgs-Umgegend von Rom sind, die unter dem Namen der Pifferari ein ganz eigenthümliches Geschlecht bilden und als Pfeifenbläser und Ziegenhirten ihren idyllischen Berufskreis erfüllen. In diesen Leuten wurzelt mit ihrer Armuth zugleich ein tief religiöser Sinn, den sie in ihrer ganzen Lebensweise und in ihren Gesängen zu erkennen geben. In ihrem eigenthümlich übergeschlagenen Mantel und dem spitz zugehenden Hut, den prallen, bis zum Knie gehenden Hosen, und der buntfarbigen, knapp anliegenden, mit reichen Troddeln versehenen Jacke, deren blanke Knöpfe in der Sonne

blitzten, an den Füßen Sandalen, so waren sie wie durch die Magie eines neckischen Zauberers plötzlich an dieser Stelle vor unsern Augen erschienen. In diesem Aufzuge sieht man sie in Rom, wohin sie sich zu gewissen Jahreszeiten in großer Anzahl begeben, auf allen Straßen und Plätzen erscheinen. Sie treten gewöhnlich paarweise auf und stehen mit Dudelsack und Pfeife vor jedem Madonnenbilde still, dem sie ihre Grüße darbringen, mit Liedern, die so rührend und hinreißend sind, daß ihnen die reichlichsten Gaben nicht fehlen können.

Der Gesang, den sie jetzt am Grabmal der Metella anstimmten, war der folgende bekannte, den wir nachher von befreundeter Hand aufgezeichnet erhielten:

Tu Vergine e figlia di Sant' Anna,
Che in ventre tuo portasti il buon Gesù.
E 'l partoristi sotto capanella,
Dove mangiava il bue e l'asinella.
Gli angeli chiamavan: Venite, Santi!
Nato è Gesù bambino alla capanna.
E San Giuseppe e Sant' Anastasia
Si trovarono al parto di Maria.
Venite tutti quanti voi pastori,
Venite a visitar nostro Signore!
La notte di Natale è tempo santo
Al padre, al Figliolo, e Spirito santo.
Quest' orazione, che abbiam cantata,
A Gesù bambino è rappresentata.

Dieser Gesang schallte von dem alten Grabmal her in ergreifenden feierlichen Klängen durch die Gegend dahin. Die seltsamen Leute, denen wir uns jetzt näherten, und die sich in malerischen Stellungen um das Grab der Metella gruppirt hatten, schienen hier ihre letzte Probe zu den Gesängen, mit denen sie jetzt in Rom einziehen wollten, abgehalten zu haben, und neben ihnen standen die Ueberreste ihres Pilgermahls, an dem sie sich während dieser Rast erlabt hatten. Nach einer freundlichen Begrüßung, die zugleich nicht ganz ohne Speculation auf unsere Anerkennung für ihre Gesangsleistung war, brachen sie in einem fröhlichen Getümmel auf und zogen von dannen, indem noch aus der Ferne in mehr und mehr entschwindenden Lauten der rührende Chorus ihrer frischen Naturstimmen zu uns zurückdrang.

Wir lenkten unsere Blicke noch einmal auf den colossalen, auf viereckiger Basis thronenden Rundbau zurück, in dem die Tochter des Metellus Creticus hier, wo die eigentliche Via Appia in alter Zeit ihren Anfang genommen, ihre schönen Glieder so pomphaft, und als ob dieselben noch im Tode einer Vertheidigung durch ein so starkes Festungswerk bedurft hätten, niedergelegt hat. Der darin aufgefundene Marmorsarg

der Cäcilia ist seit einiger Zeit herausgenommen, und steht jetzt im Hofe des Palastes Farnese. Den Festungscharakter des Grabmals hat man aber im Mittelalter vollkommen zu würdigen verstanden, da man es damals sogar mit Zinnen bedeckte und die Burg eines damaligen Baronen daran anbaute, die aber an Dauer und Leben nicht mit dem unbezwinglichen Kernbau des Grabmals, das sich allen Zeiten gewachsen und trotzig überlegen gezeigt, zu wetteifern vermochte, wie ihre längst davon abgefallenen und malerisch umhergestreuten Trümmer noch in diesem Augenblick dem Wanderer bekennen. Noch immer aber haben Zeit und Barbarenthum dies eigenthümliche Monument nicht zu erschüttern verstanden, das sich nur den Ausbruch einiger Quadern in seiner Basis hat gefallen lassen müssen, aber in seiner gegen achtzig Fuß emporsteigenden Höhe noch ungebrochen dasteht, und seinen mit Blumen und Stierschädeln geschmückten Fries, wegen deren es im Volke auch das „Ochsenhaupt," (capo di bove) genannt wird, mit thronendem Stolz aufrecht trägt.

Die Sonne brannte in heftiger Mittagsgluth auf allen diesen Trümmermassen und Steingeschieben, die uns hier im Wege lagen und die Fortsetzung unserer

Wanderung erschwerten. Wir wandten uns jetzt hinüber über den weiten großen Platz, der unsere Schritte bald in hohes dichtes Gras einwickelte, welches hier über den Ruinen, die einst den Circus des Maxentius bildeten, so wild und üppig emporgeschossen ist. Dieser alte Circus, dessen großartige und merkwürdige Ueberreste hier lange tief im Schooße der Erde gelegen, verdankt seine Wiederauferstehung als Ruine dem patriotischen Eifer des berühmten Bandhändlers Torlonia, der, nachdem er wegen seiner Reichthümer zum Herzog von Bracciano erhoben worden, auch etwas für die Herrlichkeit des Vaterlandes thun zu müssen glaubte, ohne dabei gerade auf das Herausschlagen von Procenten zu rechnen. Es war dies der Vater des heutigen Banquiers und Fürsten Alessandro Torlonia, der dies Feld wahrscheinlich für ein Billiges von dem Herzog von Caffarelli, welcher früher der Besitzer dieser ganzen Strecke Landes war, ankaufte. Das ganze Feld wurde damals la Caffarella genannt, und Niemand hatte Lust, die bedeutenden Kosten zur Ausgrabung dieses Terrains aufzuwenden, obwohl man wußte, daß dasselbe die herrlichsten Architekturen und Bildwerke an das Tageslicht heraussenden könne. Der Herzog von Bracciano that, was kaum bei irgend

einer andern Nation von einem Privatmann für öffentliche Interessen geschehen ist. Er ließ auf seine Kosten das ungeheure Feld durchgraben und holte aus einer Tiefe von funfzehn Fuß unter der Erde den ungeheuern Circus des Maxentius hervor, der seit dem Jahre 1825 in seinen staunenswerthen Dimensionen und Resten hier zu Tage liegt. Der heutige Banquier Torlonia, Fürst Alessandro, der noch Eigenthümer dieses von seinem Vater ererbten Feldes geblieben, hat doch einigermaßen den finanziellen Vortheil der Familie wiedereinzubringen gesucht. Denn der Circus des Maxentius, wie schön und merkwürdig er auch immer sein mag, bringt doch nun einmal nichts ein, und es läßt sich kein Agio daraus machen. Alessandro Torlonia vermiethet darum jetzt das Feld ringsumher als Weideplatz, und man sieht Kühe und Schafe zu den Füßen der stolzesten Begrabenen, der Cäcilia Metella, und auf des Maxentius Circus, wo einst die Rennwagen unter dem Jubel von mehr als zwanzigtausend Zuschauern um die Spina herum brausend einherstürmten, in dem vollen Behagen der Nahrung auf und nieder traben.

Dieser Circus war einer der größten und prächtigsten, die das Alterthum kannte. Seine Länge be-

trägt funfzehnhundert und vierundzwanzig Fuß, und die Breite zweihundert und vierundvierzig, in welchem imposanten Raumverhältniß sich zehn Sitzreihen auf den schönsten Marmorquadern übereinander erhoben. Die Mauern, welche einst diese Marmorsitze trugen, sind fast ganz aufgedeckt worden, und ebenso erblickt man die Eingänge zu beiden Seiten der Schranken, durch welche die Schaaren der Zuschauer den Circus betraten. Ein großes Thor macht sich am untern Ende sichtbar. Ein dritter Eingang, an der rechten Seitenwand, wird für die Porta Libitinaria oder Sandapilaria gehalten, durch welche diejenigen, die in den Kampfspielen des Circus ihr Leben eingebüßt hatten, als Todte hinausgetragen wurden. Denn diese Kämpfe, die nicht selten auch mit Crocodillen und anderen wilden Thieren stattfanden, steigerten sich durch den Ehrgeiz der Circusspieler wie durch die Leidenschaft der Zuschauer oft genug zu einem tragischen Ausgang. Aber der Todte hatte seine eigene Pforte, durch welche er dann die Bahn des Kampfes verlassen mußte, und durch die kein Anderer seinen Ein- oder Ausgang zu nehmen brauchte. Denn die Alten, die in dem Tod überhaupt nur einen Makel sahen, welcher dem Individuum widerfuhr, verstanden es noch nicht, in dem

Todten den eigentlichen Sieger zu ehren, was die christlichen Märtyrer Petrus und Paulus erst später dem römischen Volke verkündeten. Der Todte war im Alterthum der, welcher unterlegen war und seine Ehre verloren hatte, und diese Weltansicht, die eigentlich eine Circusansicht war, und das ganze Leben nur zu einem Schauplatz von Fechterspielern, Ringern und Thierkämpfern machte, drückt sich auch in der den Todten ausschließlich vorbehaltenen Pforte des Circus aus. Durch die Pforte der Todten wollte kein Anderer gehen, denn man hielt es für ein schlimmes Omen, sich auf demselben Wege mit ihnen zu begegnen. Leben und Tod, Untergang und Triumph, wurden bei den stolzen Römern wie zwei himmelweit von einander geschiedene Welten räumlich und zeitlich gesondert. Sie erbauten deshalb auch in ihren Cirken ein anderes Thor für den Triumphirenden, der im Kampfe den Sieg gewonnen hatte. Er allein war der Mann, der mit dem Leben auch die Ehre und den Ruhm davon getragen, und er ging nicht da, wo die Todten gehen, denn das hätte ihn befleckt, das hätte ihn an seinen Würden gekürzt. So scheint auch dort jener vierte Eingang des alten Circus in der Mitte des Halbkreises, mit welchem der Circus

schließt, die eigentliche Triumph-Pforte (Porta triumphalis) gewesen zu sein, durch welche allein die Sieger, die mit ihren Wagen oder im Kampfspiel triumphirt hatten, hinausfahren durften. Glück und Unglück, Sieg und Untergang, mieden sich in dieser Zeit so ängstlich, wie Ehre und Schande. O Paulus und Petrus, auf der blutigen Märtyrerstraße, die wir drüben durchschritten, habt Ihr andere Lehren durch Euere Leiden besiegelt! Aus dem abgeschlagenen Haupt des guten Paulus sahen wir dort drei frische lebendige Quellen entspringen, die uns vor Kurzem ihr stilles Lied von dem neuen Zusammenhang zwischen Tod und Leben entgegenrieselten. Dort, auf der christlichen Märtyrerstraße, gab es Triumphatoren des Todes, die als solche sich gerühmt hatten, das wahre Leben für sich und für die Anderen erworben zu haben. Hier, im alten Circus der Römer, sind die Todten und die Triumphatoren ganz verschiedene Leute, und das Thor, zu welchem der Eine hinausgeht, darf der Andere, um Unheil zu vermeiden, nicht berühren. Und die antike Gräberstraße, die wir bis zu dieser Stelle hinabgewandert sind, zeigt mit ihren Prachtmonumenten doch nur das Bestreben, dem Todten Paläste zu bauen, und ihm damit die Ehre zurückzugeben, die er im Tode

verloren. Denn es war ein Schimpf, das Leben eingebüßt zu haben, und dem Schattenreich des Hades verfallen zu sein.

Im Innern des Zuschauer-Raumes ragen noch die Trümmer eines Balcons hervor, der vielleicht die Loge der Kaiserlichen Familie in diesem Theater vorstellte. Auch die Spina erblickt man, durch welche der Circus in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In ihrer Mitte stand einst der Obelisk, welcher jetzt die Piazza Navona ziert. Hier bewegten sich zu den anfeuernden Tönen der stürmischen Musik die wetteifernden Rennwagen ihren Zielen zu, die man noch heut an dem äußersten Ende der Spina bemerkbar gemacht sieht. Hier entbrannten Schaulust und Parteileidenschaft zugleich in einem fröhlichen, wogenden Getümmel, und nach den vier Farben, Blau, Grün, Roth und Weiß, welche Nero für die Bekleidung der Wagenführer angeordnet hatte, benannten und zeichneten sich die Parteien, die hier, oft mit wahren Wuthausbrüchen, an der Entscheidung des Kampfes sich betheiligten.

Wir wandten uns jetzt seitwärts und schlugen eine anmuthige Baum-Allee ein, die uns in langsamer Erhebung zu einem Hügel hinanführte. Hier steht ein

alter, mit modernem Bauwerk ausgeflickter Tempel, der früher dem Gott Bacchus geheiligt gewesen. Dieser Tempel ist, seines hohen Alters müde, bereits ziemlich tief in die Erde eingesunken, und man hat ihn durch Strebepfeiler gestützt, die aber dem alten, mit den Resten unverkennbarer Schönheit prangenden Bau die abschreckendste Mißform verliehen haben. So machen auch die alten herrlichen Marmorsäulen, zwischen denen ein neues Mauerwerk von Backsteinen aufgeführt ist, nur einen häßlichen, traurigen Eindruck. In diesem Hause wohnt ein alter Bauer mit seiner Familie, der als Custos der Alterthümer, welche diese Gegend einfaßt, hier eingesetzt worden ist. Er stand mit seinen Kindern, einer neugierigen und zudringlichen Bubenschaar, vor der Thür, und gab uns freundlichen Rath, auf welchem Wege wir am besten zu dem jetzt vor uns liegenden Hain der Nymphe Egeria hinab=steigen könnten. Denn wir hatten uns jetzt dem ur=alten wunderbaren Heiligthum genähert, in welchem einst diese von Weisheit und Liebe strahlende Nymphe den römischen König Numa Pompilius empfing, um ihm in ihren begeisternden Umarmungen die ersten Staats= und Cultus=Einrichtungen Roms, die Tribus und Curien, und was er sonst Alles einsetzte, zu offenbaren.

Der kleine malerisch gewundene Berg führte uns in einer sanften Abstufung zu dem Hain hinunter, den Sage und Geschichte mit so wunderbaren Erinnerungen umweben. Es ist dies der heilige Eichenhain der Egeria und des Numa Pompilius, in welchem der alte König mit seiner Nymphe, an deren Busen er politische Weisheit sog, in geheimnißvollen Spaziergängen sich erging. Dieser Hain, der mitten auf dem Felde steht, scheint noch heut seine Wipfel mit einer besonderen Feierlichkeit zu tragen, und man glaubt ihn von einem mythischen Glanz umflossen zu sehen. Das Volk behauptet, daß er im Winter und Sommer grün bleibe und seine Zweige und Blätter nimmer aufhörten, im frischen Glanz des Blühens sich zu zeigen. Und wenn man rings um sich her die kräftige Vegetation, den üppigen Reichthum an Blumen und Gräsern, das lebensvolle Rauschen und Flüstern der Bäume, das Träumen der ganzen Gegend in ihrer sonnigen Schönheit und Fülle wahrnimmt, so muß man sich verwundert gestehen, daß diese märchenhafte Oase, der man hier plötzlich in der Einöde der Campagna begegnet ist, nur durch den Zauber guter Geister hier entstanden und so lange in dieser warmen, strahlenden Frühlingspracht erhalten und gepflegt wor-

den sein kann. Man glaubt hier an die Mythe von König Numa und der Nymphe Egeria, und man naht noch heute den uralten Heiligthümern dieses Platzes mit klopfendem Herzen und mit einer geweihten, allen Wundern der Vorzeit geöffneten Empfindung.

Das Thal, das sich hier vor uns ausbreitet, wird noch heut Valle della Caffarella genannt, obwohl Alles das Eigenthum des Banquiers Torlonia ist, auf dem wir uns hier bewegen. Das kleine, von Schilf und Rohr und dem üppigen Blättergewinde der Canna fast überdeckte Gewässer, welches langsam und sanft rieselnd durch dieses Thal zieht, ist der Almo, mit dem wir uns an diesem feierlichen Ort, auf den er ein besonderes Anrecht zu haben scheint, wieder begegnen. Dieser seltsame Bach war schon in alter Zeit hier der eigentliche Herr des Heiligthums, und die Grotte, welche dort unten am Fuße des Berges in reizender Einsamkeit liegt, wurde auch das Heiligthum des Almo genannt, obwohl es die Grotte der Egeria gewesen, in der diese Nymphe wohnte, und in deren trauliches Dunkel sie sich mit Numa Pompilius zurückzog, nachdem sich Beide oben im Hain müde gewandert und, mit der Politik fertig, das Bedürfniß nach kosendem Ausruhen oder nach tieferen Offenba-

rungen in dem geheimnißvollen Schatten des kühlen Nymphäums unten empfunden hatten. Dies Nymphäum oder Brunnengebäude bewohnte Egeria offenbar in ihrer Eigenschaft als Quellnymphe des Almo, und die hohe Weisheit, die sie als politische Rathgeberin des römischen Königs zeigte, mag ihr vorzugsweise aus diesem Wasser zugekommen sein, in welchem die Glieder der geheimnißvollen und unbegreiflichen Naturgöttin Cybele jährlich von ihren Priestern gewaschen wurden. Das Wasser des kleinen räthselhaften Almo nahm davon sicherlich Bestandtheile in sich auf, welche, durch den Mund der Nymphe Egeria in ihren Schäferstunden mit Numa Pompilius offenbart, auf die ersten Gestaltungen des alten römischen Cultus und Staatswesens einwirkten. Es war dies der erste Einfluß der Maitressen auf die Politik, aber dieser Einfluß war hier noch ein sehr heilsamer, und die religiösen, politischen und socialen Grundordnungen des römischen Staats gingen aus ihm hervor. Die höchst moralische Nymphe des Almo setzte durch ihren königlichen Freund sogar die Heilighaltung der Ehe in Rom ein, sowie Frau von Maintenon zu Ludwigs des Vierzehnten Zeiten die Frömmigkeit der Messe zum guten Ton bei Hofe erhob. Denn die priesterlich-

moralische Gesetzgebung der Nymphe Egeria wurde durch ihre eigene Person nicht ganz genügend bekräftigt, da sie mit einem in Rom wohlverheiratheten Mann, wie Numa Pompilius, welcher die Tochter des Tatius zur Frau hatte, ein geheimes Verhältniß in ihrem Hain und ihrer Grotte unterhielt.

Numa mag sich auf einem Spaziergang in den Umgebungen Roms befunden haben, als er eines Tages in dem kühlen einsamen Thal, durch welches er träumerisch und gedankenvoll hinirrte, die heimlich verborgene Grotte entdeckte. Es mag ihm damals ebenso wunderbar zu Muthe geworden sein, wie uns heut, wenn wir uns durch die dichten Epheuverschlingungen und die üppigen Pflanzengehege, von denen der Eingang der Grotte verhüllt ist, hindurcharbeiten, und nun plötzlich vor der in den Hügel gewölbten Höhle stehen, in der Alles den Sitz eines höheren reizenden Wesens, das geheime Boudoir einer gottgleichen Nymphe, ankündigte. Damals, als Numa Pompilius dies Abenteuer erlebte, trat ihm ohne Zweifel sogleich die Nymphe Egeria selbst entgegen, denn sie war es, welche sich ihm in ihrer nackten Schönheit, wie es Nymphen zu thun pflegen, mit dem liebeverheißenden Blick und der weisheitkündenden

Stirn, ernst, hoheitsvoll und doch in lockender Zärtlichkeit und Hingebung, jetzt vorstellte. Sie sah es, daß er ihr nicht Ziegen, Lämmer, Milch und Oel darbrachte, womit den Nymphen gewöhnlich geopfert wurde, sondern sie bemerkte wohl, daß es ein König war, der ihr ein großes Herz und einen für die politische Machtbegründung Roms ausgerüsteten Sinn entgegenbrachte.

Sie führte ihn gewiß sogleich in ihre Grotte hinein, in der es damals noch wohnlicher und vielleicht auch geräumiger gewesen sein mag, als heutzutage. Egeria zog den Numa Pompilius ohne Zweifel sofort in ihr geheimstes Cabinet, zu dem sich die Thür, wie man noch heüt erkennen muß, unmittelbar hinter dem Altar geöffnet hatte, und das in das Innere des Hügels tief hineingebaut war. Hier hatte die göttliche Nymphe ihr Lager, auf dem sie schönen Fremdlingen weissagte, und den Gürtel aller ihrer natürlichen und politischen Geheimnisse sich lösen ließ. Das Wasser des Almo, das jetzt noch in die Grotte herabrieselt, begleitete mit seinem kühlen Plätschern diese entzückenden Offenbarungen.

Der Altar, den man noch heut an der Hinterwand der Grotte aufgerichtet sieht, ist mehrfach zer-

trümmert. Auf ihm liegt die halb zerstörte Statue des Flußgottes, der einst in diesem Nymphäum seinen schönsten Cultus sah. Ringsumher befeuchtet Freund Almo, der sich von diesem Ort Jahrtausende hindurch nicht hat trennen können, noch immer mit seinem krystallklaren Wasser, das aus den grünbemoosten Marmor-Rinnen herabträufelt, die uralten Steine. An den Wänden umher sieht man Nischen und Consolen, deren Götterbilder, die offenbar einst hier gestanden, von ihren Plätzen verschwunden sind. Die Stelle der Statuen haben jetzt feine, grüne Schlinggewächse eingenommen, welche sich in dichter Fülle und zudringlicher Geschäftigkeit, als wenn es so leicht wäre, selbst einen Gott zu überwachsen und in Vergessenheit zu bringen, hier ausgesponnen haben. Aber das Kraut, welches an allen Ecken und Enden der Grotte am üppigsten und vorlautesten emporgeschossen ist und auf seinen unaufhörlich in der Luft zitternden, rothbraunen kleinen Stengeln immer und immer weht und sich neigt, ist das bekannte Venushaar, das in dem alten Heiligthum jetzt Alles überwebt und mit seinem poetischen Namen das schöne Haar der Nymphe Egeria noch heut feiern will. Das Venushaar schmückt heut noch allein diese Grotte, aus der alle Götter verschwunden

sind, und in der einst die Liebe sich mit dem Diadem der Weisheit schmückte.

Numa Pompilius blieb seitdem in den Banden der Egeria gefesselt, mit welcher er in ihrer heimlichen Grotte die neue römische Verfassung erzeugte. Ob es noch ganz dieselbe Grotte ist, in der sie ihrer Zeit in Politik und Liebe beisammen saßen, wurde durch die Alterthumsforscher sehr stark angezweifelt. Man hat besonders darauf hingewiesen, daß die Construction des Netzwerkes und die Backsteine der Mauern, wodurch die Wände und die Wölbung dieser Höhle gebildet werden, auf eine späte und schlechte Zeit der römischen Baukunst hinzeigen. Aber dies kann uns in unseren Gedanken nicht stören, denn der Rendezvousort des römischen Königs und seiner Nymphe hat vielleicht erst in der Kaiserzeit die Einfassung durch diese Mauern erhalten, welche die heutige Grotte bilden. Aber heilig gehalten wurde dieser Ort schon seit uralter Zeit im Sinne des Numa Pompilius und der Egeria.

Ein Feigenbaum wächst jetzt heraus aus dieser schönen, von Erinnerungen und Träumen umschwebten Grotte, und seine grünen Zweige und Blätter rühren sich mit einem leisen, seufzenden Geflüster, als wüßten

sie recht viel zu erzählen von den alten Geschichten, die sich einst hier zugetragen haben, und von denen die alten Kragsteine unter dem Wassergeriesel des Almo zu plaudern scheinen. Draußen über der Höhle steht eine Gruppe der schönsten Ulmen, die sinnig lauschend den Platz behüteten und uns ihre Blüthenbüschel entgegenschüttelten.

Wir waren wieder aus der Grotte hinausgetreten, und ließen unsere Blicke über die herrliche Gegend hinschweifen, die mit ihren sanften, das Gemüth bewegenden Reizen sich vor uns ausbreitete. Gegenüber lagen uns die malerischen Höhenzüge von Frascati, die in wunderbarer duftiger Bläue in den lieblichsten Formen mit dem Horizont zusammenfließen. Es ist der zauberisch schöne Abhang des Sabinergebirges, das sich in seiner anmuthigen Schönheit vor uns lagert. Rings um uns her prangen üppige Getraidefelder, die in der Last ihres Segens auf und nieder wogen. Weiter unten im Thal, wo in den saftigen braungrünen Wiesengründen unzählige kleine Blumen sprießen, sitzt am Fuße eines Hügels ein einsamer Maler, der hier über Anemonen und Maaßlieb sein kleines Wandel-Atelier aufgeschlagen hat, und

die schönste Situation von Hain und Grotte für sein Skizzenbuch aufnimmt.

Die römischen Künstler haben dieses Thal überhaupt zu ihrem Lieblingsaufenthalte erkoren. Im Carneval kommen sie in Masken hierher, und schlagen im heiligen Hain der Egeria Tafeln auf, an denen sie sich zum lustigen Mahl niederlassen. Nachher wird ein fröhlicher Umzug unter Scherzen und Gesängen durch den Eichenhain gehalten, und dann feierlich zur Grotte der Nymphe hinabgestiegen, wo das künstlerische Völkchen ihr phantastische Huldigungen aller Art darbringt. Es geschieht dies gewöhnlich um die Zeit der Ostern, zur Nachfeier des eigentlichen Carnevals von Rom.

Auch im Winter ziehen sich gewisse Vergnügungen vorzugsweise hierher in das einsame Thal der Egeria. Die Engländer veranstalten hier ihre schönsten Fuchsjagden, und Berg und Thal hallen dann wieder von dem Halloh der stolzen und vierschrötigen Söhne Albions, die sich kein Gewissen daraus machen, die Ruhe der Nymphe im Thal durch ihr fürchterliches Geschrei und das Knallen ihrer Büchsen zu stören.

Wir begaben uns jetzt wieder zur Appischen Straße zurück, wo wir noch einige Besuche zu machen

hatten, die uns längst am Herzen gelegen. Zuerst war es das alte Grabmal der Scipionen, das links von der Via Appia in der Vigna Sassi steht, welchem wir uns zuwandten, und dessen alte Heldengräber wir in dem nächtlichen Dunkel dieser merkwürdigen Gruft aufsuchen wollten. Ein auf die Antike dressirter Bummler, der hier als Custode eingesetzt war, führte uns mit einem ziemlich spärlichen Licht durch die unterirdischen Gänge des alten Grabmals, in dem aber nur die Inschriften zu finden sind, welche auf die Stellen hinweisen, wo hier einst die Gräber der großen Scipionen gestanden. Der Papst Pius VI., nachdem er sich der Ausgrabungen dieser alten, zuerst im Jahre 1780 geöffneten Gruftstätte bemächtigt, gedachte nur die Leidenschaft für sein Museum mit den hier aufgefundenen Denkmälern und Sarkophagen zu befriedigen. Die altrömischen Helden aber, welche hier mehr als zwei Jahrtausende hindurch im Frieden ihrer Marmorgräber geruht, ließ der christliche Papst auf die Straße hinausschütten, und die Gebeine eines der ansehnlichsten und herrlichsten Geschlechter des alten Roms, deren Namen und Thaten in der Geschichte geglänzt, stäubten am Wege umher, den Lüften der neuen Zeit preisgegeben. Der Papst hatte kein

christliches Herz für die Asche der antiken Helden, aber wie einst die fromme Matrone Lucina die Gebeine des Apostels Paulus sammelte, um ihnen in den Kellern ihres Landgutes eine Gruft zu wölben, so war es der venetianische Senator Quirini, welcher die Asche der Scipionen sorgfältig auflas und ihnen in seiner Villa zu Padua ein Denkmal errichtete. Aber die für das Museum entleerte Gruft in der Vigna Sassi wurde, nachdem ihre Zerstörung vollendet worden, von den Besitzern des Weinberges wieder restaurirt, und selbst die aus der Mauer weggenommenen Grabschriften wurden in Copieen ersetzt, welche man, den alten genau ähnlich, an derselben Stelle in der Mauer einfügte.

Unser Bummler, eine Figur von ächt komischem Gepräge, kannte alle Scipionen, die einst in diesem labyrinthischen Grabdenkmal geruht, ganz genau, und er gebärdete sich durchaus wie ihr persönlicher Freund und Gönner, der von allen ihren Verhältnissen wußte, und mit ihnen einst auf dem vertrautesten Fuß gelebt zu haben schien. Wir würden ihn für einen Alterthumskenner von Fach gehalten haben, wenn nicht Alles an ihm den Bauer verkündet hätte, der, zur Belohnung für seine eifrigen Dienste in der Vigna,

nun mit der Aufsicht über das alte Monument be-
traut worden war. Aber die Umwandlung in einen
tiefgelehrten Archäologen hatte er an sich mit der
täuschendsten Vollendung vollbracht. Er kannte den
Scipio Barbatus und seinen Sohn, den Eroberer
von Corsica, ebenso genau, wie den Scipio Asiaticus
und Scipio Africanus, und über Alles, was sie be-
traf, wußte er mit dem Ausdruck der listigsten Schlau-
heit, die in seinen schwarzen Augen glänzte, Auskunft
zu geben. Er bedauerte nur, mit einigen halbunter-
drückten Flüchen, daß ihm die Asche dieser alten
Signori abhanden gekommen, aber lachend und mit einer
possenhaften Gebärde setzte er hinzu, daß er nun ein-
mal nicht damit aufwarten könne, denn ein Schelm
gebe mehr als er habe und ein Papst sei im Grunde
mehr, als alle Scipionen zusammen genommen.

Unsere Fahrt fortsetzend, gelangten wir jetzt vor
der kleinen Kirche Domine quo vadis an, die auch
den Namen S. Maria delle Piante führt und zur
Linken der Via Appia steht, wo sie uns plötzlich, die
christliche Märtyrer-Legende wieder aufnehmend, von
der wir auf unserer heutigen Wanderung ausgegangen
waren, mit dem seltsamen Glanz ihrer Sage in den
Weg tritt. Die Kirche: „Herr, wohin gehst Du?"

ist ihrer Bauart und ihrem geringen Umfange nach mehr eine Kapelle als eine Kirche zu nennen, aber je enger der Raum ist, den man hier betritt, um so inniger fühlt man sich darin von der eigenthümlichen Legende umfangen, die ihren eben so rührenden als zweischneidigen Sinn in diesen alten Mauern ausgedrückt hat, und deren scharfe Bedeutung noch heut eine Wahrheit ist, die sich in allen Zuständen des römischen Kirchenwesens und Priesterthums abspiegelt und bestätigt.

Auf dieser Stelle an der Appischen Straße war es, wo Petrus einst auf wunderbare Weise dem Heiland begegnete, und dieser Begegnung wurde die Kirche: „Herr, wohin gehst Du?" gebaut und geweiht. Wenn man diese Kirche betritt, wird man sogleich von den großen Frescobildern an den Mauern empfangen, welche zur Linken und Rechten des Eingangs Christus und Petrus sich gegenüber zeigen. Es war in der ersten Frühe des Morgens, als der Apostel Petrus fliehend auf die Landstraße hinausgeirrt war und das Gefängniß, in dem er in Rom gesessen, verlassen hatte. Denn die Stunde des Petrus war gekommen, die auch ihn, wie seinen Freund Paulus, in den Märtyrertod jagen wollte. Und Petrus hatte

in einer kleinmüthigen Stunde gefühlt, daß er nicht im Stande sein werde, diesen Tod, den Paulus vor ihm gestorben war, zu erleiden. Als der Hahn zu krähen begann, ein Ton, der für den Petrus bekanntlich etwas Gefährliches hatte und alle Angst und Unschlüssigkeit seiner Creatur in ihm wachrief, brach Petrus seine Fesseln und entfloh.

Als er vor den Thoren der Stadt auf der Via Appia angekommen war, trat ihm aus dem glänzenden Nebel des Frühmorgens Christus entgegen. Es war der Herr und Heiland selbst, den er in Jerusalem hatte kreuzigen und gen Himmel fahren sehen, und der jetzt mit eiligen Wanderschritten auf ihn zukam. Der gute Petrus, sich in seinem Gewissen ertappt fühlend, schrak heftig zusammen, denn es kam ihm jetzt vor, als müsse ihm der Herr selbst zürnen wegen dieser Flucht, durch die er sich dem christlichen Märthyrertode in Rom entziehen wollte. Und Christus sah ihn ernst und strafend an, und der Jünger sagte zitternd: Herr, wohin gehest Du? (Domine, quo vadis?) Petrus fragte nicht: Herr, woher kommst Du? Denn daß der Heiland seinen Himmel wieder verlassen, fiel ihm nicht so sehr auf, als die Richtung, welche Christus bei seiner neuen Wanderung auf

Erden eingeschlagen hatte. Christus schien ja gerade-
wegs nach Rom zu eilen, von wo Petrus mit Zurück-
lassung seiner Fesseln eben aufgebrochen war. Dies
gerade machte ihn stutzig und ängstigte ihn, und mit
demüthig flehender Stimme sagte er: Herr, wohin
gehest Du?

Christus blieb ihm gegenüber stehen, betrachtete
den Petrus, und sagte: Ich gehe nach Rom, um zum
zweiten Mal gekreuzigt zu werden. (Venio Romam,
iterum crucifigi!)

Beide sieht man in dieser Begegnung in lebens-
großen Frescogestalten dort an der Mauer stehen.
Die Zeichnung ist kräftig, großartig, und diesem be-
deutungsvollen Moment angemessen, und die Malerei
ist mit ihren starken, wahrheitsgetreuen Zügen der
wunderbaren Legende zu Hülfe gekommen. Jene Worte,
welche Christus und Petrus an diesem Scheidewege
miteinander gewechselt, flattern als Inschriften um
ihre Köpfe.

Petrus soll von diesen Worten seines Herrn und
Heilandes sogleich auf das Reuigste ergriffen worden
sein. Er fühlte die ganze schwere Last des Vor-
wurfes auf seinem Herzen ruhen, und an dieser
Stelle kehrte er sich um, denn es trieb ihn, nun

geradewegs wieder nach Rom zurückzukehren. Christus wollte nach Rom gehen, um sich zum zweiten Mal dort kreuzigen zu lassen, und Er, Petrus, war vor dem Märthyrertode geflohen, durch den allein das neue Heil der Welt zu besiegeln war!

Voll Scham und Schmerz trat er den Rückweg nach Rom an, und begab sich von selbst wieder in sein Gefängniß, um sich von neuem seine Fesseln anlegen zu lassen. Freudig und muthig ging er jetzt in den Märthyrertod ein, der ihn einige Monate später, als ihn Paulus erlitten, in demselben Jahre 67 traf.

Die Legende hält immer auf Gründlichkeit, je kühner und seltsamer sie gedichtet hat, und so blieben auch die Fußstapfen, welche Christus in den Stein eingedrückt, als er an dieser Stelle dem Petrus erschienen war, aufbewahrt. Der ächte Stein, an dem dieses beweiskräftige Mirakel geschehen, ist aber nach der Kirche S. Sebastiano gebracht worden, wo er noch heut Jedermann gezeigt wird. Hier in Domine quo vadis erblickt man seltsamer Weise nur eine Copie davon, die, von einem eisernen Gitter umgeben, für die Gläubigen ausgestellt ist.

Wo eigentlich das Gefängniß des Apostels Petrus sich befunden, in dem man ihn zu Rom gefangen

gehalten hatte, ist vielfach Gegenstand des Streites für die heilige Archäologie gewesen. Die Sage hat sich für das Mamertinische Gefängniß entschieden, das noch heut am östlichen Abhange des Capitols liegt und auch den Namen S. Pietro in carcere führt. Hier schmachtete der heilige Petrus in harter Kerkerpein, und wenn man diese schrecklichen Räume heut erblickt, kann man sich nicht wundern, daß die Seele des Apostels heruntergedrückt wurde und er einen Augenblick lang die Größe des christlichen Märthyrertodes nicht mehr fassen konnte. Die kleine, niedere, von schwarzem Dunkel und entsetzlichen Dünsten erfüllte Kammer, welche sich unter dem Dach des Mamertiner Gefängnisses befindet, soll dieser Kerker des Petrus gewesen sein. Ein tückisches Grauen umwebt noch heut diesen Ort, obwohl das abscheuliche Cabinet jetzt ein Oratorium geworden ist, dem heiligen Petrus geweiht. Aber an den schwarzen Wänden hängen noch jetzt Dolche, Pistolen, Messer und Marterwerkzeuge aller Art umher, neben frommen Sprüchen und Gelübden, die auf mehreren Votivtafeln niedergelegt worden. Aber Petrus hatte einen wackeren Kerkermeister, der in dieser schauerlichen Todeskammer ein menschliches Herz gegen ihn zeigte. Dieser Kerker-

meister, der ein Römer war und ein Christ zu werden verdiente, mag den Ausbruch des Petrus aus seinem Gefängniß begünstigt haben. Als aber Petrus, nachdem er dem Heiland an der Appischen Straße begegnet war, jetzt mit neuem Muth, und erkräftigt in der hohen Idee des Martyrthums, wieder zurückgekommen war in diese Zelle, ließ er sich von seinem Freund die Ketten wieder anlegen, die ihm jetzt wunderbar leicht dünkten. Eine neue Kraft durchrieselte alle seine Glieder, und wie im Entzücken berührte er mit dem gefesselten Arm die Mauer seines Gefängnisses. Und von dieser Berührung springt eine frische Quelle aus der Wand, die ihn heiter grüßt und mit ihrer Silberwelle den schwarzen Nebel des Kerkers durchbricht. Die christliche Sage, die, wie ihre ganze Religion, gern unter Thränen lächelt, strebt hier nach einer gewissen künstlerischen Symmetrie, mit der sie die Legende von Peter und Paul abrundet. Der Märtyrer Petrus mußte auch seine Quelle haben, nachdem aus dem abgeschlagenen Haupte des Paulus die drei Quellen, von denen wir im Märtyrer-Thal gekostet hatten, hervorgesprudelt waren. Petrus aber tauchte jetzt seine Hand in diese Quelle, und taufte daraus seinen Kerkermeister, der längst verdient hatte,

ein Christ zu sein. Diese Quelle fließt noch am heutigen Tage dort in dem Mamertinischen Gefängniß.

Und wahr muß Alles gewesen sein, denn vor einigen Tagen sahen wir auch die Ketten und Banden, in welchen Petrus erst in Jerusalem, und dann in Rom gelegen. Dort, in der alten Kirche S. Pietro in Vincoli auf dem Esquilin, zu der uns neulich die vor der Thür stehende grüne Palme hineinlockte, werden die Ketten von Jerusalem und von Rom aufbewahrt, die sich durch ein nicht geringes Wunder zu Einer in einander verschmolzen haben, als der Papst Leo I. sie beide zusammen in seiner Hand hielt. Hier wird am ersten August das Fest der Ketten des heiligen Petrus gefeiert, und die Ketten werden dann von den Gläubigen inbrünstig geküßt. Feilspähne von diesen Ketten theilten früher die Päpste reichlich aus, und machten damit den Fürsten, welche selbst die Ketten Roms trugen, trostreiche Geschenke. Neulich sahen wir hier den Herzog von Modena mit seiner Gemahlin, der auf einer Rundfahrt zu allen Reliquien Roms begriffen war, und hier in einer feierlichen Ceremonie die Ketten des Petrus küßte, nachdem er im Lateran die Schädel der beiden Apostel geküßt hatte.

Alle diese Märtyrer-Reliquien in Rom, zu denen sich auch noch ein Stück Holz vom Kreuze Christi gesellt, erinnern uns beständig daran, daß hier die eigentliche Leidensstätte von Christus gewesen. Das Martyrium der christlichen Religion, das der Qualen und Schmerzen bedurfte, um das neue Heil zu stiften, hatte in Rom seinen Mittelpunkt gefunden, und dies war die erste Anwartschaft auf die Herrschaft Roms über die Christenheit gewesen. Es schien deshalb auch nothwendig für die Sache des Christenthums zu sein, daß Petrus der Kreuzigung in Rom sich nicht entzog, sondern ebenfalls auf diesem Theater der Märtyrer seine Rolle blutig besiegeln sollte. Darum trieb ihn Christus, als er dem Fliehenden an der Appischen Straße begegnete, mit den wunderbaren Worten wieder zurück, daß er selbst nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Es war dies sicherlich nicht bloß ein schneidendes Bonmot gegen den Jünger, welches ihn durch das Beispiel des hohen Meisters beschämen sollte. Auch hätte die Sache, woran die Legende nicht gedacht hat, dem Petrus bei einigem Besinnen unwahrscheinlich vorkommen müssen, denn zweimal konnte sich der Herr unmöglich kreuzigen lassen, da er sonst seine erste Kreuzigung discreditirt

hätte, wenn sie noch zum zweiten Mal nöthig und möglich geworden wäre. Aber daß Rom der Ort sei, wo sie den Herrn noch oft und vielmals an das Kreuz schlagen würden, gab Christus durch dies merkwürdige Wort deutlich zu verstehen. Das Wort trug zugleich eine prophetische Bedeutung in sich, und zeigte im Geiste auf die römische Hierarchie hin, die einst in dieser Stadt, mit dem Gefolge ihrer Priester und mit ihrer ganzen Pfaffenwirthschaft, emporsteigen würde.

Jeder Blick auf die geistlichen Zustände Roms, wie sie sich seit der Gründung der römischen Kirche bis auf den heutigen Tag gezeigt haben, muß an das Wort erinnern, welches Christus an der Appischen Straße zu Petrus gesprochen, indem er sagte, daß er nach Rom komme, um zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden. Dante, Boccaccio und Macchiavelli haben von der Lebensweise, den Sitten und dem religiösen Geist des römischen Clerus schon in ihrer Zeit Schilderungen gegeben, die eine Verwilderung ohne Gleichen, wie sie kein anderer Stand je in der menschlichen Gesellschaft dargeboten, vor Augen führen. Als Ursache, daß die Kirche von Rom dermaßen in Koth und Schmutz und Verfall versunken („cade nel fango e se brutta e la some“) führt Dante im Fegefeuer der Göttlichen

Komödie die an, daß dies Kirchenwesen zwei Herrschaften, die geistliche und die weltliche, in sich zu verschmelzen gestrebt habe. Aus der weltlichen Herrschsucht der römischen Kirche stammte auch die Verweltlichung ihrer Priester, die in sinnlicher Lebesucht und in der Kunst der Intrigue, durch welche sie sich alle Genüsse und Reichthümer der Erde zu verschaffen wußten, es bald allen andern Ständen in Italien zuvorthaten. Die Leidenschaften und Verbrechen des römischen Clerus, aus denen schon Boccaccio seine üppigsten und schneidendsten Novellen wob, sind seit vielen Jahrhunderten unverändert dieselben geblieben, und noch heut setzen sich die pikantesten Masken des italienischen Lebens aus den Gestalten der Priester, aus ihrer Weltlust und ihren Abenteuern zusammen. Mit großer Beweglichkeit und Energie haben es die Geistlichen verstanden, alle ihre Positionen in der Gesellschaft zu behaupten, die sie von Anfang an hier inne gehabt, und wenn auch ihre persönliche Autorität und die ganze kirchliche Weihe ihres Standes in Italien, und besonders in Rom, mehr und mehr gelitten, so haben sie doch als Männer der Intrigue, als Freunde und Beistände der Frauen, ihre Macht keineswegs verringert gesehen. Die Priester sind jetzt

die eigentlichen Viveurs von Rom, und wer die Pariser Lebemänner auch in der ewigen Stadt wiederfinden will, kann sie nur unter dem schwarzen Talar der frommen Patres suchen. Der weltheitere und höchst behäbige Ausdruck auf dem Gesicht dieser Priester, das in der Regel weit entfernt von dem salbungsvollen und heuchlerischen Ernst so vieler protestantischen Geistlichen ist, spricht es offen genug aus, welchen freien Standpunkt zur Welt der römische Clerus inne hat. Nicht minder beweisen aber auch die socialen Zustände in Rom, daß die Verbrechen des Clerus auf eine erschreckende Weise zugenommen haben, und die kriminalistische Statistik des Landes täglich mit neuen, oft höchst unnatürlichen und Schauder erregenden Thatsachen vermehren. Obwohl sich die geistlichen Gerichte alle Mühe geben, Dinge dieser Art mit einem Schleier zu umhüllen, so werden doch oft die größten Abscheulichkeiten im Volke bekannt und werden ihrerseits wieder Ursache, daß der Respekt gegen die Geistlichkeit immer tiefer sinkt und aus ihrer Mißachtung auch Verbrechen aller Art gegen ihre Personen und ihr Eigenthum entstehen. Besonders in den Landdistrikten um Rom fallen jetzt täglich Gräuel aller Art vor, und während die Priester Unheil und

Unsitte und selbst Mord in den Familien verbreiten, fallen ihnen die Diebe in ihr Haus und rauben ihnen, von der Weihe des Priesterhauses nicht mehr zurückgeschreckt, alle ihre Geräthschaften und Kostbarkeiten, wovon noch heut ebenso seltsame und tragikomische Beispiele sich ereignen, als sie Boccaccio vor mehr als fünfhundert Jahren in den Novellen des Decamerone erzählte.

In diesen unwillkürlichen Erinnerungen beurlaubten wir uns von der großen, ernsten, strengen Gestalt, in der Christus an den Wänden der seltsamen Kapelle Domine quo vadis uns gegenüberstand. Das Frescobild schaute uns mit seinen starken, vielbedeutsamen Zügen an, und sein Wort, daß er sich zu seiner erneuten Kreuzigung nach Rom begeben, schien uns wie in einer düsteren Flammenschrift entgegenzuleuchten. Einen großen Kontrast zu diesem in der Unendlichkeit seines Leidens einherschreitenden Christus bildete der heroisch tapfere und siegbewußte Christus des Michel Angelo, von dem wir jetzt im Hintergrunde der Kirche das Modell stehen sahen, welches zu dem Originalwerk in der Kirche Minerva gedient hatte. Michel Angelo war kein Künstler des christlichen Schmerzes, und die herrliche antike Göttergestalt, zu der er seinen

Heiland geformt hat, konnte nicht durch Leiden und Schmach triumphiren, sondern die Glorie konnte ihr nur aus ihrer prallen, Alles besiegenden Gewaltigkeit und Muskulatur entstehen, in der sie der große Buonarotti dort geschaffen hat. Mit Ausnahme einiger Lineamente des Gesichts und der Gestalt, die vom Christenthum zerfressen und geistig durchgearbeitet scheinen, ist in diesem Christus nur das jauchzend schwellende Dasein eines sich Gott fühlenden Körpers ausgedrückt. Dieser triumphirende Christ des Michel Angelo und dort der Christ der Legende, mit dem ihn überschattenden Ernst des Kreuzestodes, stellen zu einander denselben eigenthümlichen Gegensatz dar, den die kleine Peterskirche, welche sich die Legende hier an der Appischen Straße gebildet, zu dem großen Riesen-Dom St. Peter beim päpstlichen Vatican bildet. Hier beim „Herr, wohin gehst Du" hat sich über dem Petrus und seinem Herrn die von Schmerz und Leid überströmende Sage zu einem kleinen Kirchendach gewölbt, das demüthig und entsagend an der Heerstraße trauert. In dieser Gestalt war Petrus noch der arme Märtyrer, der den Muth verloren hatte, und der sich zu dem schmählichen Tod erst entschließen konnte, nachdem sein Herr und Meister ihm noch einmal erschienen

war. Aber auf der Märtyrerstätte selbst, im Neronischen Circus, wo Petrus gelitten hatte, war dann S. Pietro in Vaticano, die großmächtige Kirche der Hierarchie, in der nur Herrschaft und Triumph und Ueberwältigung verkündet worden, entstanden. Hier war über den Gebeinen des Apostels Petrus die päpstliche Machtherrschaft in aller ihrer Pracht und in der heidnischen Gliederung, in der Michel Angelo den Christ selbst erschuf, aufgerichtet worden. Als armer flüchtiger Knecht an der Heerstraße war er uns viel liebenswürdiger erschienen, als in seinem weltgebietenden Prunk, den er nachher am Vatican angezogen, und der ihn zum Erbauer der christlichen Kirche und zum Herrscher der Christenheit gemacht hatte.

III.

Pius IX. und die Männer der italienischen Revolution.

Der Papst Pius IX. ist durchaus ein Kind des revolutionnairen Jahrhunderts, das ihn schon bei seiner Geburt mit seinen vollsten Wogen umrauschte. Im Jahre 1792 war Joseph Maria Graf von Mastai Ferretti in Sinigaglia, einer kleinen, in der päpstlichen Legation Urbino-Pesaro gelegenen Seestadt, geboren worden. Mit seiner Erhebung zum Papste im Jahre 1846 war die erste Stunde einer neuen Revolution für Italien und ganz Europa angebrochen. Vielleicht fand nie ein innerer und gedankenklarer Zusammenhang zwischen Mastai Ferretti und der Revolution Statt. Denn Pius IX. war kein politischer Kopf, sondern er hatte eigentlich nur ein gutes Herz, das alle Menschen glücklich machen wollte. Seine Gutmüthigkeit, den Klagen des Volkes abzuhelfen,

führte ihn zuerst auf den Weg der Reformen, und die Reform ist immer nur die Amme der Revolution, die ihren titanischen Säugling allmählig aufnährt. Pius IX. wurde der Anempfinder der Revolution, und er sympathisirte mit ihr, noch ehe er sie kannte. Um die eigentlichen Staatsverhältnisse hatte er sich bis dahin sehr wenig gekümmert. Aber dafür hatte er alle Mittel und Anstalten der öffentlichen Wohlthätigkeit genau studirt, er wollte Barmherzigkeit für alle Unglücklichen und Leidenden, und plötzlich sah er erst, daß die Barmherzigkeit, welche er übte, schon die Revolution selbst war.

Die neue Bewegung der Ideen, die in Italien in diesem Augenblick losbrach, kam hinzu, um ihn, den revolutionnairen Papst, um den sich alle für Freiheit und Glück Auferstehenden sammelten, in ihre stürmischen Kreise hereinzuziehen. Die Ideen, welche der philosophische Abbé Gioberti und seine Freunde in's Feld führten, versprachen dem Papst noch eine ganz neue Glorie, wie sie nie auf dem Stuhl Petri gesehen worden. Man umgaukelte ihn mit dem Gedanken, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Guelfen und Ghibellinen versöhnt und vereinigt stehen sollten um den Thron des Papstes, wo der Papst der lange

ersehnte Cäsar geworden, in dessen mächtiger Hand Staat und Kirche gleichmäßig und harmonisch ruhten, und wo die Demokratie, unter dem Segen des heiligen Vaters, ihre neue volksbeglückende und welterlösende Mission beginnen würde. Die Einheit Italiens, für die sich im Lauf der vergangenen Jahrhunderte nie der rechte Cäsar hatte finden wollen, würde dann als Strahlenkrone von dem Haupt des neuen Souverains ausgehen, der weltlicher Fürst und kirchlicher Weltherrscher zugleich werden sollte.

Diese Erwartungen, die sich an den schönen und liebenswürdigen Mastai Ferretti knüpften, durchdrangen bald alle Völker Italiens und regten sie gewaltig auf. Von einer Küste der apenninischen Halbinsel bis zur anderen verbreitete sich auf Einmal wie mit einem Zauberschlage das Gerücht, daß der italienische Nationalkaiser, den man so lange gesucht, jetzt gefunden worden, und dies sei der neue Papst, Pius IX., ein milder und zarter Mann, mit schönen, träumerischen Augen, in deren sinnigem Ausdruck man eine neue Zukunft Italiens wiedergespiegelt sehen wollte. Das römische Volk, das ihm auf allen seinen Schritten jauchzend entgegenflog, nannte ihn damals nicht selten den Priester-König (Re sacerdote), und mit diesem

seltsamen Wort, das aus einer ganz naiven Anschauung der Dinge hervorging, wurde die ganze Bahn bezeichnet, auf der man Pius IX. seine neue hoffnungsreiche Herrschaft über Rom und Italien ausbreiten sehen wollte.

Pius IX. war gewiß tief betroffen gewesen über diesen wunderbaren Anfang seiner Herrschaft. Die Neigung, eine politische Rolle zu spielen, fand er durchaus nicht in sich vor. Aber die meisten Menschen werden nicht das, was ihren Neigungen und ihrem Wesen entspricht, sondern sie lassen sich zu dem bestimmen, was die Welt, oft auf eine höchst ungerechtfertigte Weise, von ihnen verlangt. Das Vorurtheil der Welt macht Helden, Triumphatoren und Märtyrer, wie es Unglückliche und Verbrecher macht.

Der Papst, dessen Herz nur für das Glück des ihm anvertrauten Volkes schlug, sah nicht sogleich, daß man ihm die revolutionnaire Fahne in die Hand gedrückt und ihn damit auf den Markt heruntergelockt hatte. Wenn der Jubelschrei der Volksmassen auf dem Platz des Quirinal zu ihm heraufdrang in seine Zimmer, glaubte er nur den Ton aus den alten Träumen seiner Jugend, in denen er Glück und Heil für alle Menschen auf der Erde geträumt, an sein entzücktes

Ohr schlagen zu hören. Er wollte der Vater des Volkes sein, und das Volk wollte frei sein, was schadete es ihm? Dabei riefen sie seinen Namen mit einer solchen Inbrunst an, daß er ihnen gern die ganze Freiheit vom Himmel geholt hätte, wenn sie durch die Macht des Papstes auf die Erde zu versetzen war. Aber das evviva Pio nono! schallte Tag und Nacht zum Quirinal zu ihm herauf, die Pius-Hymne, die Rossini in Musik gesetzt, brauste zu seinen Füßen, die Jubelrufe für ihn und für ein neues glückliches Rom klangen bis zum frühen Morgen, und vermischten sich mit dem Donner der Feuerwerke, die man dem Papst zu Ehren abbrannte. Wie hätte er da widerstehen können, die Rolle anzunehmen, die man ihm zugedacht hatte?

Als wir gestern den alten Palast des Quirinal besuchten, wurden wir, in der Erinnerung an den damaligen, die ganze Welt durchdringenden Jubel, von der Einsamkeit und Oede, die jetzt auf dieser Stelle herrscht, seltsam befallen. Das ganz Italien entzündende Treiben, welches, bald nachdem Pius IX. auf Peters Stuhl gestiegen, hier vor seinen Fenstern sich ausbreitete, war einem stillen, düstern Ernst, der zum Nachdenken herausforderte, gewichen. Es giebt sonst

keinen Platz in Rom, der eine so heitere und freund=
liche Aussicht gewährte, als dieser Platz auf der Höhe
des Quirinal, welcher nach den colossalen Rossebändigern,
die hier in den herrlichen Marmorgruppen aufge=
richtet stehen, den Namen Monte Cavallo führt. Die
Dioskuren, das ungeheuerste Bildwerk des Alterthums,
das im Mittelalter aus den Trümmern des alten
Roms hervorgegraben worden, haben hier, unmittelbar
vor dem päpstlichen Palaste des Quirinal, ihre Auf=
stellung erhalten. Heut, wo der Streit kein Interesse
mehr hat, ob diese Rossebändiger alte Werke des
Phidias und Praxiteles sind oder nicht, müssen die
beiden Gruppen, zwischen denen man seltsamer Weise
einen Obelisken aufgerichtet hat, doch noch immer
durch ihren gewaltigen Lebensausdruck, durch ihre
großartige und wahrhaft ideale Formenbildung und
durch den Triumph der plastischen Musculatur, fesseln.
Die nackten Heroengestalten, welche ihre sich aufbäu=
menden Rosse bei den Zügeln festhalten, überraschen
durch das Gegenspiel der Kraft, das sich in dieser
Gruppe ausdrückt, und im Ganzen derselben aus der
elementaren Wildheit des Kampfes zu einem leichten
harmonischen Götterfrieden sich auflöst.

Wenn Pius IX. am Fenster des Quirinal saß,

und seine träumerisch sinnenden Blicke hinunterfallen ließ auf die Colosse von Monte Cavallo, so mochte er, verführt durch die göttliche Leichtigkeit, mit der das Kunstwerk der Antike alle Schwierigkeiten überwindet, sich durch einen solchen Anblick noch mehr dazu hingerissen fühlen, in den Kampf mit den Elementen des Jahrhunderts einzutreten. Er sah dort die Söhne des Zeus, welche ihre wilden Rosse, die in stürmischer Bewegung neben ihnen emporspringen, mit einer kaum merklichen Anstrengung der Hand bändigen, und die leidenschaftlichen Thiere mit ebenso großer Anmuth als Kraft zügeln. Wenn es ebenso leicht wäre, die Elemente der Revolution erst frei gewähren zu lassen, und sie dann plötzlich wieder fest, leicht und sicher, als wenn Phidias selber seine harmonisch schaffende Hand darüber ausgestreckt hätte, am Zügel festzuhalten, denn wäre die Revolution ein olympisches Kunstwerk, und der Verfertiger desselben müßte fast die Kunst verstehen, Götter zu machen. Die alte Sculptur hat sich aber bei dieser Aufgabe stets eines Kunstgriffs zu bedienen gewußt, durch den sie große Vortheile erlangte. Die antike Kunst pflegte in solchen Gruppen des Kampfes und Contrastes die Thiere stets kleiner darzustellen, als sie, selbst im na-

türlichen Größenverhältniß zu den ihnen gegenüberstehenden Heroen, hätten gebildet werden müssen. Mensch und Gott behaupteten dadurch in diesem Gegensatz der Verhältnisse von vornherein ihre überwiegende Größe, die nicht anzutasten war, und darum leicht den Triumph des Hohen und Erhabenen über das Niedere und Sinnliche darstellen konnte. Pius IX. war edel genug, in seinen Gedanken diesen großartigen und idealen Schein auch der Revolution zu leihen, die sogleich nach seinem Regierungs-Antritt vor ihm emporstieg und ihm huldigen wollte. Aber die Revolution hat nie wie Phidias gearbeitet, sondern das Thier behauptet in ihr leicht von vorn herein das Uebergewicht gegen den Menschen, und das Heroische verliert in dem Maße an Größe und Bedeutung, als das Bestialische die ganze Gruppe zu beherrschen anfängt. Dies war es, was Pius IX. in demselben Augenblick erleben mußte, in dem er sich noch glücklich und gläubig von der Volkswoge tragen ließ.

Hier, auf den Höhen des Quirinal, wo eine gesündere und reinere Luft weht, als man sie in den übrigen Stadtvierteln Roms einathmen kann, hatte Pius IX., gleich seinem Vorgänger Gregor XVI., seine Residenz aufgeschlagen. Gregor XVI. war der

erste Papst gewesen, der im Quirinal regelmäßig gewohnt und sich mit einer dauernden häuslichen Einrichtung in diesen großartigen Prachtgemächern niederließ. Diesen päpstlichen Palast des Quirinal, der auch Palazzo di Monte Cavallo genannt wird, hatte schon Gregor XIII. wegen der gesunden Luft dieser Gegend im Garten des Hauses Este zu bauen begonnen.

Die Päpste hatten sich schwer von ihrer Wohnung im Vatican und von der Nachbarschaft der Peterskirche, ungeachtet dort den größten Theil des Jahres hindurch eine sehr schlechte Luft herrschte, trennen können. Die Aussicht auf den St. Peter ist aber gerade von dem Berg des Quirinal aus die schönste, die es giebt. Von keinem andern Punkt sieht man in all ihrer Macht und Herrlichkeit die Basilica des heiligen Peter so eindrucksvoll daliegen, als wenn man an der Eingangspforte des Quirinal steht, wo St. Peter, die Engelsburg und die Säule des Trajan aus blauer duftiger Ferne sich herüberneigen. Es ist eine feierliche Situation, wenn der Papst von der Loggia aus, welche über diesem Haupteingange sich befindet, an die auf dem Platze versammelte knieende Menge seinen Segen ertheilt, und der am Horizont schwebende St. Peter seine brausenden Glockenklänge dazu herüber-

sendet. Von diesem Balcon aus wird auch das neuerwählte Oberhaupt der katholischen Christenheit dem Volke verkündigt, seitdem das Conclave in diesem Palaste abgehalten wird, wo im zweiten Stockwerke die Versammlungszimmer für die Cardinäle eingerichtet sind. Auf dem Platze von Monte Cavallo bildet sich dann zuerst rings um die colossalen, von Götterhänden gezügelten Pferde die Procession der Cardinäle, die unter Vorantragung des Kreuzes hier eine in bedeutungsvollen Gruppen sich durcheinanderschlingende Ceremonie ausführen, ehe sie in den Quirinal zur Vornahme der Papstwahl hinaufschreiten.

In dem ersten Stockwerk des Quirinal hatte zuerst der Papst Gregor XVI. die kostbar geschmückten Säle und Zimmer, welche früher unter der Herrschaft Napoleons mit diesem ungemeinen Prachtaufwand hergestellt waren, zu seiner Wohnung einrichten lassen. Napoleon Bonaparte hatte den Siegeszug der französischen Republik durch Italien im Jahre 1797 auch bis in die ewige Stadt hinein ausdehnen wollen, und schon stand er drei Tagemärsche von Rom, in dem alten Tolentino, an der Straße von Ancona nach Rom, von wo er seine donnernden Tagesbefehle in die zagende Stadt sandte. Zu seiner Residenz in Rom

hatte er sich bereits den Quirinal ersehen, und der zitternde Statthalter Christi, der schon die Flucht zu ergreifen dachte, aber für einen Frieden mit Bonaparte gern Alles daran gesetzt hätte, ließ den Quirinal zu einem glänzenden Hofhalt einrichten, wie ihn kein Kaiser und Herr der Erde zu gering für sich ansehen konnte. Aber Napoleon kam seltsamer Weise nie in die Stadt der Cäsaren, unter denen die späteren Schmeichler das Urbild seiner Persönlichkeit und seiner Größe hatten entdecken wollen. Der Sturz Roms paßte dem angehenden Universalkaiser nicht in seine übrigen Pläne, und der harte Frieden von Tolentino kam zu Stande, obwohl das Directorium von Paris es auf eine Vernichtung der ganzen weltlichen Macht des Papstes abgesehen hatte. Napoleon Bonaparte hielt diese noch nicht an der Zeit, und trat den Rückzug an, ohne sein schönes Quartier, in der Bel-Etage des Quirinal, geradeüber von dem weltherrschenden Vatican, bezogen zu haben.

Gregor XVI., Mauro Capellari, ließ, als er nach seiner Thronbesteigung in den Quirinal einzog, die kostbare Einrichtung wieder wegnehmen, mit der man sie zur Residenz des Generals Bonaparte und später, im Jahre 1818, zur Aufnahme des Kaisers

Franz von Oesterreich und seiner Gemahlin, ausgestattet hatte. Denn es schickte sich nicht für die Einrichtung eines Statthalters Christi, so kostbare Möbel um sich zu haben, da der Etikette gemäß in den Gemächern, in welchen der Papst wohnt, selbst die Sessel nur in der Form von Kirchenstühlen zuläßig sind. Aber es blieb hier noch immer so viel stehen, um den Quirinal zu einem Prachtpalast ersten Ranges zu machen, der auch durch einige vorzügliche Meisterwerke der Malerei, die er in sich vereinigt, den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Roms sich anschließt. Besonders hat Guido Reni mit seinen gelungensten Schöpfungen, sowohl in Fresken als in Oelgemälden, das Haus trefflich geziert, und sein Altarbild, welches in der päpstlichen Hauscapelle des Quirinal die Verkündigung der heiligen Jungfrau in einer Glorie von Engeln darstellt, ist mit vieler Innerlichkeit und Würde und einer kräftigen Anmuth des Pinsels ausgeführt.

Pius IX. hielt die päpstliche Residenz im Quirinal fest und bezog unmittelbar nach seiner Erwählung die Gemächer desselben. Das Volk, welches sich während der Zeit des Conclave unruhig und neugierig auf dem Platz des Monte Cavallo auf und nieder zu bewegen pflegt, blickt dann erwartungsvoll nach dem Giebel

des Quirinal hinauf, denn sobald aus dem Schornstein eine kleine Rauchwolke emporsteigt, erblickt man darin das Zeichen, daß die Wahl vollbracht ist. Denn es besteht die alte Gewohnheit, auf einem großen Feuer, welches im Kamin des Versammlungszimmers angezündet wird, die Wahlzettel zu verbrennen, welche ohne Erfolg abgegeben worden. Aber als der Name Mastai Ferretti laut wurde, der sich den Namen Pius des Neunten beilegte, wurde zunächst Alles still, denn man hatte einen Anderen erwartet, und Niemand wußte von dem politischen Charakter des neuen Papstes, auf welchen es den Römern in diesem Augenblick vorzugsweise anzukommen schien, etwas zu erzählen. Der Ruf nach Reformen stand dem römischen Volke schon beim Tode Gregors XVI. auf den Lippen. Denn die mißlichen, jeden Halts entbehrenden Zustände des Kirchenstaats schienen unter diesem Papst den äußersten Grad der Verkommenheit und Verderbniß erreicht zu haben. Man traute dem Kirchenstaat in diesen allseitig vermoderten und verfaulten Formen kaum noch ein längeres Fortbestehen zu, und das Ausland hatte jeden Tag Aufstände und Revolution in Rom erwartet.

Pius IX. hatte aber kaum einige Wochen auf dem päpstlichen Stuhl gesessen, als er schon die

gänzlich rechtlos gewordenen Zustände Roms laut bei Namen bezeichnete und selbst ihre Abhülfe in Aussicht stellte. Ehe er damit vorschritt, glaubte er jedoch die Hand an den übertriebenen Luxus des päpstlichen Haushalts selbst legen zu müssen. In den Ställen des Quirinal wieherten sechszig Pferde von der kostbarsten Race, die mit einem großen Aufwand gehalten wurden. Pius erklärte, daß ihm die Hälfte davon genüge, und ließ dreißig der schönsten Rosse zum Besten der Armen von Rom verkaufen. Das ungeheure Personal, das in seinen Vorzimmern und Küchen sich drängte, schien ihm ebenfalls seine Bedürfnisse weit zu übersteigen, und er behielt nur die kleinste Anzahl dieser Leute zu seiner Bedienung bei. Nicht minder zog er die gewaltigen Summen ein, welche bisher für den Unterhalt der päpstlichen Güter bestimmt waren, und die sich ermäßigen ließen, ohne dem Gedeihen derselben zu schaden. Seinen Haushofmeister berief er zu sich, und sagte zu ihm: ich bin nichts als ein armer Priester des Jesus-Christ, und durchaus kein Lucullus. Und nur wie einen armen Priester sollt Ihr mich künftig bedienen lassen: drei Gerichte, ganz bescheidener Art, und ein ganz gewöhnlicher Wein, werden mir für meinen Tisch jedesmal genügen.

Es war den Römern zuerst neu, einen armen Priester, der nur wie ein einfacher Mann des Volkes leben wollte, und der den größten Theil des Tages arbeitete, auf dem Thron der Statthalter Christi zu erblicken. Schon dachte Pius daran, nicht minder aus ökonomischen Beweggründen, seine Schweizer Garden, die einen bedeutenden Kostenaufwand verursachten, zu entlassen oder auf einen geringeren Bestand zurückzuführen. Er wollte zeigen, daß er in der Mitte seines Volkes wie jeder andere Bürger leben könne. Oft verließ er auf der Promenade seinen Wagen, in dem er, nach seiner Lieblingsgewohnheit, auf dem Monte Pincio spazieren gefahren war, und dann mischte er sich ganz harmlos unter die schöne Welt des Monte Pincio, wo sich zu einer gewissen Nachmittagsstunde alle Klassen der Gesellschaft ihr Rendezvous zu geben pflegen. Nicht selten ging er weiter zu Fuß, und betrat die Kirchen und Klöster, die Schulen und Hospitäler, um überall selbst zu beobachten und den Stand der Dinge zu erfahren. Zuweilen ging er auch ganz zu Fuß aus, in den kleinen kurzen und etwas kokett fallenden Mantel eines Abbé gekleidet, und nur begleitet von zwei Geistlichen, ohne jedes Abzeichen, das ihn unterscheiden konnte. Aber

das Volk, das ihn bereits kannte, drängte sich schon auf seine Spur und ließ die ersten Laute der Freude und Erwartung leise hinter ihm her vernehmen. Ein Papst, der so gemüthlich auf dem Monte Pincio spazieren geht, konnte nur das beste Herz für das Volk haben. Wo das Volk sich nur einen menschlichen Sinn gegenüber sieht, fängt es auch bereits an, zu hoffen, und sein Vertrauen, das Alles mit sich fortreißt, wächst sogleich kühn und freudig bis in den Himmel hinein.

Pius war kein großer Mann, aber selten war eine Persönlichkeit so sehr mit dem wunderbaren frischen Zauber bekleidet, der die Herzen des Volkes an sich zieht, als dieser Papst. Wie es Männer giebt, die den Frauen unbedingt gefährlich werden müssen, so war dies ein Mann, dem das Volk durchaus nicht widerstehen kann, und dem es, wie dem Rattenfänger von Hameln, nachläuft, ohne sich des Grundes bewußt werden zu können. Es war aber die schöne hinreißende Persönlichkeit selbst, welche, mit einer geheimnißvollen Magie wirkend, dem Papste alle Herzen im Volke gewann. Pius, der in dieser Zeit noch in dem lebenskräftigen Alter von einundfunfzig Jahren stand, schien jetzt fast die blühende Gesundheit

wieder erlangt zu haben, die ihm in seiner Jugend zu dem ersehnten Eintritt in die päpstliche Nobelgarde gefehlt. Auch seine früheren epileptischen Krämpfe, an denen er fast seine ganze Jugend hindurch gelitten, schienen ihn in diesem Lebensalter verlassen zu haben. Vielleicht hatte ihm die heilige Maria degli Angeli geholfen, zu welcher der fromme Mastai Ferretti früher jeden Tag mit nackten Füßen und bloßem Kopf wallfahrtete, um sich vor der himmlischen Madonna niederzuwerfen und unter seinen strömenden Thränen sie um die Erlösung von dem unheimlichen Uebel anzuflehen. Der Papst Pius VII. soll damals dem jungen Mastai Ferretti diesen Rath ertheilt haben, und da Mastai fromm und glaubensstark war, und kein rechtgläubiges Gnadenmittel der Kirche je verschmähte, soll er lange sein Heil in diesen unablässigen Gebetübungen gesucht haben. Aber Pius IX. wurde im päpstlichen Stuhl ein schöner, kraftvoller, fast von üppiger Gesundheit strahlender Herr, den das römische Volk mit Wohlgefallen und Entzücken sah. Bald aber sollte die Begeisterung für ihn alle Dämme durchbrechen.

Schon einen Monat nach seiner Erwählung zum Papst sprach Pius IX. die Amnestie für alle politi-

schen Gefangenen und Verurtheilten aus. Sein Decret, worin er dies verkündete, klang so sanft und innig wie ein Liebesbrief, den er an das ganze Volk gerichtet. Das Volk hatte den Namen des Papstes schon zu einem Anagramm benutzt, das überall auf den Straßen umhergestreut wurde, und in dem man aus Giovanni Maria Mastai Ferretti die Worte: Grati nomi, amnistia et ferrata via („Willkommene Namen, Amnestie und Eisenbahnen") gemacht hatte. Denn auch auf die Eisenbahnen hoffte das italienische Volk wie auf ein neues Mittel seines Heils, das ihm widerfahren sollte. Die Eisenbahnen waren bereits durch den Volksinstinct selbst unter die revolutionnairen Heilsmittel des Jahrhunderts aufgenommen. Aber zur Förderung derselben in Italien hatte auch Pio Nono nichts Durchgreifendes wirken können. Pius war zu sehr orthodoxer römisch-katholischer Priester, als daß er das ungünstige Verhältniß der Kirche zu den Eisenbahnen nicht am Ende getheilt und den Teufel der Bewegung in leibhafter Gestalt darin gesehen hätte. Aber die Amnestie, die er nur mit seinem Herzen überlegte, schien ihm durchaus keine politische Handlung zu sein. Doch hätten ihn die ungeheueren Volksmassen, die seitdem den Quirinal belagerten, darüber sogleich auf

andere Gedanken bringen können. Den Tag über, bis Ave Maria ertönte, und dann beim Fackelschein die ganze Nacht hindurch bis zum tagenden Morgen, las sich das Volk in immer sich erneuernden Massen das Amnestie-Decret vor. Pius IX. wurde als der Retter Italiens ausgerufen, unaufhörlich mußte er vom Balcon herab seinen Segen ertheilen, und vom Monte Cavallo bis zum Corso hinab durch alle Straßen von Rom schallten die Lobeserhebungen für Pius IX. Man rühmte sich, den größten und schönsten Mann der ganzen Welt zum Papst zu haben, und auf dem Monte Pincio spannte man ihm den Wagen aus, und in Triumph und Jubel zog ihn das Volk von dannen, oder trug ihn auf seinen Schultern fort, unter den Gesängen und Fanfaren, die von allen Seiten zu seiner Feier ertönten. Auf einem dieser Triumphzüge durch die Straßen Roms sah man schon junge Leute aus den Marken und Legationen, die sich mit dreifarbigen Fahnen am Wege aufgestellt hatten. Pius lächelte darüber mit seiner gewöhnlichen Milde. Als er nach Hause kam, stürzte ihm Einer der Cardinäle, welche sich am meisten gegen die Amnestie erklärt hatten, nach, und erzählte Seiner Heiligkeit athemlos, daß das Volk bereits dreifarbige Cocarden in die

Straßen geworfen habe. Pius brach jetzt in ein lautes Gelächter über die geängstigte Miene dieses Cardinals aus.

Siehst Du denn nicht ein, belehrte Pius den erbleichten Würdenträger, daß man diese Cocarden aus keinem andern Grunde in die Straßen wirft, als weil man sie eben nicht mehr tragen will?

Pius hatte sich bei den Cocarden nichts Arges denken können; er konnte sich auch noch nichts Arges denken, als ganz Italien bei diesen Rufen für Pius IX. sich wie aus einem Todesschlaf erhob und überall neue Bewegungen des Lebens machte. Pius IX. sah nur die duftigen Blumendecken, die in Rom vor seinen Augen ausgebreitet worden waren. Und doch hätte ihn Manches auch die Schlangen, die bereits darunter lagen, erkennen lassen sollen. Unter Denen, welchen sein Wort der Amnestie die Kerkerthüren geöffnet hatte, befand sich auch ein älterer Bruder des Papstes selbst. Dies war Giuseppe Mastai, der älteste Sohn der angesehenen aristokratischen Familie, aus welcher Pius hervorgegangen war. Giuseppe Mastai gehörte zu den italienischen Patrioten, die unter der Regierung Gregors XVI. das gesteigerte und vollendete Elend Italiens nicht mehr ertragen zu können

glaubten, und Widerstand und Heil aus den geheimen Gesellschaften schöpfen wollten. Der Graf Giuseppe Mastai war einer der Häupter der Carbonari geworden, und verfolgte lange, jedenfalls ohne Wissen seines frommen Bruders, die gefährlichsten Umtriebe, welche auf die Entfesselung der italienischen Revolution auf der ganzen Halbinsel gerichtet waren.

Der Carbonarismus, der seinen Ursprung zuerst in Calabrien genommen und sich mit vieler Philosophie nach den armen Köhlern genannt hatte, welche dort in der Einsamkeit der Wälder ein wunderbares, der Freiheit und Unabhängigkeit gewidmetes Naturleben führten, war als der mächtigste Geheimbund, der jemals bestanden, durch ganz Italien und bald bis auf die entscheidendsten Puncte Europa's vorgedrungen. Obwohl die Carbonari eine revolutionnaire Organisation ohne Gleichen hatten, die religiös und politisch zugleich wirkte, und auch die Priester und Militairs in großer Masse zu ihren Mitgliedern zählte, so hat diese Gesellschaft doch sehr wenig Einfluß auf die Ereignisse der italienischen Halbinsel gehabt. Doch bildeten die Carbonari den starken Grundstock der neuen, bei Weitem eingreifenderen Secte, die sich unter dem Namen des jungen Italiens aus ihnen entwickelte und

von Mazzini bald nach der französischen Julirevolution begründet wurde. Aber der Bruder des Papstes Pius war ein alter Carbonari gewesen, welcher auch der neuen Gesellschaft des jungen Italiens vielfach zum Lehrmeister gedient hatte, und der dafür in dem Mamertinischen Gefängniß zu Rom, in dem einst der Apostel Petrus gelitten, lange Zeit schmachten mußte. Die Amnestie seines Bruders förderte ihn wieder an das Tageslicht zurück, doch fühlte Giuseppe Mastai sein Herz davon nicht gerührt, noch weniger konnte er in den Jubel des Tages mit einstimmen, welcher den neuen Papst umrauschte. Er kannte seinen Bruder aus der früheren Gemeinschaft mit ihm zu gut, als daß er den politischen Messias Italiens in ihm gesehen hätte. In einer trotzigen Abwendung hielt sich der alte Carbonari von ihm fern, ohne den Dank für die Amnestie, die er gleichwohl angenommen hatte, dem Papste abzutragen. Er war nicht zu bewegen, seinen Bruder zu sehen, und verließ Rom, um sich in einer einsamen Gegend in den Abruzzen verborgen zu halten. Die dringendsten Liebesmahnungen des Bruders vermochten nicht, ihn zu sich nach Rom zurückzuberufen. Dann starb er plötzlich in seiner finstern Zurückgezogenheit, *)

*) Im November des Jahres 1858.

in der ihn Pius nur durch ein heimliches Aufdringen seiner Wohlthaten vor dem größten Mangel hatte schützen können.

Indeß hatte doch Pius, der ein so stilles Gemüth besaß, das unaufhörliche Volksgewühl vor dem Quirinal nicht mehr lange aushalten können. Er war selbst ein zu fleißiger und arbeitsamer Mann, der sich bis in die Nacht hinein zu beschäftigen liebte, als daß ihm dieser unaufhörliche Müßiggang der armen Leute, die in beständigen Festlichkeiten für ihn ihr Geld verpraßten, und sich nur jubelnd und schreiend auf dem Monte Cavallo umhertrieben, hätte behagen können. Der Papst erließ deshalb eine höchst liebenswürdige Aufforderung an das Volk, worin er Alle ermahnte, nicht mehr so geräuschvoll zusammenzukommen, sondern zu ihrer Arbeit zurückzukehren und sich der Sparsamkeit in allen Ausgaben zu befleißigen. Dieser Mahnung wurde einige Tage lang mit der größten Pünktlichkeit nachgekommen, denn es schien eine geheime Ordre durch Rom zu gehen, daß man Alles thun müsse, was der heilige Vater verlange.

Pius schöpfte jetzt wieder freieren Athem, und mischte sich nun wieder mit um so größerem Vertrauen unter das Volk, um zu sehen, wo er ihm helfen könne. Er erschien nun wieder eifriger in den

Hospitälern und Kirchen, und reichte armen Sterbenden die heiligen Sacramente, wenn der Priester im rechten Augenblick zu kommen säumte. Als er einst in seinem kleinen einfachen Stadtwagen, in dem er ganz allein und ohne irgend eine Begleitung seiner Nobelgarde durch Rom zu fahren pflegte, sich zum Vatican begab, begegnete ihm auf der Straße der Leichenwagen eines armen Mannes, der ganz einsam und verlassen sich daher bewegte. Keine Angehörigen, keine Freunde, folgten diesem traurigen Zuge, nur ein Priester mit dem Kreuz schritt, die Psalmen singend, hinter dem Sarge einher. Dieser Unglückliche war also ganz allein auf der Welt, rief Pius, und ohne Thränen und ohne Bedauern führt man ihn jetzt zu seiner letzten Wohnung ab! Der Papst stieg aus seinem Wagen, und schloß sich, für sich allein das Leichengefolge bildend, dem Zuge an, den er bis auf den Kirchhof begleitete. Dort bestreute er die Gruft des armen Todten mit Weihwasser und schüttete ihm die erste Schaufel voll Erde auf sein Grab aus. Er pflanzte ihm selbst das Kreuz auf seinem Hügel, und ging nicht eher fort, als bis er an dem Grabe das de profundis mit seiner schönen Tenorstimme herzlich angestimmt hatte.

Solche Dinge gehörten gewissermaßen zum Tagewerke des Papstes, und es entstanden ihm daraus oft sehr zeitraubende Geschäfte. Zuweilen, wenn er in seinem Incognito durch die Straßen fuhr, stieg er aus dem Wagen, um mit einem armen Kind zu sprechen, das er weinend an einer Straßen-Ecke stehen sah. Es hatte vielleicht seine Flasche zerbrochen, und den Wein verschüttet, den es darin für die Mutter holen sollte. Der Papst ging selbst, um dem kleinen Mädchen eine neue Flasche zu kaufen, die er mit Orvieto füllen ließ, worauf er noch einen spanischen Thaler hinzufügte, um seinem Schützling den besten Empfang zu Hause zu sichern. Er unterhielt besondere geheime Agenten für seine Barmherzigkeit, die überall in allen Kreisen der Bevölkerung ausspähen mußten, wo es Unglück zu lindern und Thränen zu trocknen gab. Dann ließ er oft wie durch ein Märchen-Wunder Goldstücke und Hülfe aller Art durch Fenster und Thüren herein fallen, und freute sich an der Ueberraschung der Armen, denen plötzlich geholfen war. Wenn er persönlich dem Dank nicht ausweichen konnte, so nannte er sich immer den armen Priester, der auf dem Quirinal wohnt, und bald wußte man auch überall, daß dies der Papst Pius IX. sei, der

als segnender und wohlthuender Geist an jedem Ort erschien, wo unglückliche Menschen sich nicht mehr zu helfen wußten. Die ganze Bevölkerung machte ihn bald zum Vertrauten ihrer Leiden, selbst gefallene und entführte Mädchen richteten Briefe an ihn, und nicht selten empfing er ihren Besuch auf dem Quirinal, um sie durch sein väterliches Wort auf den rechten Weg zu leiten oder die Versöhnung mit ihren Anverwandten zu bewirken.

Wie Pius die Leiden des Volkes mildern wollte, so hatte er auch bald die entschiedenste Absicht, das innere, fast gebrochene Leben des römischen Kirchenstaats neu aufzurichten, und die Schlüssel des heiligen Petrus und das Kreuz Christi, die durch den nothgedrungenen Schutz des Auslandes bisher mehr an Glanz und Sicherheit eingebüßt als gewonnen hatten, wiederum zu der alten Herrlichkeit zu erheben. Vor dem Namen und Begriff einer Revolution schreckte er schon nicht mehr zurück. Zu seinen ängstlichen Umgebungen sagte er bereits, er kenne nichts, das revolutionairer sei, als die festgewurzelten Mißbräuche, die zuletzt Alles zerstörten, während die Reformen jeden Staatskörper neu verjüngten und wiederherstellten. Aber sein herzlicher Wunsch, daß das Volk

ihm keine müßiggängerischen Feste mehr feiern möchte, war doch nur auf kurze Zeit in Erfüllung gegangen. Das Volk kehrte bald wieder zu seinen kostspieligen Freudenbezeugungen und Festveranstaltungen für Pius zurück, und würde dazu sichtlich durch seine Führer wieder hingetrieben, die geheim und offen, aber mit jedem Tage mächtiger und drängender, an die Spitze der Massen getreten waren. Man wollte den Papst auf heitern und schmeichlerischen Purpurwolken betten, um ihn in die Rolle, die man ihm zugedacht hatte, zuletzt unwiderstehlich hineinzuziehn. Diese Führer waren zum Theil Zöglinge des jungen Italiens, welche durch ihre noch auswärts gebliebenen Oberen hier ihre Anweisung erhalten hatten, der italienischen Revolution die ersten Wege zu bereiten. Es war seltsam, und höchst charakteristisch, daß das erste Stichwort der Revolution in Italien dahin lautete, das Volk zu Festen und öffentlichen Vergnügungen auf die Beine zu bringen, und es auf diese Weise zuerst in seinem eigenen Kreise zu sammeln und zu einem gemeinschaftlichen Bewußtsein zu fördern.

Es liegt darin das merkwürdige Bekenntniß zu Tage, welches die Führer und Gründer der italienischen Revolution überhaupt nie verheimlichten, nämlich:

daß das Volk in Italien erst geschaffen werden müsse, und nicht mehr als ein ganzes und zusammenhängendes Element vorhanden und lebendig sei!

Dies war sogar bereits eine der Doctrinen des jungen Italiens geworden, und in den geheimen Statuten dieser Gesellschaft findet sich als erstes vorbereitendes Revolutionsprincip diese Aufgabe ganz bestimmt bezeichnet. In einer Instruction, welche Mazzini unter dem 1. November 1846, also einige Monate nach der Thronbesteigung Pius IX., durch seine Emissaire in Italien verbreiten ließ, *) erhält jenes Princip der italienischen Revolution, daß das Volk in Italien erst geschaffen werden müsse, eine ausführlichere Erläuterung. Man sollte es kaum der Mühe für werth halten, daß in einem Lande, in dem es kein Volk giebt, sondern nur noch Gesindel und Carricaturen aller Stände, eine Revolution gemacht werden soll. Wie die Philosophie, nach dem verzweifelten Ausspruche Romeo's, keine Julie machen kann, wenn Julie todt ist, und darum billig gehängt zu werden verdient, so kann auch die Revolution kein Volk machen, wenn es kein Volk mehr giebt. Das italie-

*) Mitgetheilt von Lucien de la Hodde in seiner Histoire des sociétés secrètes p. 208.

nische Volk, das kaum jemals in organischen National-zuständen existirte oder sich für dieselben fähig erwies, hat jetzt vollständig alle Eigenschaften verloren, durch die es zu einem eigenthümlichen und in sich geschlosse-nem Volksdasein berechtigt sein könnte. Italien würde vorzugsweise der Staat der Räuber und Gauner werden, wenn man es seiner angestammten Bevölkerung überließe, sich ganz und gar nach seinen Neigungen und Trieben darin einzurichten. Die Männer der italienischen Revolution glaubten daher damit anfangen zu müssen, erst ein Volk zu machen, und dann nach-her erst die Revolution folgen zu lassen. In der Instruction, welche Mazzini darüber gegeben, heißt es geradezu: „In Italien ist das Volk erst zu erschaffen, aber es ist bereit die Hülle zu zersprengen, unter der es noch zurückgehalten wird. Man muß ihm aber oft, viel und überall von seinem Elend und seinen Bedürfnissen sprechen! Das Volk versteht sich nicht darauf, aber der handelnde Theil der Gesellschaft muß sich mit diesen Gefühlen des Mitleids für das Volk durchdringen, und früher oder später wird dasselbe in Bewegung gebracht und zu seinem Dasein erweckt werden. Es giebt Worte, die eine Erneuerungs- und Verjüngungskraft in sich tragen, und die man dem

Volke oft wiederholen muß. Freiheit, Menschenrechte, Fortschritt, Gleichheit, Brüderlichkeit, Alles das wird das Volk begreifen und verstehen, besonders wenn man die Worte Despotismus, Privilegien, Tyrannei, Sklaverei u. s. w. als Gegensatz hinzufügt. Die Schwierigkeit beruht nicht darin, das Volk zu überzeugen, sondern es zu vereinigen. Der Tag, an dem das Volk mit sich selbst vereinigt sein wird, wird der Tag der neuen Aera sein."

So nahm auch die römische Revolution ihren Anfang damit, das Volk in beständigen festlichen Vereinigungen um den Papst zu sammeln, und Pius mußte sich dies gefallen lassen, als er den Reigen, welchen das Volk um ihn schlang, schon längst unheimlich fand. Wie es zu Anfang einer Revolution immer zu geschehen pflegt, gab es jetzt plötzlich niegesehene Persönlichkeiten, und seltsame kraftvolle Charaktere, die sich an Pius drängten und ihm den Volksjubel täglich erneuert und in allen möglichen Formen entgegen trugen. Die Geheimlehre Mazzini's war auch dahin gegangen, daß das Volk durch die Freude revolutionnirt werden müsse. Der große Agitator hatte den Grundsatz aufgestellt, daß man ein Volk auch aus sich herausgehen lassen müsse, um es

dadurch desto sicherer zu sich selbst zurückzuführen. Als ein solches wahrhaft revolutionnaires Mittel empfahl er die Freude. Es ist wahr, daß eine trübsinnige und verdumpfte Bevölkerung bei weitem weniger dazu aufgelegt ist, einen revolutionnairen Umschwung seiner Verhältnisse zu unternehmen. Und darin hatte Mazzini Recht, daß die Freude den Menschen am besten wieder zu sich zurückführen könne, und ihm den Zugang zu den höchsten Gütern des menschlichen Daseins erschließe.

Unter den Männern, welche nicht nur dem Volke, sondern auch dem Papste in diesem Sinne unaufhörlich Freude zu machen suchten, war Angelo Brunetti, genannt Ciceruacchio, eine besonders einflußreiche Figur geworden, die schon gleich unter den ersten Anzeichen der neuen Dinge zum Vorschein gekommen war. Er war der ächte Mann der römischen Plebs, und stellte alle Eigenschaften dieses Volksschlages in einem ausgezeichneten Grade an sich dar. Ciceruacchio war eine einfache, bäurische, aber zugleich stolze und großmüthige Volksnatur, und die Gesellschaft des jungen Italiens, deren politischer Zögling er geworden war, hatte ihn mit dem Dolch bewaffnet, den alle ihre Mitglieder als erstes Ordenszeichen führen mußten. Er war zuerst

ein einfacher Karrenvermiether aus dem römischen Stadttheil Trastevere, wo es scharfe und ätzende Volksbestandtheile giebt, gewesen. Aber Ciceruacchio war bei aller seiner Volkseinfalt zugleich ein schlauer italienischer Gesell, der die besten Geschäfte zu machen wußte, und mit einer durchtriebenen Industrie sich aus einem Karrenvermiether zu einem fast reichen Kaufmann emporschwang. Aber er behielt bei seinen gesteigerten Glücksgütern doch die Manieren und Gewohnheiten des niedrigsten Volksmannes bei, und sein Hauptvergnügen war, Andern Gutes zu thun und etwas draufgehen zu lassen, wobei ihm seine Frau, die stattliche Römerin, Signora Brunetti, mit einem Wohlwollen ohne Gleichen unterstützte. Es begreift sich daher auch aus dieser löblichen Eigenschaft des Ciceruacchio der Alles vermögende Einfluß, den er bei den Volksmassen Roms erlangte. Im eigentlichsten Sinne wurde er Maitre de Plaisir der neuen Revolution, die sich unter den Blumenkränzen, Teppichen und Fackeln, die jeder Tag neu für Pius IX. aufstellte, schon hervordrängen wollte. Er war der Veranstalter aller Feste, die damals für den Papst gefeiert wurden, und auf den Volksbanquets, die jetzt in die Mode zu kommen anfingen, war der biedere,

nur etwas schmutzige Ciceruacchio der natürliche Präsident. Er war der Volkstribun von Rom geworden, und bald drängten sich selbst die Vornehmen in seine Nähe, um sich seiner Gunst zu versichern. In den Palästen und höheren Bürgerhäusern wurde es bald Mode ihn einzuladen, und eine Gesellschaft war nicht mehr, wie sie sein mußte, wenn Ciceruacchio fehlte, der auch im Salon das gestutzte Costüm und die derben, freimüthigen Manieren des Karrenvermiethers aus Trastevere beibehielt, und als ein unvergleichlicher Kraftmensch der neuen Zeit figurirte. Mit seinen ungeheuern Mitteln paukte er der römischen Bevölkerung den Enthusiasmus für Pius IX. im eigentlichsten Sinne ein, und auf der Piazza del Popolo ließ er dem Papst, als sich derselbe zum ersten Mal nach der Kirche S. Maria del Popolo begab, einen herrlichen Triumphbogen in der schönsten antiken Form auf diesem Wege errichten. Das Material, aus dem dieses Kunstwerk des Volksenthusiasmus bestand, war zwar nur aus einem mit Gyps überkleideten Holz genommen, aber die Hände des Volkes hatten daran gearbeitet, und Ciceruacchio selbst war der thätigste und geschickteste unter diesen Arbeitern gewesen. Es war deshalb kein Wunder, daß der

Papst seinen schönsten und liebenswürdigsten Segen spendete, als er durch dieses Triumphthor zur Kirche fuhr. Bald gewann auch Ciceruacchio ungehinderten Zutritt zum Papste, und man sah ihn fast täglich im Quirinal aus- und eingehen, da Pius sich niemals einer Unterhaltung mit dem mächtigen Volksmann entzog. Es mußte der Mühe werth erscheinen, diesen seltsamen Volkstribunen zu gewinnen, der bereits über das Volk Alles vermochte, und dem die geheimen Leiter der Revolution nichts Geringeres eingeredet hatten, als daß er der directe Nachfolger von Cola Rienzi oder ein wiederauferstandener Volkstribun aus der Zeit der Gracchen sei.

Unter den Männern der italienischen Revolution, welche den Papst bereits näher und näher umkreisten, werden auch die Herren Pasquino und Marforio, diese alten, aus Stein gehauenen Vertreter des römischen Volksgeistes, nicht ungenannt bleiben dürfen. Jeder kennt Pasquino und Marforio, diese beiden Marmor-Narren der neueren Römer, die schon seit Jahrhunderten, sobald sich irgend Etwas in Rom ereignet, ihr ebenso lustiges als verfängliches Frage- und Antwort-Spiel darüber treiben und mit ihren scharfen Einfällen, die zugleich der naivste Ausdruck

des römischen Volkscharakters sind, die jedesmalige Situation kennzeichnen und klar machen. Sie führen ihre oft höchst anzügliche Unterhaltung, an der dann die ganze Stadt theilnimmt, mit beschriebenen Zetteln, die ihnen eines Morgens plötzlich aufgeklebt erscheinen, oder auch mit einer charakteristischen Vermummung, die ihnen über Nacht irgend eine unbekannte Hand angezogen hat. Pasquino, er, der Vater der Pasquille, der seine seltsame, vielfach zerstoßene Steinfigur noch immer an der Straßenecke des Palastes des Herzogs Braschi (an der Piazza Navona) ausstreckt, ist der fragende Narr, welcher durch seine fatalen Fragen oft die ganze Stadt in Bewegung setzt. Der antwortende Narr heißt Marforio, und liegt jetzt, einem kolossalen Flußgott gleichend, (was er früher ohne Zweifel auch gewesen sein mag,) im Hof des Capitols, wo wir ihm neulich unsern Besuch abstatteten. Dieser fragwürdige Marforio, den zu fragen der Mühe wohl verlohnt, hatte seinen Posten ursprünglich in der Straße Marforio, und wurde dann hierher in das Capitol gebracht, wohin neuerdings die Staatsgefängnisse verlegt waren, und wo man ihn, vielleicht zur Strafe für seine vielen bissigen und maliziösen Antworten, zu einem stillen und soliden

Mann machen wollte, indem man ihn als Aufsatz eines Springbrunnens anstellte. Aber der bekannte Satz, daß ein einziger Narr mehr fragen könne, als hundert vernünftige Männer zu beantworten wüßten, hat sich hier nicht bewährt, da Freund Marforio auch in seiner jetzigen Situation noch keine einzige Frage des Narren Pasquino unbeantwortet gelassen hat. Vielmehr sind sich die beiden alten Schelme bis jetzt noch nichts schuldig geblieben; und bis in die neuesten Zeiten hinein, und was auch in der ewigen Stadt vorkommen mag, Pasquino und Marforio, Marforio und Pasquino haben noch jederzeit mit ihren Bemerkungen darüber den Nagel auf den Kopf getroffen, indem der Eine stets beantwortet, was der Andere gefragt hat.

Als aber Pius IX. den Stuhl Petri bestiegen hatte, und die Anzeichen der neu aufgehenden Zeit in Rom und Italien sich schon zu mehren begannen, gerieth der Narr Pasquino an seiner Palast-Ecke in eine wunderliche Bewegung. Kaum war die Sonne aufgegangen, so sah man ihn plötzlich in einem vollständigen Reisekostüm erscheinen. Er hatte Stiefel und Sporen an, eine Reitpeitsche schwang sich in seiner Hand, und man mußte glauben, daß er jeden

Augenblick bereit sei, zu Pferde zu steigen. Auf dem alten zerstückelten Helm aber, den Pasquino aus dem Alterthum mitgebracht, klebte eine große dreifarbige Kokarde.

Weiter sagte und fragte Pasquino heut nichts. Aber die Nachricht, daß Freund Pasquino so unerwartet verreisen wolle, war rasch bis in den Hof des Capitols gelaufen. Man stürzte hin, um zu sehen, was Freund Fioro (wie die Römer mit vertraulichem Ausdruck den Marforio nennen) für ein Gesicht dazu machen möchte. Marforio war bereits von Allem unterrichtet; er sah traurig, unruhig, ja im höchsten Grade bestürzt über das Schicksal seines reisefertigen Collegen am Palast Braschi aus, und folgendermaßen machte sich seine besorgte Seele in einem heut auf seiner Riesenlende klebenden Zettel Luft: „Wohin — war darauf zu lesen — wohin, — Pasquino, mein Bruder, gedenkst Du denn also aufzubrechen? Nimm Dich in Acht, besonders wenn Deine Börse rund und wohlversehen ist; die Zeiten sind schlecht, um sich auf die Reise zu begeben, Unruhen drohen von allen Seiten her, und wenn Du auch nicht für Deinen vielhundertjährigen Rumpf zitterst, mein alter Freund, so mußt Du doch wenigstens für Deine Börse die schlimmsten Begegnungen gewärtigen."

Freund Fioro sprach heut in einem so altväterischen und trockenen Ton, daß man sich die Sache noch weniger zu erklären wußte. Das Volk stürzte wieder zu Pasquino hin, dem bereits ein langer Zettel aus dem Munde hing, den er, ungeachtet seiner Eile, mit der er verreisen wollte, doch noch zu beschreiben Gelegenheit gefunden hatte. „Beruhige Dich, Freund Fioro — sagte Pasquino — ich habe heut nichts zu fürchten, denn den Quirinal bewohnt jetzt der Papst Pius IX. Niemals waren die Straßen um Rom sicherer als eben jetzt; selbst die Pontinischen Sümpfe sind sicherer geworden, als unsere Kirchen, und die einzigen Diebe, die es bald noch im Kirchenstaat geben wird, stehen in unserer Kirche hinter den Altären. Dort werdet Ihr sie einst alle auf einem Haufen finden. Ich aber reise heut fort, um es aller Welt zu verkündigen, daß in Rom der Tag der Freiheit und Gerechtigkeit für alle Völker anbrechen wird!"

Die Anspielung, welche Pasquino auf die Pontinischen Sümpfe machte, bezog sich darauf, daß Pius seit einigen Tagen den Befehl gegeben hatte, die Pontinischen Sümpfe mit Reis zu bebauen. Jene Sprache Pasquino's schlug aber bereits sehr stark an, und hatte nicht den kurzweiligen Accent des Tages, den man

an ihm gewohnt war, und den der ehrsame und lustige Schuster Pasquino, der hier einst im sechszehnten Jahrhundert an der Ecke dieses Palastes seine Bude hatte, durch seine satirischen Einfälle damals in die Mode gebracht hatte. In der Bildsäule, welche später an dieser Stelle ausgegraben wurde, wollte das Volk den leibhaften Schuster Pasquino selbst wiedererkennen, obwohl es ohne allen Zweifel ein alter Menelaos war, der in der Situation dargestellt worden, wie er den Körper des vom Hektor erschlagenen Patroclus vom Schlachtfelde wegführt. Aber die Römer, in pietätvollem Muthwillen, stempelten ihn zu ihrem Pasquino, und benutzten die an der Palast-Ecke aufgestellte Bildsäule dazu, um witzige Zettel darauf anzukleben, welche im Geiste Pasquino's die Tagesbegebenheiten zu einer anzüglichen Frage zuspitzten. Gleichzeitig wurde es auch Mode, am andern Tage die Antwort darauf vernehmen zu lassen und dieselbe dem Flußgott Marforio, der zuerst neben dem Triumphbogen des Severus lag, auf seine zerstoßenen Marmorschultern zu heften. Das römische Volk unterhielt dadurch ein Selbstgespräch mit sich, das in den pikantesten Abwechselungen bis zum heutigen Tag gedauert hat, und worin die jedesmalige Situation des Tages oft mit

den schärfsten Strichen gezeichnet wurde. Pasquino und Marforio wurden dadurch oft sehr gefährliche und unbequeme Figuren für die Regierung, und da man sie als Straßen-Demokraten nicht in's Gefängniß werfen konnte, kam man auf den Einfall, sie bei wichtigen Vorgängen mit Schildwachen besetzen zu lassen und dadurch ihre aufregenden Gespräche zu verhindern. Besonders aber wurde der schlimme Frager Pasquino, der eigentlich Alles anzettelte, von den päpstlichen Gensdarmen bew^cht, und dann war es eine Zeitlang unmöglich gemacht, Witz und Opposition auf die Schultern Pasquino's zu legen. Bei dem Tode mancher Päpste war man in der letzten Zeit vornehmlich zu dieser Präventiv-Maaßregel geschritten, weil Pasquino dann die öffentliche Meinung für die nächste Papstwahl zu beeinflussen strebte, und in neuester Zeit ist es besonders die französische Besatzung in Rom gewesen, welche zwischen Pasquino und Marforio in die Mitte genommen und, sobald sich beide nur einigermaßen frei befanden, von ihren satirischen Bemerkungen wahrhaft zerfleischt wurde. Oft war es nahe daran, den Pasquino förmlich aufzuheben, und durch ein französisches Standgericht seinem Wirken ein Ende machen zu lassen, und Pasquino lebte längst

nicht mehr, wenn sich nicht der Herzog von Braschi, der den an der Ecke seines Palastes stehenden braven Freund liebgewonnen, für ihn verbürgt hätte.

Die herzogliche Familie der Braschi, deren heutiger Abkomme, ein junger, kunstgebildeter Fürst, den großartigen, mit einer bedeutenden Gemäldesammlung versehenen Palast an der Piazza Navona bewohnt, ist ausländischen Ursprungs und verdankt, wie so viele andere Aristokraten=Familien, dem päpstlichen Nepotismus ihren Eintritt in die Reihen der römischen Nobili. Die Braschi zeichneten sich schon früher als freisinnige Aristokraten aus, und der Schutz, welchen der junge Herzog jetzt dem Volksliebling Pasquino angedeihen ließ, erneuerte die Popularität dieser Familie in Rom in einem hohen Grade. Es waren aber auch damit für den Protector Pasquino's manche Sorgen und Unbequemlichkeiten verbunden, denn der Herzog Braschi, um seinem Wort zu genügen, mußte jetzt jeden Morgen, ehe die Sonne aufging, den Schelm Pasquino von hinten und von vorn besehen lassen, ob nicht irgendwo ein bedenklicher Zettel an ihm klebte. Diesen ließ er dann sorgfältig abnehmen, ehe die Kunde davon in's Publikum kam und ehe noch Marforio oben auf dem Capitol hatte antworten können. Pasquino blieb da=

durch freilich an der Ecke des Palastes stehen und die Polizei krümmte ihm kein Haar, aber man sah doch bald, daß er sich eigentlich grämte, und in seinem verwitterten Antlitz traten neue Furchen des Trübsinns hervor, welche die Alterthumsforscher früher nie an ihm bemerkt haben wollten. Die Volksfreiheit, die unter aristokratischem Protektorat immer so leicht zu verkümmern droht, schien auch hier durch den ihr zu Theil gewordenen hohen Schutz fast ersticken zu wollen. Aber der Herzog von Braschi war doch kein gewöhnlicher Herr. Manchen über Nacht angehefteten Zettel ließ er gleichwohl an dem theuren Leib des Pasquino hängen, wenn eine Sache, auf die es gerade ankam, darin nützlich und treffend angeregt war. Er wußte sich dann jedesmal zwischen dem päpstlichen Gouvernement und dem französischen Ober-Commando geschickt hin und her zu drehen, und jedenfalls sind Pasquino und Marforio noch bis auf den heutigen Tag, wo sie oft die Preßfreiheit ersetzt haben, vor dem Kriegsgericht der französischen Besatzung sicher geblieben. Die schlagendsten Einfälle und Bezeichnungen, mit denen die heuchlerische Tyrannenwirthschaft Louis Napoleons in der öffentlichen Meinung gebrandmarkt worden ist, haben neuerdings ohne Zweifel auf dem Hintern Pasquino's in Rom gestanden.

Damals, als Pius IX. in den Flitterwochen mit der römischen Freiheit lebte, gehörten jene beiden Figuren zur liberalen Majorität des Landes, indem sie das neue Wirken des Papstes mit ihrer ganzen Macht unterstützten. Aber es kamen auch die Zeiten heran, wo Pasquino sehr schneidende Fragen auf den heiligen Vater abzielte und der colossale Marforio dieselben noch schneidender beantwortete.

Einstweilen aber, bis in das Jahr 1848 hinein, welches das Jahr war, in dem alle Ideen zu Grunde gingen, schaukelte sich Pius mit vielem Behagen auf den Wogen der Volksgunst, die ihn höher und höher trugen. Aber es war durch Pius noch ein anderes Instrument aufgekommen, welches von der Kirche, und namentlich von dem Tridentinischen Concil, früher ganz förmlich und feierlich verdammt worden war. Dies war die Presse, welche der Papst zwar den Gesetzen der Kirche gemäß nicht ganz freigeben konnte, deren Fesseln er aber jetzt so weit und unfühlbar als möglich machte, indem er in einem neuen Edikt der Censur fast alle ihre Giftzähne auszubrechen suchte.*) Unter seinem Vorgänger, dem Papst Gregor XIV., hatte es in

*) Farini Lo Stato Romano I. 207.

Rom nur ein einziges officielles Journal gegeben, das aber Niemand las, und man konnte ein Geheimniß nicht besser bergen, als wenn man es in diesem Journal abdrucken ließ. Jetzt aber begann eine italienische Bewegungspresse sich auf mächtigen Schwingen von Rom aus zu erheben. Den Reigen führte der Contemporaneo, ein Journal, das von Sterbini geschrieben wurde, einem verdorbenen Arzt, der aber als aufregender Schriftsteller gewaltige Dienste leisten konnte, und die alte römische Geschichte genau kannte, die er in seinen Zeitungsartikeln oft höchst pikant nach den Stichwörtern der französischen Revolution zurichtete. Bald flog ein ganzer Schwarm von anderen Zeitungsblättern hinzu. Der Felsineo, die Bilancia, der Italiano leiteten den Kampf der Ideen und Parteien mit mehr oder weniger Einfluß ein, und die ersten Spitzen einer neuen italienischen Nationalbewegung traten heraus.

Von diesem Augenblick an stellten sich schon zwei Hauptparteien, die von Rom aus sich über ganz Italien zu verzweigen begannen, in ihren ersten treibenden Keimen einander gegenüber. Die Einen wollten die Staaten ohne jeden gewaltsamen Schlag reformiren und durch die allmählige Einführung des repräsentativen Systems das politische und sociale Heil

gewinnen, indem sie zugleich darnach strebten, durch eine im constitutionnellen Prinzip begründete Liga der italienischen Fürsten, die im Widerstand gegen Oesterreich errichtet werden sollte, die Kraft der nationalen Unabhängigkeit Italiens zu gewinnen. Die Anderen nahmen auch die Reformen und das constitutionnelle System an, aber nur als einen unmittelbaren Uebergang, um auf diesem Wege zur Republik zu gelangen, die von dieser Seite her schon mit sehnsüchtigen Blicken angeschaut und mit inbrünstigen geheimen Lauten gerufen wurde. Diese Partei wollte die reine und ungetheilte Republik, aber nicht die italienische Föderation oder die Union der constitutionnell gewordenen italienischen Fürsten, in welcher Form die mäßig gesinnten Freiheitsmänner, welche offenbar die Majorität behaupteten, die Wiedergeburt des ganzen Vaterlandes am besten erlangen zu können glaubten. Beide Parteien schienen sich aber noch in einem einzigen Dinge zu begegnen, in dem sie sogar mit einander wetteiferten, und dies waren die Lobeserhebungen für Pius IX., den man fortdauernd von allen Seiten her pries. Der einzige Hoffnungsanker für alle Parteien war noch der Papst, und die Constitutionnellen wie die Republikaner rechneten beide darauf, daß er ihnen die Ka=

stanien aus dem Feuer holen werde. Darum lobten und priesen sie ihn unaufhörlich. Diesen mächtig lockenden Stimmen konnte er auch nicht widerstehen, und zu einzelnen Staatsreformen im Sinne der politischen Freiheit hatte er sich schon thätig bereit gezeigt. Er wollte aber auch das ganze Staatsgebäude, über dem er als weltlicher Herrscher stand, jetzt mit schöpferischer Kraft in seine Hand nehmen. Dazu hatte er sich einen den Römern besonders bedeutsamen Augenblick ausersehen.

Die Jahresfeier der Begründung Roms war wieder herangekommen. Es war der 21. April 1847, wo dieses Nationalfest der ewigen Stadt, dessen Datum auf einem so mythischen Hintergrunde ruht, glanzvoller als je und unter dem bewegten Eindruck der neuen großen Zeit begangen werden sollte. Ein großes feierliches Banquet wurde diesmal in den Thermen des Titus, in der Nähe des Colosseums, gegeben, wo man auf dem davor gelegenen Platz eine ungeheuere Tafel, an der tausend Personen Platz nehmen konnten, aufgestellt hatte, während vierzig tausend Zuschauer auf den umher liegenden Höhen und Abhängen der Esquilien sich gelagert hatten. Um diesem Fest sogleich den Charakter einer hohen Ausnahmefeier zu

geben, waren zum ersten Mal auch Frauen zu diesem patriotischen Banquet zugezogen worden, was in Rom, wo die Vereinigung beider Geschlechter bei öffentlichen Gelegenheiten äußerst selten ist, stets eine ungemein feierliche und glänzende Bewegung hervorruft. Fünfhundert Römerinnen, in ihrer prächtigen, marmorfesten Schönheit, strahlend von Reiz und Schmuck, welchen letzteren die Römerin selbst im Uebermaaß anzulegen liebt, waren bei diesem Banquet erschienen, bei welchem eine kolossale Statue der Stadt Rom, welche an die Spitze der Tafel gestellt war, den Vorsitz führte.

An dem Fußgestell dieses gewaltigen Standbildes las man mit Riesenbuchstaben die Worte: „Ich bin Rom, die ewige Stadt; zwei Mal Königin, vollende ich heut meine sechsundzwanzig Jahrhunderte, aber ich besitze eine unsterbliche Jugend. Gott will, daß ich die Beherrscherin und Herrin der Völker sei. Ich drücke Euch an mein Herz, meine theuren Kinder, wenn Ihr als Nachfolger der Tugenden Eurer Vorfahren das neue Jahrhundert feiert, in welches ich heut eintrete; ich drücke Euch an mein Herz, auf daß dies für Euch ein Jahrhundert der Eintracht und des Ruhmes sei. Ich habe Euer Geschick in die Hände

des edeln Fürsten gelegt, zu dem ich das höchste Vertrauen habe. Es lebe Pius IX."*)

So war Pius als der neue Cäsar, der Cäsar des modernen Roms, in die große Kette der Herrscher der ewigen Stadt eingeschoben, die seit Romulus auf diesem weltbeherrschenden Thron gesessen, und jetzt, wo der Statthalter Christi zugleich mit den alten Cäsaren in dieselbe Linie gestellt wurde, glaubte man auch bald eine That, des alten Roms würdig, von ihm erwarten zu können. Viele mochten schon wissen, was der andere Morgen bringen würde, denn der Jubel und die Freude, welche in der ganzen Versammlung herrschten, waren schon von den Vorempfindungen eines großen Ereignisses bewegt, das man herangekommen glaubte. Redner und Poeten erhoben sich, wie in alter Zeit auf dem Capitol, und verherrlichten den Moment, in welchem der antike Ruhm des alten Italiens sich durch Pius IX. und sein großes Herz wieder erneuern sollte. Unter den Dichtern, die an diesem Tage die Verjüngung des alten Roms durch die moderne Freiheit sangen und verkündigten, erregten Orioli und Massimo d'Azeglio sowohl durch

*) Balleydier 365.

den Schwung ihrer Verse wie durch das Erscheinen ihrer Personen den höchsten Enthusiasmus des Volkes. Beide, deren Namen an dem Horizont der italienischen Literatur glänzend leuchteten, waren lange verstummt gewesen und hatten auf ferner fremder Erde als Verbannte geweilt, von wo Pius sie beim Antritt seiner Regierung nach Rom zurückberufen hatte. Der Professor Orioli war ein bedeutender politischer Kopf, der seit seiner Rückkehr aus der Verbannung die Zeitung Bilancia in Rom schrieb und mehrere hinreißende Flugblätter über die neue politische Richtung des Papstes, die Pius oft erst selbst aus diesen Schriften in Erfahrung brachte, herausgegeben hatte.

Der Marquis Massimo d'Azeglio, einer der liebenswürdigsten Geister des neueren Italiens, war seit seiner Rückkehr nach Rom dem Papst persönlich sehr nahe getreten, und nahm unter Denen, durch welche sich Pius auf den Weg der Reformen geleitet und gedrängt sah, bald den ersten Platz ein. Massimo d'Azeglio hatte als Maler, Dichter, Musiker, Politiker und Publizist einen hochberühmten Namen in Italien gewonnen, und er hatte auf seine eigene Hand, mit seiner schönen Begeisterung, die auch seine Persönlichkeit so anziehend machte, Rundreisen durch alle italienischen Staaten

unternommen, um das nationale Element wieder anzufachen und zu einem neuen Leben zu treiben. Dieselbe, das Nationalgefühl der Italiener anfeuernde und aufrichtende Kraft, welche Massimo d'Azeglio in seinen Romanen, namentlich im Ettore Fieramosco und im Niccolò de' Lapi bewiesen, trug er auch in das Leben über, und überall kannte ihn das Volk in Italien und jauchzte ihm zu. Die leisen Freiheitsbewegungen, welche schon gegen das Lebensende Gregors XVI. durch ganz Italien gingen, waren wesentlich das Werk Massimo d'Azeglio's, der aber ohne jede Verbindung mit den geheimen Gesellschaften arbeitete und zugleich in seiner mit Glacéhandschuhen geführten Volksagitation die Extreme zu vermitteln suchte.

Er war zum Politiker Pius IX. wie geschaffen, denn auch Pius machte nur mit dem Herzen Politik, ohne der heiligen Schrift eingedenk zu sein, welche so viele arge und schlimme Dinge gerade durch das menschliche Herz ihren Canal nehmen läßt. Der heilige Vater selbst war der erste Gothaer, der Denen, welche das Jahr 1848 später gebar, alle Familienzüge genau vorzeichnete, und ihnen ganz den Typus erschuf, in dem sie nachher, mit jener bewundernswürdigen Virtuosität des Ausweichens nach allen Richtungen hin, sich wirksam zeigten. Es

war die Wiedergeburt des Juste Milieu, das in der Deputirtenkammer Louis Philipp's in Paris sich gerade um dieselbe Zeit kläglich zu Tode zappelte und dem liberalen Volksprincip nicht geringeren Schaden gethan hatte als dem konservativen und monarchischen Princip, indem es sich an beide gleichzeitig anzusetzen verstand und ihnen das Blut aussog. Louis Philipp selbst aber, der arme parlamentarische König, soll, als die erste Kunde von den Reformen des Papstes Pius und von der allgemeinen Aufregung in Italien zu ihm drang, einen Angstschrei ausgestoßen und entsetzt ausgerufen haben: „Wahrhaftig, dieser Papst wird mich noch zu Grunde richten!"

Und doch hatte sich Pius nur eine ganz vermittelnde Aufgabe gestellt, in der sein mäßiger Freund Massimo d'Azeglio sein Rathgeber und das Werkzeug bei den ersten entscheidenden Schritten wurde. d'Azeglio, als er am 21. April 1847 in den Thermen des Titus seine Gedichte auf die Wiedergeburt des antiken Rom durch die moderne Freiheit vortrug, wußte schon, was der Lendemain dieses Festes bringen würde. Er hatte einen großen Einfluß auf das Rundschreiben vom 22. April gehabt, welches am andern Tage der Kardinal Gizzi auf den Befehl des Papstes entsandte,

und wodurch eine berathende Versammlung aus allen Provinzen zusammenberufen werden sollte, um eine neue Ordnung in allen öffentlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen herbeizuführen. Die Umarmung des Papstthums mit der politischen Freiheit, von der so bedeutende Geister in Italien und selbst in Frankreich geträumt, sollte jetzt eine Thatsache werden. Es konnte diese Umarmung nur eine tragische Schmerzensgruppe sein, gleich der des Laokoon, welche man ebenfalls unter den Trümmern dieser Thermen gefunden hatte, wo man jetzt eine neue Aera Roms durch ein begeistertes Nationalfest ankündigte.

Das neue Edikt, welches eine Staats-Consulta ausschrieb, machte bekannt, daß sich Pius IX. entschlossen habe, eine Versammlung um seinen Thron zu berufen, die aus den besten und erleuchtetsten Männern Roms und der Legationen zusammengesetzt werden sollte. Alle Kardinäle und Prälaten sollten dem Staats-Souverain, denn dieser weltliche Charakter wurde jetzt plötzlich von dem heiligen Vater betont, jeder drei achtbare Männer, vorschlagen, aus denen der Papst für jede Provinz einen Consultore ernennen würde. Es war dies eine Notablen-Versammlung, wie sie in Frankreich die eigentliche Revo-

lution von 1789 eingeleitet hatte, und der auch in dem heiligen Rom die Revolution von 1848 auf dem Fuße folgte. Diese Consulta sollte in Rom tagen, und in Allem, was die politische Verfassung und Verwaltung, das Gemeindewesen und die öffentliche Wohlfahrt betraf, gehört werden. Es war eine Art Vereinigter Landtag, wie er der preußischen Nationalversammlung von 1848 unmittelbar hervorging. Solche Versammlungen, die auf einem aristokratisch-liberalen Boden gewachsen sind, führen rascher und entscheidender zur Revolution hinüber, als eine ganz unmittelbar und frisch aus dem Volke hervorgegangene Versammlung, die, so lange sie nicht durch administrative oder polizeiliche Intriguen gereizt oder corrumpirt wird, sich nur sehr schwer zu einem Bruch zwischen Freiheit und Ordnung entschließt.

Diese neue Kundgebung hatte die römischen Volksmassen mit ungeheuerem Jubel erfüllt. Man stand wieder Tage und Nächte lang auf dem Platz des Monte Cavallo, und sah in unermeßlicher Anzahl zu den Fenstern des Quirinal empor. Ein unendliches Rufen, in dem sich die Lebehochs für Pius IX. und Rom vermählten, durchdrang die Lüfte, bis Pius, umgeben von seinen Prälaten, auf dem Balcon des

Quirinal erschien, und seine Hand erhob, um dem freiheitsbegeisterten Volke seinen Segen zu ertheilen. In demselben Augenblick strahlte der ganze Platz des Monte Cavallo in vielen tausend bengalischen Flammen auf, und Papst und Volk standen in feierlicher Umleuchtung da, indem sie den Moment des höchsten Glücks, das einer Nation und ihrem Herrscher beschieden sein kann, gekommen wähnten.

Hier in Rom hatte die Revolution, wie es natürlich war, durchaus die geistliche Schlangenhaut angelegt, und die Emeute schien bald der kirchlichen Einsegnung nicht entbehren zu können. Selbst unter den wildesten Männern der Revolution herrschte noch einstweilen die Hingebung an Religion und Kirche vor, und sogar Priester waren in der Mitte des Volkes aufgetreten, um die Bedeutung der neuen Zeit der Freiheit zu predigen. Unter diesen war der seltsame Theatiner-Mönch Ventura, in dem man einen neuen Savonarola gekommen glaubte, eine sehr merkwürdige Figur. Er war aus seinem einsam gelegenen Kloster nach Rom gekommen, um ein Buch über „Revolution und Kirche", das er in seiner Zelle fertig geschrieben, auf den Markt der Tagesbewegung zu werfen und damit die Gemüther des Volkes wunderbar zu locken.

Inbrünstig und gewaltig erklang jetzt die Stimme dieses Theatiner-Mönchs in Rom, der nicht bloß in den Kirchen, sondern auch auf dem alten römischen Forum und vom Capitol herab zum Volke zu sprechen begann. Schon seine Leichenrede, die er am Sarge Daniel O'Connell's gehalten, war mit ihren gewaltigen Sätzen in die römischen Volksmassen eingedrungen und hatte für dieselben in unzähligen Exemplaren abgedruckt werden müssen. Es war darin das größte Lob für Pius IX. und die von ihm begonnenen Reformen enthalten, und zugleich verkündete er es auf allen Straßen und Plätzen, daß es die neue, durch Pius herbeigeführte Aera sei, welche den Bund zwischen Freiheit und Religion schließen wolle. Er hatte dies zuerst am Grabe des großen irländischen Agitators gesagt, dessen Leben und Tod ein großartiges Beispiel für diese neue Lehre waren. Daniel O'Connell, der katholische Demagog, hatte in dieser Zeit, der politischen Kämpfe in seiner Heimath müde, die Pilgerreise nach Rom unternommen, um noch vor seinem Tode die ewige Stadt zu grüßen und den Pantoffel zu küssen, der als neuer Stern an dem Himmel Europas aufgegangen war. Aber er war in Genua von dem Tod ereilt worden, und nur das

Herz des großen irländischen Bürgers hatte man nach Rom bringen können, wo es in der alten Kirche S. Andrea della Valle feierlich beigesetzt wurde. Dort hatte Pater Ventura die durch ganz Italien geklungenen Worte über dem Herzen des irländischen Freiheitsmannes gesprochen. Die Kirche und die Freiheit waren darin zu einem wunderbaren Bilde der Einheit und Unzertrennlichkeit ineinander geschmolzen, und Pater Ventura erklärte hier den Papst für den ächten und einzigen Propheten der Freiheit und für die wahre Bürgschaft, unter der die Freiheit in der Gesellschaft verwirklicht werden könne! „Einst — rief der gewaltige Redner mit seinem großmächtigen Organ — wollten die heidnischen Kaiser, welche sich zu Christen machten, das Christenthum nicht begreifen, und gedachten, den heidnischen Despotismus über die Kirche auszuüben, aber die Kirche entäußerte sich ihrer und verließ sie. Sie verschwanden von dem Schauplatz der politischen Welt, und verdarben ohne Erben und Nachfolger. Wenn aber in neuerer Zeit wieder die Machthaber sich von dem heidnischen Element, das wesentlich despotisch ist, durchdringen ließen, indem sie dem christlichen Element entsagen, das wesentlich das Element der Freiheit ist, weil es ganz und gar Liebe

und Barmherzigkeit ist, und wenn sie nicht mehr die Lehre der religiösen Freiheit der Völker und der Unabhängigkeit der Kirche begreifen wollen, so wird die Kirche sich abermals ihrer zu entäußern wissen. Die Kirche wird sich dann zur Demokratie wenden, sie wird diese wilde Königin taufen, sie wird sie zur Christin machen, und auf ihre Stirn das Siegel der konservativen Absichten Gottes drücken; sie wird zu ihr sagen: Herrsche, und sie wird herrschen!"

Pater Ventura hatte diese Richtung, die er nun unter ungeheuerem Zulauf in Rom predigte, ohne Zweifel von seinem ehemaligen Freunde in Paris, dem berühmten Abbé de Lamennais aufgenommen. Das Streben der italienischen Freiheitsmänner hat überhaupt seinen ersten Grund aus den Schriften des Lamennais gezogen, mit dem auch Ventura zuerst in einer sehr genauen persönlichen Freundschaft gestanden. Die Verbindung der Demokratie mit dem Katholizismus, worin die eigentliche Triebfeder der ersten italienischen Revolutionsbewegungen lag, war zuerst durch die Lehre des Lamennais zu einer bestimmten politischen Doctrin gemacht worden, die mit dem Papst, als der höchsten Autorität der Gesellschaft, anfing und mit dem souverainen Volke endigte, welches Lamen-

nais in seiner zweiten Periode an die Stelle des Papstes setzte. Die von dem französischen Abbé zuerst gelehrte katholische Demokratie, die zugleich ein demokratischer Katholizismus war, machte auf die denkenden Geister in Italien einen ungeheueren Eindruck, und man leitete eine neue Nationalbewegung Italiens daraus her, die anfänglich selbst die rein revolutionairen Geister, wie Mazzini, in der religiösen Richtung fesselte. Doch war auch der Pater Ventura in einer Schrift gegen die demokratischen Extreme des Lamennais aufgetreten, wie es auch der Turiner Abbé Gioberti, der in Anknüpfung an Lamennais der eigentliche Begründer der katholischen Demokratie in Italien war, gethan hatte.

Es war natürlich, daß unter einer Nation, der die Kirche seit länger als tausend Jahren so tief in allen ihren Gliedern steckte, auch die politische und sociale Revolution nur mit Hülfe der Kirche und im innersten Zusammenhange mit derselben gedeihen konnte. Und es war merkwürdig, daß Gioberti, der kirchliche Revolutionsphilosoph, schon in seinen Schriften, die im Jahre 1844 im Druck erschienen, die nationale, päpstlich-demokratische Richtung, die im Jahre 1847 in Rom ausgebrochen war, vorgezeichnet und aus der

Idee heraus construirt hatte. In seinem glänzend und großartig geschriebenen Buche über das Primat Italiens *) erwartet er alles Heil für die italienischen Völker, denen er noch die größte Zukunft sichern will, nur von einer politischen Conföderation der italienischen Staaten, die er unter der leitenden und ordnenden Autorität des Papstes geschlossen sehen will. Der Papst, dessen universale Herrlichkeit er mit der Größe des alten Rom zu einem Wunderbilde zusammenfließen läßt, erscheint ihm als die einzige schaffende und vermittelnde Gewalt, der man die kräftige Erneuerung und Wiederherstellung eines freien und einheitlichen Italiens anvertrauen dürfe. Gioberti führte schon früh die italienische Conföderations-Idee in's Feld, während man in Rom, in diesen Vorhallen der Revolution, anfänglich bloß die Freiheitsideen dem Oberhaupt der Christenheit in den Pantoffel schieben wollte. Der italienische Völker- und Staatenbund, unter der Hegemonie des Papstes, war aber eine Idee, die Gioberti selbst bald wieder fahren ließ, denn, nach dem unglücklichen Verlauf der römischen Revolution, die dem Papstthum selbst gar keine Zukunft übrig

*) „Del primato morale e civile dell' Italia" 1844.

gelassen hatte, schien es eines neuen starken Fürsten zu bedürfen, durch den Italien allein noch geeint und gerettet werden könne.

Und Gioberti hatte unter seinen prophetischen Gesichten der Zukunft jetzt das junge Piemont erblickt, das er zu dieser Rolle weihte, die in den Händen Karl Albert's und seines Nachfolgers freilich nicht sicherer und erfolgreicher sein konnte, als in den Händen des armen Pius IX., mit dem die Rosse der Zeit, deren Zügel er bald verlor, unaufhaltsam durchgingen. Die ferneren Schicksale dieses edlen Mannes verdarben dem Papstthum für immer die Fähigkeit zu einer politischen Rolle, und sollte der einheitliche nationale Staatenbund eines freien Italiens noch jemals zu seiner Verwirklichung gelangen, so würde dem Papst dabei nicht mehr die führende und organisirende Rolle von irgend einer Seite her übergeben werden können. Oesterreich hätte des Concordats nicht bedurft, um gegen diesen Preis die ersten Ansprüche auf eine überwiegende Machtstellung in Italien zu begründen. Die italienischen Nationalzustände sind nur noch durch eine fremde starke Macht zu reorganisiren, aber es ist dazu nicht mehr eine Macht nöthig, die sich gleichzeitig als Gefangene von den äußersten Konsequenzen der katho-

lischen Dogmatik binden läßt. Um diese Dinge handelt es sich jetzt nicht mehr in der sittlichen und politischen Welt, und Oesterreich braucht sich nur auf seine unanzweifelbare Mission als germanische Civilisationsmacht zu stützen, um, dem verrotteten Romanismus und Franzosenthum gegenüber, sein reorganisatorisches Recht auf der italienischen Halbinsel unbestreitbar zu behaupten.

Oesterreich wurde freilich gerade in dieser Zeit, als die Reformen des Papstes Pius in Italien begannen, für den eigentlichen Gegner aller constitutionellen Entwickelung, aller liberalen Reformen, von den Italienern angesehen. Oesterreich galt diesen neuen Richtungen gegenüber für eine beständige Gefahr, und bald sah es sich auch durch die Ausschweifungen der neuen römischen Presse hinlänglich gereizt, um nicht länger einen unthätigen Zuschauer dieser neuen Volksbewegungen abzugeben. Fürst Metternich, in seiner berüchtigten Anschauung, daß Italien nur ein geographischer Begriff sei und als nationaler und staatlicher Körper gar nicht betrachtet werden könne, glaubte den Papst erschrecken zu müssen, um ihn auf dem Wege seiner Reformen und Zugeständnisse einhalten zu lassen, und sandte österreichische Truppen nach Ferrara, um

die Stadt zu besetzen, obwohl das nach den Wiener Verträgen dazu eingeräumte Recht sich nur auf die Citadelle, aber nicht auf die Stadt erstreckte. Diese Truppen zogen auf die dringenden Vorstellungen des Papstes wieder ab, aber Metternich, welcher im Wittern der politischen Krisen und Wendepunkte unvergleichlich war, hatte zu bestimmt erkannt, daß in diesen neuen Bewegungen Roms ein Umschlag für die ganze Welt liegen könne, als daß er sich so rasch wieder hätte beruhigen sollen. Unter dem 2. August beklagte er sich heftig nach England, daß die Italiener eine einheitliche Republik bilden wollten, und erklärte, daß Oesterreich unter allen Umständen seine Besitzungen vertheidigen werde. Auch Lord Palmerston erwiderte damals, daß England die Verträge von 1815 aufrecht erhalten würde und daß dieselben nicht abgeändert werden könnten, als unter Uebereinstimmung aller dabei betheiligten Mächte. Aber Lord Palmerston, der es schon damals liebte, die diplomatischen und revolutionnairen Positionen gleichzeitig zu besetzen, sandte in demselben Augenblick den Lord Minto nach Italien ab, der als englischer Agent den Auftrag erhielt, die revolutionnaire Partei in Italien heimlich zu ermuthigen, und ihr Hoffnungen aller Art einzu-

flößen. Lord Minto*) war ein ächt englisches, mit groteskem Humor ausgestattetes Original, und paßte sich vortrefflich zu dieser Rolle. Er fraternisirte mit allen geheimen Gesellschaften in Rom und besuchte die Clubs und den Volkszirkel, in dem die Männer der Revolution sich vereinigten. Auch in den Bureaux der Zeitungen wurde er eine stehende Figur, und erschien alle Morgen auf der Redaktion des Contemporaneo, um Parolen zu vertheilen und die junge römische Freiheit der Gnade des constitutionnellen Alt-Englands zu versichern. Mit Ciceruacchio ging seine Lordschaft Arm in Arm auf dem Corso spazieren, und nahm auch ein Frühstück bei dem großen italienischen Volksmann an, scherzte ein wenig mit der stattlichen Signora Ciceruacchio, und machte Verse auf den Geburtstag des kleinen Ciceruacchietto, für dessen affenmäßige Drolligkeiten er das zärtlichste Interesse gefaßt hatte. Bei den Rossen des Monte Cavallo begann es in dieser Zeit leer zu werden, denn das Volk strömte nicht mehr so stark nach dem Quirinal, sondern es hatte alle Hände voll zu thun im spanischen Viertel, wo es vor dem Hôtel d'Angleterre

*) Im Jahre 1831 Gesandter in Berlin.

dem Lord Minto allabendlich Serenaden brachte. In dieser lustigen Maske war England damals für die Verträge von 1815 eingetreten.

Unter allen italienischen Staaten, in denen das überraschende Auftreten des Papstes Pius IX. elektrisch gewirkt hatte, war Piemont allermeist von neuen großen Erwartungen dabei erregt worden. Der piemontesische König Karl Albert und sein Freund und Strebensgenosse Cesare Balbo hatten erst nicht an die Möglichkeit glauben wollen, daß aus dem päpstlichen Rom etwas Gutes für die Freiheit der Nation kommen könne. Aber die Thatsache eines als Befreier auftretenden Papstes, wie unerhört sie auch in den Jahrbüchern der Geschichte war, ließ sich doch nicht mehr verkennen, und die Freiheit schien nur noch aus den Händen des Papstes auf die italienische Nation herabfließen zu können. Karl Albert bot daher dem Papste seine Dienste und seine Truppen an, um gegen Oesterreich „bis zu dessen Vernichtung," wie es schon damals hieß, zu kämpfen, denn er hatte vernommen, daß das päpstliche Gebiet in Ferrara durch die Oesterreicher verletzt worden sei. Piemont glaubte die Aufgabe der Wiederherstellung Italiens mit Rom theilen zu können. Wenn die Freiheit vom

Papste in Rom kommen sollte, so schien die italienische Unabhängigkeit in die Hände Karl Alberts gelegt worden zu sein, denn die Unabhängigkeit Italiens war ein Krieg, zu dem es eines tapfern Schwertes bedurfte, wie es in der Scheide des Königs von Sardinien blitzte. Cesare Balbo war wieder, den geistlichen Dunkelmännern zum Trotz, welche den König lange von seinem Jugendfreunde zu trennen gewußt, im Palais Karl Albert's zu Turin erschienen, und verweilte Tage und Nächte lang in seinem Cabinet, um die Frage Italiens, den Moment des Losschlagens, das mögliche Zusammenwirken mit dem Papste in Rom, zu berathen. In der Schrift des Grafen Balbo über die Hoffnungen Italiens, welche er schon im Jahre 1844 in Paris herausgegeben hatte *), war von diesem philosophischen Patrioten die nationale Zukunft Italiens schon nach allen Seiten hin in Erwägung genommen worden. Die Herrschaft der Fremden in Italien, die freilich ein altes chronisches Leiden der apenninischen Halbinsel war, wurde auch diesmal wieder, wie immer, als der erste und eigentliche Ausgang alles Nationalunglücks erkannt.

*) „Delle speranze d'Italia." Parigi 1844.

Cesare Balbo knüpfte aber höchst eigenthümliche Erörterungen an diese traurige Lage eines einst so großen Volkes. Er entwickelte die Schwierigkeiten, die Nationalunabhängigkeit Italiens entweder durch Gründung eines italienischen Königreiches, oder durch eine ganz Italien umfassende österreichische Herrschaft, durch die Errichtung von kleinen Republiken, oder auch durch eine Conföderation der jetzigen italienischen Staaten, herzustellen. Obwohl Balbo ein guter Katholik war, so hielt er doch die Conföderations-Idee Gioberti's, mit dem Papst als Präsidenten an der Spitze, am allerwenigsten dazu geeignet, um Italien wieder zu einer freien und mächtigen Nation zu constituiren, und dies ist die Abweichung zwischen Balbo und Gioberti, welche diese Männer in einem sehr wesentlichen Punct getrennt hat. Auch eine Herbeirufung fremder Mächte zu dem Zweck, Italien frei, einig und glücklich zu machen, bezeichnete Balbo als das unheilvollste Mittel, das gewählt werden könnte. Er erinnerte warnend an alle Züge der italienischen Geschichte, durch welche sich zu verschiedenen Zeiten dargethan hat, daß die Einmischung der Fremden das schwerste Unglück über die italienische Nation brachte und alles Leid und Elend in derselben gewissermaßen verewigte. Darüber

war man sich damals im Rathe des Königs von Sardinien klar, und der Bund zwischen Sardinien und Frankreich, zu dem sich heut Karl Alberts Sohn durch die weitberechnete Intriguen-Politik Louis Napoleons verlocken ließ, gehörte wenigstens nicht zu den ursprünglichen Grundlagen der piemontesischen Politik, als dieselbe sich in der Unabhängigkeit und Einigung Italiens ihre Aufgabe stellte. Es ist aber kein Zweifel, daß Cesare Balbo's Meinung auch heut in Erfüllung gehen, und das alte italienische Nationalunglück durch die französische Hülfe nur vermehrt und vollendet werden kann.

Eine seltsame Hoffnung wollte Balbo damals auf den Fall des türkischen Reiches gründen. Er glaubte, daß sich Oesterreich am leichtesten von seinen italienischen Provinzen trennen würde, wenn man ihm eine Entschädigung dafür gewähren und ihm eine Vergrößerung seiner Macht an der Donau zuführen könnte, wozu die Vertheilung der Türkei unter die europäischen Mächte die günstigste Gelegenheit darbieten sollte. Es war neu, die orientalische Frage auch mit der Freiheit und National-Unabhängigkeit Italiens in Verbindung zu setzen, aber Balbo hatte schon damals genau erkannt, daß der Untergang der

Türkei das eigentliche Axiom für eine neue Aufstellung der europäischen Welt sei, und den entscheidendsten Anstoß in sich trage, um die Zustände und Schicksale der neueren Völker zu verändern.

Für die innere politische Entwickelung der italienischen Staaten hegte aber Cesare Balbo einstweilen keine besonders freisinnigen Absichten. Die Bildung eines tüchtigen Kriegsheers und einer bedeutenden Seemacht, und die Sorge für die Volkserziehung, schienen ihm das Erste, wozu man sich in Italien mit aller Anstrengung wenden müsse. Die constitutionnellen Verfassungsformen für Italien schien er vor der Hand noch auf bloß begutachtende Stände beschränken zu wollen. Aber in dem König Karl Albert, den die politischen Lorbeeren des neuen Papstes nicht schlafen ließen, waren die innersten Triebe seiner freiheitbegeisterten Natur immer mächtiger geworden. Seine politische Schaffenslust, wie sie ihn im Jahre 1821 selbst mitten in die Wogen der Revolution hineingetrieben hatte, erwachte wieder in aller Stärke in ihm. Schon zu Anfang des Februar 1848 hielt er es an der Zeit, seine alten Verheißungen, daß er in seinen Staaten eine Constitution geben wolle, zu erfüllen. Schon wurde die definitive Grundlage eines

constitutionellen Statuts bekannt gemacht. Karl Albert ernannte seinen alten Freund Cesare Balbo zum Präsidenten einer Commission, die das neue Wahlgesetz entwerfen sollte. Dies wurde gerade in diesem Augenblick eine schwierige Aufgabe, denn gleichzeitig war die Februar-Revolution in Frankreich losgebrochen, und der Gott und Herr, den sie auf den erledigten Thron gesetzt, war das allgemeine Stimmrecht gewesen. Aber, obwohl sich bereits drohende Anzeichen eines Aufstandes in Genua und Turin erhoben, so konnten und wollten Karl Albert und Cesare Balbo doch für Piemont kein anderes Wahlgesetz geben, als das, welches einen Census zu seiner Grundlage hatte. Und der Graf Cesare Balbo wurde auch Conseils-Präsident des neuen constitutionellen Ministeriums, welches den König von Sardinien umgab. Die einst am Golf von Genua ausgetauschten Jugendträume schienen jetzt glänzend in Erfüllung gegangen zu sein. Gewöhnlich sieht man seine alten Wünsche und Träume nur dann erfüllt, wenn man sie nicht mehr brauchen kann, aber Karl Albert und Cesare Balbo glaubten sich jetzt auf die schönsten Höhen ihres Lebens geführt, und begannen nach allen Seiten hin kräftig vorzubereiten und zu gestalten. In dem

ministeriellen Programm, welches das Datum des 15. März 1848 trug, nahmen die Allianz mit England und die Vorbereitungen zum Kriege gegen Oesterreich, letzteres jedoch „ohne Provocation,“ die erste Stelle ein.

Das ganze piemontesische Volk zitterte vor Freude und Bewegung. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein und Dünkel der piemontesischen Nationalität sah man auf den Papst in Rom, dessen Anregungen man zwar Alles verdankte, der aber inzwischen noch nicht so weit gekommen war, wie das stolze Piemont, wo man bereits ein Parlament eröffnete.

Es ist wahr, Pius IX. schien in der letzten Zeit nicht mehr so eifrig vorwärts gehen zu wollen, als es die neue römische Demokratie wohl gewünscht hätte. Man half sich einstweilen mit einem Calembourg, den man auf seinen Familiennamen machte, indem man ihm jetzt öfter, wenn er zum Segnen auf dem Balcon des Quirinal erschien, mit sehr gedehnter Aussprache das Wort: Ma—stai zurief, was dann so viel bedeutete als: „Aber — Du stehst still,“ und auf dem ganzen Platz des Monte Cavallo flüsterte es bang und unheimlich: „Aber — Du stehst still!“

Zwar tagte die neu zusammenberufene Consulta in einem Prachtsaal des Vatican, aber diese Provinzial-Versammlung war doch nur eine alte Institution der Päpste, die Pius den Bewegungen der Zeit wieder anzupassen gesucht hatte, und die das Volk ihm zwar gedankt, über die man aber auch bald wieder hinwegzukommen wünschte. Auch hatte Pius eine römische Bürgergarde geschaffen, und das Volk mit Waffen und militairischem Zuschnitt versehen. Es war dies nicht gerade ein Zugeständniß, welches der Papst von neuem an den Geist der Revolution machte, denn er wußte ohne Zweifel, daß die Bürgergarde an sich niemals ein revolutionnaires Instrument ist, sondern fast immer nur dazu gedient hat, die Revolution in ihren eigenen Reihen zu verwirren, dem Volke die Bewegung zu verleiden, und die Reaction durch das erste Hinterpförtchen hineinzubringen. Indeß war das Jahr 1848 auch in der römischen Bevölkerung tief empfunden worden, und die neuen Demokraten an der Tiber nahmen jetzt dringender als bisher den Schein an, als ob zwischen ihnen und Pius IX. durchaus kein Unterschied mehr im Wollen und Handeln bestehe. Und schon zu Ende des Jahres 1847 ließ Giuseppe Mazzini, der in dieser Zeit von Lon-

von nach Bern gegangen war und dort einen geheimen Congreß von Verschworenen zusammenberufen hatte, einen Brief an den Papst ergehen, worin Pius IX. von ihm aufgefordert wurde, sich an die Spitze der italienischen Nationalbewegung zu stellen, und den Kämpfen der europäischen Völker um ihre Freiheit seine hülfreiche Hand zu reichen.

Schon hatte Piemont eine Constitution erhalten, und der Großherzog von Toscana, Leopold II. hatte fast gleichzeitig seinem Volke dasselbe Geschenk gemacht, denn auch in Toscana waren die neuen Verheißungen Pius IX. zündend ins Land gedrungen. Der König Ferdinand von Neapel war eigentlich der erste Tyrann Italiens gewesen, den die Begebenheiten constitutionnel gemacht. König Ferdinand hatte noch kurz zuvor auf die Reformen des Papstes Pius sehr stark gescholten, und jetzt trugen ihn schon im Jahre 1848 die ausgebrochenen Volksaufstände in Sicilien und Neapel mitten in eine constitutionnelle Parlaments-Wirthschaft mit zwei Kammern, Minister-Verantwortlichkeit und Nationalgarde hinein. Und sollte sich Pius IX. noch lange von seinen nächsten Nachbaren überflügeln lassen?

In Rom selbst hatte sich inzwischen die geheime

revolutionnaire Stimmung mehr und mehr bloßgelegt, und die Volksschreie am Quirinal klangen plötzlich ganz anders. „Wir wollen keine Priester mehr in der Regierung!“ riefen diese neuen, veränderten Stimmen zu dem Balcon des Papstes hinauf, und der Papst ertheilte jetzt nur noch bedingungsweise seinen Segen, indem er sich vom Volke vorher das Wort geben ließ, daß es in Treue und Ordnung sich verhalten wolle. Um sich die Gemüther wieder mehr zuzuwenden, unternahm Pius eine öffentliche Promenade auf dem Corso, die vielleicht nicht ganz freiwillig war, und wo er unter dem jauchzenden Gedränge des Volkes Zurufungen aller Art erhielt. Ciceruacchio selbst stand vor St. Peter, und entfaltete eine ungeheure Fahne, auf der mit Riesenbuchstaben angeschrieben stand: „Habe Muth, heiliger Vater, das Volk ist mit Dir!“ Andere schrieen: „Wir wollen keine Polizei mehr!“ „Fort mit den Jesuiten!“ „Tod Allen, die rückwärts wollen!“ Auch wollte das Volk einen Krieg mit Oesterreich, und schrie dies ebenfalls dem heiligen Vater ins Gesicht.

Pius IX. befand sich in der That in einer eigenthümlichen Lage. Noch keinem Papst hatte das Volk mit solchen Zurufen in den Ohren gelegen. Pius

hielt es endlich für gut, sich und die Cardinäle dem Schutze der Nationalgarde anzuvertrauen, und eine Constitution in Aussicht zu stellen. Seitdem der große Hildebrand die Statthalter Gottes zuerst mit der höchsten und unbedingtesten Herrschaft über Staat und Kirche bekleidete, hatte man das Papstthum nicht in dieser wunderlichen Vermummung gesehen, in der es, umhangen mit Bürgergarde und Parlament, seine bisherige Unfehlbarkeit möglicher Weise einer Kammer-Abstimmung unterwerfen und allen Teufeln der Majorität preisgeben sollte. Aber die constitutionnelle Verfassung Roms kam durch das Decret vom 14. März 1848 zu Stande, und das Volk gerieth in solchen Jubel darüber, daß es selbst der Reiterstatue des alten Marc Aurel, der oben auf dem Platz des Capitol auf seinem bronzenen Rosse Wacht hält, die dreifarbige Fahne in die Hand drückte. Die dreifarbige Cocarde, die von den Männern der Clubs anbefohlen wurde, hatte bald die Farben des Papstes verdrängt.

Die Constitution des Papstes Pius konnte freilich den Gesichtspunct nicht aufgeben, daß die Souverainetät des Papstes ungetheilt und undurchbrochen erhalten werden müsse, denn wie sollten die Schlüssel

Petri noch schließen, wenn das Schlüsselloch verdreht war, durch welches sonst die ganze Maschinerie des Himmels so bequem geöffnet werden konnte. Aber ein constitutioneller Papst, wenn er sich auch die absolute Macht in allen Kirchenangelegenheiten vorbehielt, mußte doch einen großen Theil seiner Herrlichkeit einbüßen, wenn ihm nun zwei Kammern unter die Arme griffen, auf denen er, wie auf zwei Schwimmblasen, vorwärts rudern sollte. Die römische Verfassung von 1848 suchte zwar mit vielem Takt die kirchlichen Elemente von den politischen zu sondern. Es gab einen Senat, welchen sämmtliche Cardinäle bildeten, und der zugleich einen untrennbaren Theil von der Person des souverain gebliebenen Papstes ausmachte. Den politischen Kammern gegenüber, mit denen sich dieser Senat nicht berührte, blieb er als das Allerheiligste des Staatskörpers stehen, von dem aus die vorbehaltenen Gänge unmittelbar in den Vatican und St. Peter hineinführten. Die Kammern bestanden aus einem Pairshause, de Mitglieder der Papst selbst auf Lebenszeit ernannte, und aus einer Deputirten-Kammer, welche das Volk wählte. Pius, der jetzt bereits Alles mit sich geschehen ließ, mußte sich auch auf das Procrustes-Bett.

einer Civil-Liste ausstrecken, eine Behandlung, welche die verschwenderischen und prunksüchtigen Statthalter Christi vor ihm gewiß am übelsten empfunden haben würden. Aber der liebenswürdige Pius erklärte die kleine Summe von 600,000 Scudi für ausreichend genug, um davon seinen eigenen Unterhalt, den der Cardinäle, der Propaganda und des ganzen Kirchenregiments, sowie auch die Legate, die Leibgarde, den apostolischen Hofhalt und die Sorge für die päpstlichen Schlösser zu bestreiten.

Ein neues Babylon schien den Altgläubigen um den Thron her, auf welchem einst die Hildebrand, die Sixtus, die Julius gesessen, ausgebrochen zu sein. Um dem Faß ganz und gar den Boden einzustoßen, hatte Pius auch die politische Censur abgeschafft. Es war ein geringer Trost für die den Einsturz des Himmels befürchtenden Gemüther, daß man die kirchliche Censur nicht auch abgeschafft hatte. Aber wer wollte, da das Papstthum seine innerste Natur zu verändern begann, und unter die Constitutionellen gegangen war, noch ferner unterscheiden, was in dieser neuen Zeit des Papstthums kirchlich, und was politisch war. Der Widerspruch zwischen dem Geistlichen und Weltlichen, der die päpstliche Herrschaft stets in eine

schwankende und der ganzen Welt gefährliche Lage gebracht, konnte durch eine Constitution im modernen skeptischen Sinne, nicht gelöst werden, er mußte dadurch nur noch schneidender hervortreten, und Verwickelungen schaffen, die Den, welcher hier den Ausweg aus dem uralten Labyrinth gesucht, ins Verderben zogen. Die weltliche Gewalt des Papstes war stets das größte Hinderniß für die Einigung und Einheit der italienischen Nation gewesen. Der Apostel Petrus hatte offenbar nur die geistliche Gewalt des Papstthums gründen können, denn nur seine Lämmer und Schafe zu weiden, hatte ihm Christus übergeben. Unter diesen Lämmern und Schafen konnten nur die Bischöfe und alle Gläubigen verstanden werden, denn ein materieller Territorialbesitz war aus dieser ersten und ursprünglichen Vollmacht, die Petrus aufzuweisen hatte, nicht herzuleiten. Die weltliche Gewalt des Papstes, die als Intrigue der Hierarchie sich bildete und ausrundete, hat dem Geist der Kirche selbst am meisten geschadet. Pius IX. aber zerfiel dadurch auf das Unrettbarste mit seiner ganzen Stellung, daß er im Begriff war, ein neues weltliches Königreich in Rom zu stiften, und sich, getrieben von den Wogen der Revolution, dem Princip der politischen Freiheit

hingab, ohne gleichzeitig mit dem ausschließlichen Priesterthum und mit der orthodoxen Dogmatik seiner Kirche brechen zu können. Louis Napoleon, als er noch Präsident der französischen Republik war, schmeichelte sogar dem Papst Pius IX. gerade in jener Richtung, durch die er die weltliche Gewalt des Papstthums noch bestimmter und specifischer auszubilden strebte, indem er damals jenen berühmten Brief an ihn schrieb, worin er ihm sagte: „Die weltliche Souverainetät des verehrungswürdigen Oberhaupts der Kirche ist innerlichst verbunden mit dem Glanz des Katholizismus selbst, wie mit der Freiheit und Unabhängigkeit Italiens.“ *) Vielleicht waren dies nur die Worte des Versuchers, welche Louis Napoleon an den liebenswürdigen Statthalter Christi, dem der Zeitgeist bereits die Tiara zerzauste, richtete. Denn auf dem napoleonischen Programm steht die weltliche Souverainetät des Papstes mit einem sehr dicken, rothen Fragezeichen angestrichen, und wenn Louis Napoleon sich jetzt, je nachdem der neue napoleonische Feldzug in Italien ausschlagen mag, auch mit den inneren Re-

*) „La Souveraineté temporelle du chef vénérable de l'Eglise est intimement liée à l'éclat du catholicisme, comme à la liberté et à l'indépendance de l'Italie.“

formen Roms ernsthafter beschäftigen wird, so dürfte der Papst als weltlicher Souverain schwerlich dabei an Selbstständigkeit gewinnen. Und auch die katholische Kirche wird bei Louis Napoleon auf nichts zu rechnen haben, denn sie hatte bei ihm stets nur die Bedeutung, ihm die politischen Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Die Unabhängigkeit Italiens war aber im Grunde niemals die Sache Pius IX. gewesen, und hier beginnen seine ersten Zweideutigkeiten, die ihn unfähig zeigten, an der Spitze einer neu sich gestalten wollenden Welt zu stehn. Pius war kein Papst des Schwertes, wie es andere kriegerische Statthalter Christi vor ihm gewesen waren. Aber er glaubte auch aus diplomatischer Ueberlegung keinen Krieg gegen Oesterreich unternehmen zu können, denn Oesterreich schien ihm für die weltliche Machtstellung des Papstthums eine Grundsäule zu sein, die nicht erschüttert und hinweggenommen werden durfte. Allen Aufforderungen gegenüber, die ihn mit Oesterreich überwerfen sollten, sagte sich Pius bald ganz offen von der Sache der italienischen Unabhängigkeit los. Er befand sich, wie dies immer sein Loos gewesen, zwischen zwei Feuern, die ihn von beiden Seiten brannten. Die österreichische Partei in Rom, mit der er sich prin-

cipiell nicht überwerfen zu dürfen glaubte, nöthigte ihm mit allen möglichen Beweismitteln den Frieden mit Oesterreich auf, und die neuen römischen Republikaner, denen das angelegte Schafskleid des frommen Liberalismus jetzt schon am Ellbogen zu platzen anfing, zerrten ihn an der anderen Seite des Mantels, um ihn gegen Oesterreich in den Krieg zu schleppen. Die Republikaner glaubten dann, daß bald der Tag kommen werde, wo sie sich von dem Druck der beiden legitimen Gewalten, Papstthum und Oesterreich, mit einem einzigen Schlage und gleichzeitig befreit sehen könnten. Da erließ Pius die Allocution vom 21. April 1848, worin er sich mit einer großen Entschiedenheit gegen den Krieg und gegen jede Ligue und Conföderation, die unter seiner Präsidentschaft zur Einigung Italiens abgeschlossen werden sollte, erklärte. Die Ideen des philosophischen Abbé Gioberti waren damit in den Brunnen gefallen. Pius ging in jener Ansprache so weit, die Conföderation, zu der er sich nicht bewegen lassen wollte, „eine Art von neuer Republik aller italienischen Völker" zu nennen, und er gehörte jetzt plötzlich zu den Menschen, die in der Republik nur eine neue Verkleidung des Teufels sehen können, obwohl der heilige Geist, der

den Kirchenstaat angeblich regiert, sich bei der Organisation desselben wesentlich auf ein republikanisches Element gestützt hatte.

Inzwischen hatte Piemont, obwohl es einen großen und unentbehrlichen Bundesgenossen an dem Papst verloren, den ungeheuern Kampf um die nationale Zukunft Italiens auf seine eigene Hand und mit dem patriotischen Instinct, der die stärkste Waffe Carlo Alberto's war, begonnen. Der Krieg gegen Oesterreich hatte aber auch nur mit einem getheilten Aufschwung der italienischen Völker seinen Anfang genommen. Der Papst sandte den General Durando mit einer Truppenmacht nach den Gestaden des Po ab, aber mit der strengen Ordre, nur zum Schutze des päpstlichen Gebiets die Waffen zu erheben. Dieser General konnte seine Truppen, die an dem Kampf gegen Oesterreich Theil zu nehmen begehrten, kaum in diesem Verlangen zügeln, aber Pius widerstand allen erneuerten Bitten, die deshalb an ihn gerichtet wurden. Guelfe und Ghibelline zugleich, wie es Pius nach dem von ihm ergriffenen System sein wollte, konnte er für einen eigentlichen Freund Oesterreichs nicht gelten. Aber dennoch schien ihm das Papstthum verloren, wenn es sich nicht

mehr auf Oesterreich und Deutschland stützen konnte. Diesen starken Hintergrund der päpstlichen Macht wollte er bewahren. In seinem Herzen und seinem Naturell fühlte sich aber der Papst bei weitem mehr zu Frankreich, dem „ältesten Sohn der Kirche," hingezogen. Als ihn im Jahre 1846 der Sohn Louis Philippe's, der Prinz Joinville, in Rom besuchte, sagte Pius zu ihm: „Frankreich trägt vielleicht die Geschicke der katholischen Welt in sich; auch lasse ich keinen Tag vergehen, ohne Gott zu bitten, daß er Denen, welche Frankreich regieren, stets die Weisheit des Königs Salomo gewähren möge!" Auch bei anderen Gelegenheiten sprach er sich stets über seine Vorliebe für Frankreich und die Franzosen aus, und nannte Frankreich einst den schönsten Diamanten in seiner Krone. Er kannte die französische Literatur genau und ging in seiner Unterhaltung häufig auf ihre hervorragendsten Werke ein. Sein eigenes Naturell, das sich besonders durch feine Eleganz und anmuthige Beweglichkeit bezeichnete, schien mehr den französischen Typus, als den verschmitzten und gekniffenen italienischen Charakter zu haben.

Indeß hatte die Revolution in Rom ihre bis zum Quirinal hinaufspritzenden Wogen immer gewaltiger

anschwellen lassen. Schon übten die Volksclubs, die zum Theil in den Ruinen der alten Welt sich sammelten, eine Gewalt aus, gegen welche weder Gesetz noch Autorität mehr aufkommen konnten, und die geheimen Gesellschaften arbeiteten ganz offen mit allen ihren Werkzeugen und Stichwörtern auf den Straßen und Plätzen der ewigen Stadt. Pius IX. fühlte sich vom Volke gequält und hin- und hergezogen, und schon erklärt er, als selbst die Bürgergarde eine drohende Haltung gegen ihn zu nehmen anfing, daß er Rom verlassen wolle. Es war dies ein unheilvolles Wort, welches er aussprach, und die Revolution schäumte noch toller auf, seitdem man wußte, daß der Papst sich mit heimlichen Entwürfen zur Flucht trage. Gleichzeitig hatte die Verfolgung und Austreibung der Jesuiten in ganz Italien begonnen, und Mazzini, der aus der Ferne den Haß gegen die Gesellschaft Jesu als ein starkes Zauberwort der Revolution und des Socialismus empfahl, hatte dieses ungeheuer wirksame Räderwerk auch in Rom in Bewegung gesetzt. Der fromme und kirchlich gesinnte Pöbel von Trastevere zog in die Stadt, um die Jesuiten und ihr Kloster, gegen welches das Volk mit Fackeln und Brecheisen herangezogen war, zu schützen. Da zeigte

sich Pius IX. selbst, er, der auf dem kirchlichen Gebiet der strenggläubigste Christ in Rom war, und der schon das Dogma von der unbefleckten Empfängniß in seinen Gedanken ausbrütete, als der anhänglichste Freund und Beschützer der Jesuiten, und als er die verhaßten Mönche nicht mehr halten konnte, bahnte er ihnen heimlich die sichersten Wege zur Flucht. Dies verschaffte ihm zum ersten Mal Ausbrüche des Volksunwillens, die ihn auf den Straßen durch seine Hauptstadt begleiteten.

Die Wirbel der Revolution nahmen den Papst jetzt bereits persönlich in ihre Mitte. Keine Qual, die ein Souverain in der Mitte seiner aufständischen Bevölkerung zu erleiden haben kann, wurde dem guten Pius erspart und er mußte den Kelch bis zur Neige leeren. Auch die Palliativmittel der verzweifelten Souverainetät, alle Augenblicke dem heulenden Volke ein anderes Ministerium in den Rachen zu werfen, blieben von Pius nicht unversucht. Seinem ersten constitutionellen Ministerium, welches Pius bald nach Einsetzung der Consulta ernannt, und in das er einen neuen Freund, den Cardinal Antonelli, für die Finanzen hatte eintreten lassen, mußte bald der Unzufriedenheit der Stimmung weichen. Diesem Cabinet

war das Ministerium Mamiani gefolgt, welches dem Volke einige bessere Bürgschaften der Freiheit darzubieten schien. Denn der Graf Mamiani war einer der volksthümlichsten Männer Italiens, und ungeachtet seiner wissenschaftlichen und staatsmännischen Stellung, in der er sich aber stets als Bewegungsmann behauptet, ein Liebling der Massen. Seine Grundsätze, die er auch in seinen philosophischen und politischen Schriften*) aussprach, waren auch vornehmlich dahin gegangen, die Massen des italienischen Volkes wirksam zu einigen und daraus die Wiedergeburt Italiens auf volksthümlicher und nationaler Grundlage zu erschaffen. Er gehörte zu den Männern Italiens, die das Volk in diesem Moment erst erzeugen zu müssen glaubten, aber auf der Grundlage der Revolution und der Volksbildung, wie es Giuseppe Mazzini schon in das Programm des jungen Italiens hineingesetzt hatte. Aber sonst hatte Terenzio Mamiani gar keine Berührungspuncte mit dem jungen Italien, und seine Haltung war die der gemäßigten Liberalen, die schrittweise den Gang der neuen Nationalentwickelung ab-

---

*) „Dialoghi di scienza prima“ (Paris 1846.) — „Del papato“ (Paris 1851.)

messen wollten. Aber Mamiani trat wieder von seinem Ministerium zurück, da er den Papst nicht dazu bewegen konnte, den Krieg gegen Oesterreich zu erklären. Das römische Volk begehrte diesen Krieg seit einiger Zeit mit stürmischerem Drängen.

Die verderblichen Niederlagen, die der König Albert auf den Schlachtfeldern von Custoza und Novara erlitten, hatten den Haß gegen Oesterreich auch in Rom auf's Aeußerste entflammt. Die Italiener, welche die Sache der Unabhängigkeit und Einheit Italiens auf ihre Fahnen geschrieben hatten, sahen in den Siegen, welche der Marschall Radetzky über Karl Albert gefeiert, die Regeneration Italiens von neuem gebrochen. Aber auch die letzte Hoffnung, den Papst zur Aufnahme des „heiligen Krieges“ zu bewegen, schlug fehl. Zwar hatte der Papst vor einiger Zeit, als ihn das Volk wieder einmal auf den Balcon des Quirinal hinausgeklopft hatte, die vor ihm ausgebreite Fahne der Revolution eingesegnet und ihr seine besondere Weihe ertheilt, wie uns wenigstens in Rom von Augenzeugen dieses Schauspiels erzählt worden ist. Im Gegentheil hatte aber der österreichische Einfluß sich in der letzten Zeit noch mächtiger als sonst um die Person des Papstes gedrängt. Seitdem Frankreich seine Ab-

sicht an den Tag gelegt hatte, die römische Constitution gegen Oesterreich zu beschützen, hatte das österreichische Gouvernement seine Anstrengungen verdoppelt, um sich mit dem stärksten Uebergewicht bei der immer passiver gewordenen Person Pius IX. zu vertreten.

Oesterreich behauptete diesen Einfluß in Rom damals miteiner unerschütterlichen Festigkeit, und es bildete sich hier schon, in der Mitte des Jahres 1848, die Rivalitäten-Politik zwischen Oesterreich und Frankreich um Italien aus, die in unseren Tagen dazu bestimmt scheint, der Wendepunct einer neuen geschichtlichen Aera zu werden.

Pius IX., zwischen Oesterreich und dem jungen Italien in die Mitte genommen, trug damals durch sein unglückliches, keiner Selbständigkeit mehr fähiges Verhalten die Hauptschuld daran, daß Oesterreich und Frankreich sich in Italien das eigentliche Terrain ersehen konnten, das sie sich einst um den Preis ihrer eigenen Existenz streitig zu machen und abzugewinnen haben würden. Das römische Volk wurde damals durch diese Stellung des Papstes zur offenen Wuth hingerissen. Mit Fackeln in der Hand, durchzogen wilde Schaaren unter aufrührerischem Geschrei das ewige Rom, und vor dem Quirinal stand

man still, und rief zu dem Balcon hinauf: „Tod den Priestern! Nieder mit dem Papst! Fort mit Pius IX.!“

Auf einer Spazierfahrt nach dem herrlichen Frascati, welche der Papst in diesen Tagen unternahm, um sich hier an den reinen und frischen Lüften des Sabinergebirges zu stärken, sah Pius den Grafen Rossi vor seiner Villa stehen, in welche sich dieser merkwürdige Staatsmann seit einiger Zeit zurückgezogen hatte. Pius stieg, seiner liebenswürdigen Gewohnheit gemäß, aus dem Wagen, um seinen alten Bekannten, der hier unter den reizenden Landhäusern von Frascati, in dem alten vielgefeierten Tusculum Cicero's, sein Asyl nach vielen Stürmen und Unruhen genommen hatte. Der Papst war sogleich von dem Gedanken durchzuckt worden, daß er hier den richtigen Mann der Situation gefunden. Er trug es dem Grafen Rossi an, ein neues Ministerium zu bilden, und dieser nahm es ohne Zögern an, in dem verworrensten Augenblick die Leitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen.

Dies war jener Pellegrino Rossi, seines Zeichens ein Professor des Rechts, der, von Hause aus sehr französisch gesinnt, nach dem Sturze der Napoleonischen Herrschaft Italien verließ, und erst in Genf, dann in

Paris, Professuren des Rechts und der National-ökonomie bekleidet hatte. Er war damals in Paris, zur Zeit Louis Philipp's und Guizot's, ungeachtet seines starken italienischen Accents, mit dem er das Französische sprach, eine Celebrität des Tages geworden, und in keinem ausgezeichneten Salon sah man Rossi fehlen. Wir hörten bei ihm im Winter 1837 einige Vorlesungen an der Pariser Rechtsschule, in denen er das constitutionelle Recht zu systematisiren suchte, und waren erstaunt, so viel Geist, Feuer und dramatische Action auf einen so dürren und häkeligen Gegenstand verwandt zu sehen. Rossi hatte ein edles, feines, gedankenvolles Gesicht, und man glaubte an die Ehrlichkeit der Gedankenbewegung, die stets auf seinem Gesicht arbeitete. Auch Louis Philipp, der an der constitutionellen Balancirstange über den Parteien schweben wollte, glaubte damals seinen Mann an ihm gefunden zu haben, wie jetzt Pius IX.

Louis Philipp machte den gewandten Italiener, ungeachtet seiner fremden Nationalität, zum Mitglied des Staatsraths und zum Grafen, und bald darauf ernannte er ihn zu seinem Gesandten in Rom, wo er, nach der Thronbesteigung Pius IX., als ein Hemmschuh sich an die liberale Politik des Papstes anzusetzen suchte. Er

vollführte auch darin den Sinn seines französischen Herrn, der sich vor den Reformen in Rom fürchtete. Pius IX. wies alle Vorstellungen des Diplomaten zurück, die ihn am Vorwärtsgehen hindern sollten. Der Sturz der Juli-Monarchie hatte den Grafen Rossi im Februar 1848 um seine Stellung gebracht, und er zog sich in die Villeggiatur in Frascati zurück. Als Pius jetzt den Grafen vor seiner Villa in Frascati wiedererblickte, fiel ihm ein, daß diese Vorstellungen damals gleichwohl einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten. Rossi hatte so Manches gesagt, was in Erfüllung gegangen war. Er schien ihm der richtige Steuermann zu sein, der das den Klippen zu nahe getriebene Schiff am besten wieder flott machen und sichern konnte, denn als alter Diplomat verstand sich dieser Mann auf alle Winde, und als guter Nationalökonom hatte er doch auch wohl einiges Interesse für das Volk, von dem Pius sein Herz immer noch nicht ganz abgewandt hatte.

So hatte Pius IX. das Ministerium Rossi, das einen so unglücklichen Verlauf nahm, auf einer Spazierfahrt nach Frascati entdeckt. Rossi widmete sich mit großem Eifer den Verbesserungen der Gesetzgebung, und suchte den Papst zuerst aus den österrei-

chischen und clericalen Einflüssen wieder herauszuarbeiten. Sein Bestreben ging dahin, die Demokratie und die Camarilla gleicherweise niederzuhalten. Er legte Abgabe auf alles Grundeigenthum, und besteuerte selbst die Güter der Geistlichkeit. Die Gerichtsordnung gestaltete er nach französischem Vorbild um. Die Priester, die Demokraten, die österreichische Camarilla begannen ihn gleichmäßig zu hassen, und die größte Gefahr umschwebte ihn, bald nachdem er die Geschäfte übernommen hatte.

Das Papstthum hielt Rossi für die einzig lebendige Größe in Italien, und insofern ging auch er mit den Ideen Gioberti's, der ebenfalls darin den gestaltenden Kern eines neuen und einheitlichen Italiens gesucht hatte. Um die Nation zu einigen, griff Rossi den Gedanken einer italienischen Ligue wieder auf und suchte denselben jetzt mit Uebereinstimmung des Papstes in's Leben zu führen. Aber das Mißtrauen gegen den Papst war im übrigen Italien jetzt schon zu wirksam geworden. Piemont verweigerte diesmal den Anschluß, weil es weder einen absoluten Papst noch eine Republik zum Alliirten haben wollte. Denn das Rom Pius IX. hielt man bereits zu einem Umschlag nach beiden Seiten hin für hinlänglich vorbereitet.

Die neuen parlamentarischen Kammern sollten endlich eröffnet werden, und der 15. November 1848 war dazu bestimmt. In dem Palazzo della Cancelleria, einem schönen Gebäude, das aus Steinen des Colosseums errichtet worden, war der neuen constitutionellen Versammlung ihr Sitz angewiesen. Graf Rossi hatte sich nicht ohne die dringendsten Warnungen, die ihm von verschiedenen Seiten zugekommen waren, in dies Palais begeben. Er trug die wohlausgedachte Eröffnungsrede in seiner Tasche, in der er die große und unverlierbare Bedeutung Roms für die Zukunft und die großen Verdienste, welche sich der Papst um die Römer erworben, hervorheben wollte. Zugleich wollte Rossi den Römern versprechen, daß er keine neuen Anleihen und Abgaben mehr, noch die Gründung von Papiergeld fordern werde. Er erklärte das Vaterland für gerettet durch die patriotischen Gaben der Geistlichkeit, auf die man sich anweisen werde. Dies war allein schon eine Pointe, die ihn lebensgefährlich treffen konnte.

Als Rossi, umdrängt von wilden, pfeifenden und heulenden Volksschaaren, die auf dem Platz und in dem schönen Hof der Cancelleria sich gesammelt hatten, die im Innern des Flurs emporlaufende, große Treppe

hinaufstieg, fühlte er sich plötzlich von hinten gestoßen und geschlagen, und als er sich umwandte, bohrte sich ihm ein Dolch von geübter Hand tief in die Brust hinein. Der Minister bedeckte die Wunde mit seinem Schnupftuch, und schritt muthig die Treppe weiter hinauf, um noch in den Sitzungssaal zu gelangen. Aber an der Schwelle desselben stürzte er todt nieder.

Man ist nie klar darüber geworden, aus welchem Parteilager der Mörder Rossi's abgesandt war. Die Demokraten, die Priester und die österreichische Camarilla haben sich stets gegenseitig die Anklage, den Dolch geschliffen zu haben, zurückgegeben. Aber nicht minder tauschten sie ihre Freude darüber aus, daß es geschehen sei. Der stärkste Verdacht fiel auf die revolutionnaire Partei, die sich durch das regelmäßige Räderwerk eines wohlgeschulten Constitutionnalismus, wie es Rossi einführen wollte, am meisten in ihren eigentlichen Planen gekreuzt sah. Man sagte, daß Mazzini, der Rom noch immer aus der Ferne umkreiste, und erst nach Erklärung der Republik ihren Boden betrat, den Befehl zu diesem Morde in einem Briefe an die römischen Clubs ertheilt habe, in denen der Mörder durch das Loos bestimmt worden.

In der Kirche S. Lorenzo, welche unmittelbar an

den Palast der Cancelleria stößt, sahen wir das Grabmal von Marmor, welches Pius IX. aus Schmerz und Dankbarkeit seinem unglücklichen Freunde setzen ließ, und das mit der darauf gestellten Büste Rossi's erst vor einiger Zeit vollendet wurde. Rossi ist darin mit einer lebendigen Treue wiedergegeben. Ernst und Redlichkeit ruhen auf seinem Gesicht, das vom tiefen Schatten des Nachdenkens umspielt wird. Eine einfache Inschrift in lateinischer Sprache feiert das Andenken Pellegrino Rossi's, dessen Leben dem „Anschlag der Gottlosen“ (impiorum consilio) erlegen sei.

Sogleich nach dem Tode Rossi's begannen sich die Volksbewegungen ganz unmittelbar gegen die Person des Papstes selbst zu richten. Jetzt kam das Maskenspiel der Deputationen, die von den neuen Kammer-Abgeordneten einstudirt wurden. Man verlangte nun vom heiligen Vater ein demokratisches Ministerium, und die Zusammenberufung einer constituirenden Versammlung für ganz Italien. Damit verband man die eigenthümliche Forderung, daß der Papst die italienische Nationalität proclamiren solle. Auch der Krieg gegen Oesterreich befand sich unter Dem, wozu das Volk jetzt den Papst bewegen wollte. Der Papst begehrte Bedenkzeit, das Volk wurde darüber immer

ungeduldiger und aufrührerischer, und die Emeute begann sich gegen den Quirinal zu organisiren. Nur der bigotte Pöbel von Transtevere glühte noch den Papst zu vertheidigen, aber er konnte keine Anführer dazu finden. Das römische Volk wollte den Quirinal stürmen, und es zog eine große Kanone herbei, die seltsamer Weise den Namen St. Peter führte. St. Peter wurde gegen die Pforten des Quirinal gerichtet, und bedrohte die Fenster des Papstes. Aus den benachbarten Häusern fallen Flintenschüsse, Kugeln dringen in die Zimmer des Quirinal, und der Monsignore Palma, zum Tod getroffen, haucht sein Leben zu den Füßen des Papstes aus. Da bewilligt Pius das neue Volksministerium, in welchem auch der Graf Mamiani wieder ein Portefeuille, das der auswärtigen Angelegenheiten, übernahm, und das auch aus revolutionnairen Tagesschriftstellern, wie Sterbini, bestand, der das Handelsministerium an sich nahm. Das Volk erklärte sich damit einstweilen zufrieden, und zog sich zurück. Bald kam es aber wieder, um den Papst nicht aus den Augen zu verlieren, und alle seine Schritte zu bewachen. Seine treuen Schweizergarden sind fortgetrieben und durch Bürgergarden ersetzt, die nur der Revolution dienen wollen. Die

päpstlichen Nobelgarden stehen muthlos und betäubt im Hofe. Es gab keinen einzigen Mann mehr in der ganzen ewigen Stadt, der sich für den Statthalter Christi zu erklären gewagt. Pius IX. war ein Gefangener im Quirinal geworden, und er dachte auf die Flucht, weil er, ein von seiner eigenen Heerde verlassener Hirt, von dieser Stelle aus die katholische Welt nicht mehr regieren konnte. Seine Fluchtgedanken und Vorbereitungen theilte er mit der auswärtigen Diplomatie, die ihm treu zur Seite geblieben war, und unter welcher der bayerische Gesandte, Graf Spaur, und dessen Gemahlin, Gräfin Spaur, die ein zärtliches Freundschaftsverhältniß mit Pius IX. hatte, sowie der französische Gesandte, Herzog von Harcourt, eine thätige Rolle bei der geheimen Abreise des Papstes von Rom übernahmen. Die französische und österreichische Diplomatie geleiteten den in seiner ganzen Herrlichkeit gescheiterten Statthalter Christi auf dieser Flucht, um ihn in einem sichern Asyl in Gaeta, der reizend gelegenen Stadt des Königs von Neapel, unterzubringen. Denn der Graf Spaur war in dieser Zeit, während der Abwesenheit des österreichischen Gesandten von Rom, zugleich der Vertreter Oesterreichs beim päpstlichen Stuhl, und hatte dem Einfluß und

allen Absichten, welche das Wiener Cabinet bei Pius IX. behauptet, mit dem größten Erfolg gedient. Die schöne Gräfin Spaur aber, eine begeisterte Katholikin und Römerin von Geburt, war zugleich dem Zauber erlegen, welchen die elektrische Persönlichkeit Pius IX. nah und fern auf alle schwärmerischen Frauenherzen ausübte, und Pius selbst schien ohne die Gesellschaft der Gräfin nicht mehr leben zu können. Sie war es, welche mit ihrem unwiderstehlichen Reiz den österreichischen Einfluß bei dem Papst aufrecht zu erhalten wußte, und in diesem Sinne unaufhörlich sein Herz bestürmte. Auch der spanische Dichter Martinez della Rosa, der damals Spanien beim päpstlichen Stuhl vertrat, hatte sich mit altcastilischer Hochherzigkeit beeifert, dem unglücklichen Statthalter Christi auf seiner Flucht beizustehen.

Eine dunkele Novembernacht war zur Ausführung des Planes bestimmt worden. Der Papst hatte seine weißen Gewänder abgelegt, und das schwarze Kleid eines einfachen Abbé angezogen, wie er es wohl in früherer Zeit gern gethan, wenn er sich, um das Zujauchzen des Volkes zu vermeiden, unerkannt durch die Straßen begeben wollte, um in Hospitälern und Kirchen oder unter dem Dach armer Leute seiner Barmherzig-

keitslust nachzugehen. Heut mußte er fürchten, daß dasselbe Volk, dessen Enthusiasmus sich so fürchterlich umgewandelt hatte, ihn erschlagen würde, wenn man ihn auf der Flucht betreffen möchte. Lange mußte er auf den Corridors des Palastes sich versteckt halten, ehe er, geleitet von dem Herzog d'Harcourt und dem Grafen Spaur, Schritt für Schritt dem Ausgang aus dem Quirinal sich nähern durfte. Endlich gelangt er durch die Pforte, welche nach der Straße der Porta Pia hinausgeht, wo ein Miethswagen ihn erwartet. Der Graf Spaur setzt sich auf den Bock und fährt als Kutscher den in Ruhe seinem Schicksal ergebenen Papst weiter. Es geht zuerst nach dem Platz des Lateran, wo die Wagen gewechselt werden sollen, denn dort erwartet die Gräfin Spaur mit ihrer Equipage ihren Gatten und ihren Freund. Die Gräfin wird zuerst von einer Patrouille von Carabiniers angehalten, aber die schöne Römerin, die Alles zu ihren Füßen hinreißt, weiß sich mit dem Offizier in ein fesselndes Gespräch über tausend Dinge einzulassen, und sein Argwohn wird beschwichtigt. Dann rollt der Wagen herbei, mit ihrem Gemahl und einem stillen, freundlichen Priester innen. Die Wagen werden gewechselt, und der bezauberte Carabinier ist so höflich,

der Gräfin selbst den Arm zu bieten, und sie in ihre Carosse zu heben, in welche nach ihr der Graf Spaur und der Priester einsteigen. Vorher schilt die Gräfin Spaur ihren Mann noch aus, daß er, wie immer, so lange habe auf sich warten lassen. Dann geht der Wagen in unbehinderter Eile weiter, und ohne alle Gefährdung wird die Gränze bei Terracina erreicht. Bald sind die Reisenden in Mola di Gaëta, im Gasthaus zur Villa des Cicero, glücklich angelangt. —

Zum Gedächtniß dieser Flucht, welche Pius IX. im November 1848 vor seinen früheren Anhängern und Verehrern ergreifen mußte, hat unser berühmter deutscher Landsmann, Friedrich Overbeck, im Quirinal einen Plafond gemalt, auf dem in beweglichen Zügen dargestellt ist, wie Christus seinen Verfolgern entgeht. Das Bild ist in der rührend einfachen, katholisch romantischen Manier Overbecks ausgeführt, und fesselt durch die schöne Gestalt des fliehenden Christus, auf dessen Antlitz eine wunderbare Ueberwindungsglorie in der Stunde der Bedrängniß aufgeleuchtet ist. Wir waren heute nicht in der Stimmung, uns in der Betrachtung der übrigen Kunstschätze des Quirinal, die zum Theil sehr bedeutend sind und besonders mit den Pariser Gobelins hervorglänzen, weiter zu ergehen.

Aber ein sehr schönes Bild von Caravaggio war uns sowohl um seiner selbst willen, als auch deshalb beachtenswerth, weil Pius IX. es als ein Geschenk Louis Napoleons aus Paris empfing. Louis Napoleon hat seine Zeit gehabt, wo er sich vorzugsweise zum Ritter des Katholicismus weihen wollte, und er diese Stellung durch die größte persönliche Hingebung an Rom zu begründen suchte. Nachdem er die napoleonische Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, hätte er gern sämmtliche Bilder im Louvre dafür hingegeben, wenn er den Papst bewegen konnte, ihn zu salben. Die gesalbte Staatsintrigue schien ihm doch immer große Vorzüge vor dem bloßen Freibeuterthum zu haben, das sich von einem Tag zum andern mit den Waffen in der Hand behaupten muß. Aber als die päpstliche Salbe von einer unnachgiebigen Sprödigkeit sich zeigte, beauftragte er eines Tages den Moniteur, der dem Palast des Aeolus gleicht, einen seiner Winde gegen Rom auszuschicken. Damals behauptete der Moniteur, daß die napoleonischen Schlachtfelder und Weltsiege den Namen des Kaisers hinlänglich gesalbt hätten, und daß es für denselben einer Salbung des Papstes nicht bedürfe. Es ist daher anzunehmen, daß der Kaiser jetzt, wenn ihn die italienische Expedition nach Rom führen

sollte, sich schwerlich von Neuem um die Salbung bewerben, sondern nur mit der Einordnung des zerstückelten Kirchenstaats in die neue französische Organisation Italiens sich beschäftigen würde.

Das Bild von Caravaggio stellt Christus im Tempel dar, und ist von einer außerordentlichen Schönheit der Composition und von der wirksamsten Farbengebung.

Als Pius, nachdem die Republik Mazzini's und Garibaldi's im Jahre 1849 den Waffen der Franzosen erlegen war, wieder nach Rom zurückkehrte, wozu er sich jedoch erst im April 1850 anschickte, konnte er sich nicht mehr dazu entschließen, den Quirinal zu bewohnen. Er bezog den Vatican, die alte hochherrliche Residenz der römischen Päpste, und begann seitdem auch den Geist der kirchlichen Reaction in sich aufzunehmen, wie er im Quirinal, unter den rosigen Freiheitslockungen des Tages, allmählig die politische Reaction in sein vielenttäuschtes Herz hatte eindringen lassen. Aber in den Räumen des Quirinal konnte er es jetzt nicht mehr aushalten. Er hat seit seiner Rückkehr nur zweimal diesen Palast wieder betreten, aber die unheimlichen Erinnerungen des Jahres 1848 jagten ihn stets wieder von dieser Schwelle. Einmal

veranstaltete er ein großes Fest-Diner in diesen glänzenden Räumen, doch es schmeckte dem Papste hier nicht, und er soll seitdem an bedeutenden Unverdaulichkeiten gelitten hatten.

Wir verließen heut den Palast, und unternahmen nur noch eine Wanderung durch den daran stoßenden Garten des Quirinal, für dessen Eintritt es einer besonderen Erlaubniß des Maggiordomo des Papstes bedarf. Dieser päpstliche Garten ist ganz im französischen Styl angelegt, und macht einen ungemein heitern Eindruck, indem er uns in seine Gänge von Lorbeerbäumen und geschnittenen Myrthenhecken eintreten läßt. Der rothe Fuchsschwanz, in Italien auch Cardinalstresse (trina dei cardinali) genannt, der hier als großer Baum in die Höhe wächst und auf das Ueppigste in langen Flechten sich ausrankt, breitet sich in malerischen Gehängen am Wege hin. Die Pinie, die Aloe, der Pfefferbaum, gewaltige Cactusbäume, Feigen und Datteln, und die in Vasenform geschnittenen Cypressen, versetzen uns in diesem Garten auf die Wunderhöhen der italienischen Natur. Ein merkwürdiger Palmenbaum, mit vielfach gekerbtem Stamm, der hier auch im Winter im Freien stehen bleibt, feiert, mit andächtigem Ernst sich leise schüttelnd, die Zauber

der Natur, deren wir hier gewürdigt werden, und auf deren genußvolle Benutzung sich auch die Statthalter Christi von jeher verstanden, wie das prächtig ausgestattete Palmenhaus Gregors XVI. in diesem Garten beweist. Die Aussicht auf Rom, das in einem entzückenden, feierlichen Bilde vor uns liegt, erhöht die angenehme Stimmung, in welcher man hier auf und nieder wandelt, und in der man die päpstliche Märthyrergeschichte des Quirinal, der mit seiner hohen düstern Mauer-Umgebung hinter uns liegen geblieben, gern wieder zu freundlichern Eindrücken verarbeitet. Wir wenden uns wieder von der tragischen Gestalt Pius des Neunten, der von den Rothen für einen Reactionair und von den Reactionairs für einen Rothen gehalten, in unsern Gedanken ab, und sehen dem rothen Fuchsschwanz der Cardinäle zu, der dort so lustig und übermüthig in den Lüften zappelt, und noch immer zappeln und blühen wird, wenn längst alle die armen Märthyrer an ihrer Idee zu Grunde gegangen sind. —

IV.

Franzosen und Oesterreicher in Italien.

Die französischen Regimenter, die ein buntes und groteskes Element in der heutigen Bevölkerung Roms bilden, blieben seit dem Jahre 1849 in der ewigen Stadt mit einem gewissen vertragsmäßigen Abkommen zurück, nachdem General Oudinot die neue römische Republik niedergeworfen, und nach vierwöchentlicher Belagerung mit seinen Truppen in die Thore Roms eingezogen war. Als die Fahne des Papstes, der noch in Gaeta unter dem Schutz des Königs Ferdinand von Neapel in seinem freiwilligen Exil verweilte, auf dem Capitol und auf der Engelsburg wieder aufgepflanzt worden war, erließ der französische General eine Kundgebung, worin er es feierlich aussprach, daß nur durch die Vereinigung des römischen Priesterthums mit der französischen Armee die Zukunft Roms gerettet werden

könne. Aber um diese Vereinigung dauernd zu stiften, wurde nach dem Abzuge Oudinot's eine französische Besatzung in Rom zurückgelassen, die auch seitdem nicht wieder gewichen ist, aber mehr wie eine Fontanelle gewirkt hat, um die tiefe Wunde in dem Körper Italiens in einer beständigen Eiterung zu erhalten.

Das römische Volk küßte damals dem General Oudinot auf dem Petersplatz die Füße, und kniete mit derselben Andacht, wie sonst vor der Monstranz, vor seinem siegreichen Degen nieder, von dem die neuen Freiheitsträume zu Boden geschlagen worden. Die Führer der römischen Republik waren abgezogen, Garibaldi hatte mit seinen wilden Schaaren Rom verlassen, und Mazzini war, wie immer, geheimnißvoll verschwunden, ohne daß Jemand zu sagen wußte, wohin er gegangen war. Aber in der Verborgenheit wirkten die Republikaner noch eine Zeitlang in Rom fort, und gaben zuweilen allerhand Lebenszeichen von sich. Von ihnen aus lief eine heimliche Acht durch Rom, welche gegen die römischen Damen gerichtet war, die einen Franzosen in ihrem Salon empfangen würden. Den Römerinnen, welche dieser Ordre zuwider handelten, begegneten große Unannehmlichkeiten. Auch das Verbot, französische Stoffe zu kaufen und

zu tragen, ging damals von diesen geheimen Revolutions-Comité's aus, die in ihrer tiefversteckten Organisation ohne Zweifel noch bis zur neuesten Zeit in Rom fortgedauert haben.

Dieser innerlichst politische Haß gegen die französischen Soldaten verlor sich seitdem mehr und mehr, und nur die täglichen Raufereien, die heut noch unausgesetzt zwischen dem päpstlichen Militair und den Franzosen stattfinden, waren davon übrig geblieben. Zum großen Theil war daran auch das französische Naturell Schuld, das für das römische Volk soviel Widerstrebendes hat, und welches auch manche Gewohnheiten auf fremdem Boden ansetzte, durch die sich die Franzosen viele Blößen gaben und den Haß und Spott der Römer von Tag zu Tag mehr reizten. Nur die künstliche und arglistig gemachte Position, in der sich Louis Napoleon neuerdings, allen napoleonischen und französischen Traditionen zum Trotz, zum Retter und Befreier Italiens aufgeschwungen, hat auch dem römischen Volke die Franzosen wieder in einem günstigeren Lichte erscheinen lassen.

Als Pius IX. von Gaeta wieder nach Rom zurückgekehrt war, schien ihm die französische Besatzung, die er dort antraf, keineswegs unlieb zu sein. Er

glaubte selbst dieses Schutzes dringend zu bedürfen, um unter dem noch dampfenden Schutt der Revolution wenigstens eine mechanische Ordnung wieder zu gewinnen, denn für die Wiederaufpflanzung der Reform hatte Pius nun allen Boden verloren. Hatte er in früherer Zeit mit seiner Liebe zu den Franzosen oft schön gethan, so konnte er diese Liebe jetzt auf die härteste Probe gestellt sehen.

Einst hatte er zu einem angesehenen Franzosen, der ihn besuchte, gesagt: „Wenn Frankreich wollte, wenn Frankreich es verstände, wenn es seinen ursprünglichen Glauben wiederfinden und offen und frei zu Gott zurückkehren könnte, so würde es die Königin und Herrin der Welt sein".*) Jetzt sah er sich unter der Huth französischer Regimenter, die mit ihrer lärmenden und anspruchsvollen Nationalität alle Straßen und Plätze von Rom erfüllten. Die Franzosen konnten sich zwar noch nicht als Könige und Herren der Welt gebärden, wozu ihnen Pius selbst die Aussicht eröffnet hatte, und auch ihre Rückkehr zu Gott offenbarte sich in ihrem Auftreten in der heiligen Stadt keineswegs so specifisch, als es der Papst gewünscht hatte. Aber als Eroberer von

*) Balleydier p. 194.

Rom schien sich die französische Besatzung von Anfang an zu betrachten, und diese Ansicht verrieth sich bis in die neueste Zeit hinein in allerhand Kundgebungen und Maaßnahmen, die für die Aufrechterhaltung des politischen Gouvernements des Papstes keineswegs schmeichelhaft ausfielen. Die Grundzahl dieser Truppe war für Rom und Civita Vecchia auf sechs- bis neuntausend Mann angenommen, aber diese Zahl erwies sich bald als ungemein dehnbar, und alle Augenblicke wurden Vergrößerungen dieses Militairs, theils als Drohung gegen die einheimische Bevölkerung, theils als Signatur der kritischen Weltlage, in Aussicht gestellt.

Die Beweglichkeit des französischen Charakters bewirkt gleichwohl, daß Rom, obgleich es nur diese verhältnißmäßig beschränkte Anzahl der fremden Truppen in sich aufgenommen hatte, doch plötzlich wie überschwemmt von Franzosen erschien, und die erhabene feierliche Stille, welche sonst auf den sieben Hügeln herrschte, schien seitdem wesentlich zu leiden. In allen Theilen der Stadt wird man von dem französischen Militair auf eine frappante Weise berührt. Selbst das gedankenvolle Schweigen, das in den alten klassischen Ruinen herrscht, wird durch das scharfe Gerassel der französischen Trommeln, das plötzlich hinter

einem alten Trümmerwerk emporwirbelt, unterbrochen. Auf dem alten römischen Forum und in der Nähe des Colosseums wurden wir neulich durch die schreienden französischen Commandostimmen, nach welchen die exercirenden Truppen sich auf und nieder bewegten, aus allen unsern Vergangenheitsträumen emporgeschreckt, und an die Gegenwart gemahnt, die so fragwürdig und zweifelhaft am Horizont der großen Tiberstadt schwebt. Die Trommel der Franzosen erweckt die Echo der alten Tempel und Paläste, die in denselben seit langer Zeit geschlafen hatte, und sich mißtrauisch von einer neuen Zeit, die über Rom aufgeht, wecken zu lassen scheint. Im Innern der Stadt schleppen die französischen Artilleristen mit ihren schweren Munitionswagen durch die Straßen hin, oder mit klingendem Spiel ziehen die Bataillone, an deren Spitze die kräftigen und unternehmend aussehenden Sappeurs voranschreiten, ihren Exercirplätzen zu. Oder man begegnet in der Mittagsstunde dem Musikcorps eines französischen Regiments, das sich auf dem Spanischen Platz vor einem Hause aufgestellt hat, in welchem der Colonel dieses Regiments wohnt. Ihm wird die übliche Morgenmusik dargebracht, und die frischen, schmetternden Klänge, die bis zur Höhe des

Monte Pincio hinaufdringen, locken eine Menge von Zuhörern herbei, die sich in den verschiedenartigsten Gestalten vor dem Hause sammeln. Es entsteht eine größere Menschengruppe, was in Rom ein sehr seltenes Ereigniß ist. Manche aus dem Volke freuen sich an den Franzosen, was aus den lebhaften Bewegungen hervorgeht, mit denen sie zuhören und den Takt begleiten. Ein großer Theil sieht ernsthaft und wegwerfend über die Fremden hin, und nur die Römerinnen, die von Anfang an lebhafte Partei für die französische Besatzung nahmen, legen ihren übereinstimmenden Enthusiasmus jetzt auch als Zuhörerinnen an den Tag. Denn diese funkelnden, gluthvollen Augen, diese leidenschaftlichen Bewegungen, drücken immer ohne Hehl aus, was im Herzen empfunden wird. In dem Nebenhause öffnen sich jetzt auch die dunkeln Jalousien, und obwohl die brennende Sonnenhitze noch keineswegs nachgelassen hat, hebt sich der Kopf eines jungen Mädchens von wunderbarer Madonnenschönheit leise zum Fenster heraus und blickt mit einer sinnenden Andacht, als wenn es Ave Maria läutete, zu den rothhosigen Musikern herunter, denen es nicht an Aufmerksamkeit für solche Zuhörerinnen fehlt.

Wo man sich auch sonst hinbegeben mag, in keinem Café, in keiner Weinschenke, an keiner Tabledhôte, auf keinem Spaziergang, in keinem Buchladen und in keiner Kirche mangelt es an Franzosen. Sie prägen sich der römischen Bevölkerung überall mit etwas ätzenden Strichen ein, und es fehlt nicht viel, daß sie die Rolle des eingesetzten Zuchtmeisters vollständig übernähmen. Die leichte Art zu leben, welche man den Franzosen sonst, besonders in ihrem eigenen Lande, zugestehen muß, scheint ihnen am allerwenigsten unter dem italienischen Himmel treu zu bleiben. Der Franzose nimmt unter diesem Klima eine Schwerfälligkeit und eine finstere Schroffheit an, die ihn zu einem harten Pfahl im Fleische der Bevölkerung gemacht hat. Auf der anderen Seite machen ihn die italienischen Weine, denen wenigstens der französische Soldat in Rom nicht widerstehen kann, zu einem Trunkenbold, der in diesem Zustande der abscheulichsten Excesse fähig ist. Die französische Race, die sich sonst leicht einer militairischen Disciplin fügt, welche ihr auch von Hause aus eigen ist, verdirbt in Italien, und nimmt dort Einflüsse des Klima's und der Genüsse an, die den ursprünglichen Charakter ganz und gar zu verändern scheinen. Ein langer Krieg, welchen die Truppen

Frankreichs in Italien führen, wird daher immer verweichlichend und entsittlichend auf dieselben zurückwirken und den Beruf der Franzosen, in Italien zu herrschen, sehr zweifelhaft erscheinen lassen. Das sociale und politische Verderben, welches der Franzose stets bei seinem Erscheinen in Italien ausstreut, fällt auch wieder auf ihn selbst zurück, und läßt ihn mit der Zeit allen seinen anderen Aufgaben untreu werden.

Die Sphäre von Völlerei und Prostitution, welche die Franzosen jetzt überall um sich her ausbreiten, hat bereits in Rom einen nachweislichen Niederschlag auf alle Stände, und besonders auf die unteren Volksklassen, geübt, und das erstere Laster, dem die Franzosen hier unterliegen, hat sich noch dazu in einem direkten Widerspruch mit dem französischen Volkscharakter selbst dort entwickelt. Die Prostitution, deren Blüthe dem zweiten napoleonischen Kaiserreich eigenthümlich angehört, mag unter anderem Namen auch als die Civilisation erscheinen, welche Louis Napoleon auch jetzt wieder, als er in Italien einrückte, auf die Fahnen der französischen Armee geschrieben hat. Daß die Franzosen eine sogenannte civilisatorische Aufgabe haben, ist eine heutzutage veraltete Anschauung, die unter Louis Philipp auf ihrer höchsten

Stufe sich schaukelte, und durch den großen Doctrinair Guizot zu dem eigentlichen französischen Nationalbegriff ausgebildet wurde. Damals war bei den Franzosen Alles, was es gab, Civilisation, wie heut im zweiten Empire Alles, was es giebt, Prostitution ist. Die Bildung, die Religion, die Gesellschaft, der Constitutionnalismus, das Parteiwesen, Alles dies war und hieß damals Civilisation, und die Ausbreitung dieser äußerst buntscheckigen Civilisation wurde zu einer Mission des französischen Volkes gestempelt. Jedermann aber mußte überrascht sein, daß gerade Louis Napoleon diesen Fratzenkopf wieder unter seine Devisen aufnahm, und ihn, bei seinem Eintritt in Italien als Befreier, möglicher Weise als Eroberer, den italienischen Völkern in seinem Manifest entgegenhielt. Aber die neunapoleonische Civilisation kann immer nur Prostitution sein, denn Prostitution ist die willenlose Abtretung aller Rechte, die man an sich selbst hat, und wodurch man um sich selbst betrogen wird. Die Demi-Monde-Damen in Paris, diese eigenthümliche Species der Louis Napoleonischen Zeit, sind daher nur die Priesterinnen, die den Altar der neuen französischen Civilisation versehen.

Die französischen Soldaten in Rom haben jetzt

besonders an dem weißen Wein von Velletri sehr stark gelitten. Dieser Wein, der auf den Höhenzügen der Appischen Straße in der Umgegend von Velletri wächst, hat einen sehr wohlfeilen Preis, und trinkt sich so leicht wie Wasser, aber seine Wirkung ist bald darauf eine ungemein hitzige und aufregende, und bringt in den Köpfen der Franzosen die furia françese hervor, wie die Römer den tobenden Zustand benennen, der sich dann bei den Soldaten des neuen Kaiserreichs auf eine wahrhaft schreckenerregende Weise erzeugt. Blutige Schlägereien, namentlich mit dem päpstlichen Dragoner-Regiment, das deshalb schon mehrmals aus Rom hinwegverlegt werden sollte, sind stets die Folge davon gewesen, und nicht selten bleiben Todte auf der Wahlstatt der Schenke zurück.

Das französische General-Commando hatte deshalb schon öfter Tagesbefehle gegen den starken Genuß des Weines von Velletri erlassen, die neuerdings mit großer Strenge von dem General Goyon eingeschärft wurden. Das römische Volk hat große Angst vor diesem Zustand der Franzosen, weicht ihm aus, soviel es kann, und rächt sich nur zuweilen durch den Mund Pasquino's und Marforio's, die, wie Müller und Schulze in Berlin, ihre Betrachtungen darüber aus-

tauschen müssen. Neulich erblickte man auch an den Straßen-Ecken eine sehr gut ausgeführte Carikatur auf die Trunksucht der Franzosen. Man sieht einen in halbzerrissener französischer Uniform schlotternden Bummler, dem ein anderer Geistesverwandter eine große Flasche Wein vermittelst eines Trichters in den Mund ausschüttet. Einige pikante Unterschriften erläuterten die Scene auf eine für die französischen Messieurs sehr anzügliche Weise.

Aber auch im nüchternen Zustande hatten die Boxereien zwischen den französischen Occupationstruppen und dem römischen Volk, besonders aber dem päpstlichen Militair, in der letzten Zeit sehr heftig zugenommen. Eine ernsthafte Verschlimmerung war in diesen Dingen durch die scharfen und übermüthigen Tagesbefehle des Generals Goyon entstanden, und es sah schon im vorigen Sommer 1858 so aus, als ob es die Absicht des französischen Ober-Commando's wäre, die Mißstimmung der Bevölkerung so zu reizen, daß ein großer, folgenreicher Conflikt daraus hervorgehen müßte. Er schien aus diesen Unruhen den Vorwand zu einer Truppenverstärkung aus Frankreich schöpfen zu wollen, woran Goyon, seitdem er das Commando in Rom führt, unaufhörlich gearbeitet hat.

Vielleicht sollte der Kampf gegen Oesterreich zuerst im Kirchenstaat zum Ausbruch kommen, und unter der Maske, die italienische Revolution niederzuwerfen, mit einer vollständigen Ueberwältigung Roms und der Legationen beginnen. Im Vatican soll man darauf schon im Sommer 1858 vorbereitet gewesen sein, und wir hörten selbst aus dem Munde eines angesehenen Fremden, der dem Cardinal-Staatssekretair Antonelli einen Besuch gemacht hatte, daß Antonelli geäußert habe, man erwarte in Rom jeden Augenblick von den vertrautesten Bundesgenossen des excommunicirten Piemont angegriffen zu werden. Aber diese Waffenthat des kaiserlichen Frankreichs wäre ohne jeden diplomatischen Beigeschmack gewesen. Louis Napoleon, getreu seiner macchiavellistischen Natur, zog es bald darauf vor, auf die entgegengesetzte Art zu operiren. Hätte er von Rom aus losgeschlagen, wie er ohne Zweifel lange beabsichtigte, so würde er gegen Oesterreich und die italienische Revolution zugleich gestanden haben. Piemont war ein bei weitem besserer Brückenkopf gegen Oesterreich. Louis Napoleon konnte hier sein Spiel ganz diplomatisch einfädeln, und noch eine Zeitlang unter der Maske des friedliebenden Biedermannes bleiben, durch den der europäische Bourgeois

einst seine Hypotheken gesichert sah, während ihn die leichtsinnig gewordenen Großmächte als ihr Schooß-kind hätschelten, durch dessen Anerkennung sie sich mit der Revolution abgefunden zu haben glaubten. Jetzt trat aber Louis Napoleon im Bunde mit der italienischen Revolution hervor, die ihm nun gegen Oesterreich siegen helfen sollte, während sie früher, so lange sie ihm feindlich gegenüberstand, ihm den Sieg erschwert oder unmöglich gemacht hätte.

General Goyon ist ein ächter neunapoleonischer General, der mit einem bis zum Fanatismus gehenden Diensteifer für seinen Herrn, den Kaiser, Tapferkeit, Aventure und Industrie in seiner Person vereinigt. Eine finstere Strenge, unterbrochen von einem aufflammenden Hohn, charakterisirt sein dunkelgebranntes, militairisch gezeichnetes Gesicht. Wir sahen ihn neulich auf der weiten Ebene bei der Milvischen Brücke (in der Nähe des Berges Milvius, welches der jetzige Monte Mario ist), wo das päpstliche Dragoner-Regiment, jene feindselige Truppe, die hier mit den französischen Soldaten im beständigen Hader liegt, vor ihm manövriren mußte. Der französische General, der auf jede Einzelnheit zu achten schien, spielte diesmal den Diplomaten, wie es ein guter neunapo-

leonischer General zu Zeiten auch im Stande sein muß. Denn er stellte sich mit der Haltung dieser Truppen außerordentlich zufrieden, obwohl sie, wie alles päpstliche Militair, ihre Bewegungen mit sehr geringer Gewandtheit ausführten. Dann hielt er in französischer Sprache, ohne sich im Geringsten darum zu kümmern, ob man ihn verstand oder nicht, eine Anrede an das römische Regiment, worin er ihm sein Lob aussprach, und die Hoffnung hinzufügte, daß auch die gute Kameradschaft zwischen den päpstlichen Dragonern und seinen eigenen Truppen nicht wieder gestört werden möge. Darauf gab er seinem Pferde die Sporen, und drehte sich mit einer raschen Schwenkung um, indem er vornehm und trotzig grüßte.

Diese Revue bei der Milvischen Brücke, auf derselben Ebene, auf der einst Constantin den Maxentius schlug, war aber nur dazu geeignet, von Neuem böses Blut unter den päpstlichen Dragonern zu machen. Diese Leute waren schon darüber empört, daß sie sich vor dem französischen General zur Revue hatten stellen müssen. Denn General Goyon hatte sich in der letzten Zeit das Ansehen gegeben, als wenn die päpstlichen Truppen ebenso gut, wie die französischen, unter seinen Oberbefehl gestellt seien, und er hatte sich in seinem

letzten Tagesbefehl sogar als „Commandeur beider Armeen“ unterzeichnet. Es war dies gegen alles Abkommen, und auch wieder nicht, denn über die eigentliche Stellung der französischen Occupationstruppen zu der päpstlichen Regierung war niemals etwas festgesetzt worden. In allen Kreisen erkannte man darin die Tragweite, welche die französische Besatzung in Rom hatte. Der General Louis Napoleons ging aber bald so weit, daß er in einem andern Tagesbefehl, welchen er an seine eigenen Truppen richtete, auf die bedauerlichen feindseligen Conflikte zwischen dem französischen und päpstlichen Militair hinwies und dabei in den stärksten Ausdrücken rügte, daß die römischen Soldaten es durchaus an jedem Respekt gegen das französische Offiziercorps und gegen ihn, den General selbst, fehlen ließen. Bei dieser Gelegenheit bezeichnete er wieder seine eigene Stellung in Rom auf die übergreifendste Weise. Er behauptete, daß man ihm diesen Respekt aus Pflicht („par devoir“) schuldig sei, während derselbe dem Papst und den Cardinälen nur gewohnheitsmäßig („par habitude“) dargebracht werde. Dies gab einen Sturm, der augenblicklich den ganzen Vatican erschütterte, und die Eminenzen liefen hin und her, um für ihre dermaßen

angegriffene Würde eine Genugthuung zu suchen. Dem Cardinal=Staatssekretair Antonelli gerieth sein wildes Blut, das man aus seiner Abstammung von Räubern und Banditen herleiten will, in eine siedende Bewegung. Er schwang sich in seine goldene Staats=carosse, und fuhr zu dem französischen Gesandten, dem Herzog von Grammont, der nicht ganz läugnen konnte, daß eine Ursache zur Beschwerde da sei. Der Diplomat versprach natürlich, sein Möglichstes zu thun, und lud den General Goyon in einem sehr verbindlichen Briefchen zu einer Besprechung zu sich ein. Aber der General entgegnete, daß er wegen dringender Geschäfte keine Zeit dazu habe, und dabei blieb die Sache stehen. Einige Tage darauf aber übergab Goyon dem Papst ein Memoire, worin er die Bestätigung von 14 Artikeln verlangte, welche ihm für den etwaigen Ausbruch von Feindseligkeiten in Bezug auf die Einwohner Roms freiere Hand geben sollten. Wie man vernommen, hat Pius IX. sich der Anerkennung dieser Artikel nicht entziehen können.

Mit derselben Entschiedenheit und Energie hat sich General Goyon auch bei mehreren anderen Gelegenheiten, sowohl geistlichen als weltlichen Behörden gegenüber, in Rom benommen. Auf der andern Seite

hat er aber auch durch sein kriegsgerichtliches Verfahren, durch welches er alle Conflikte und Raufereien zwischen Italienern und Franzosen entscheiden ließ, sehr dazu beigetragen, den Haß zwischen beiden Nationalitäten zu schüren. Denn der französische Obrist, der die Zeugenverhöre bei solchen Verhandlungen zu leiten hat, pflegt die italienischen Zeugen, die gegen einen Franzosen etwas aussagen, zwar mit der größten Aufmerksamkeit anzuhören, aber den Schluß der Sitzung macht er jedesmal mit den lakonischen Worten: „Ihr lügt Alle, denn wir wissen es ja, Ihr Römer könnt uns Franzosen nicht leiden!" Es kommt daher äußerst selten zur Bestrafung der Schuldigen, außer wenn es Römer sind, die sich gegen das fremde Militair vergangen haben.

Zuweilen drohte aber dem General doch der beständige Hader mit Papst und Cardinälen über den Kopf zu wachsen, und er unternahm im Sommer 1858 eine längere Urlaubsreise nach Paris, um sich auszuruhen und seinen Aerger über so viele Dinge in Rom zu vergessen. Der Kaiser aber hieß Alles gut, was General Goyon in Rom gethan und drang in ihn, recht bald wieder in die ewige Stadt zurückzukehren, indem er ihn bat, irgend eine Gnade beim Abschied

von ihm anzunehmen. Der General entgegnete, daß er sich nur eine einzige Gnade von dem Kaiser auszubitten wisse, und diese werde darin bestehen, daß er eine neue militairische Verstärkung in Rom erwarten dürfe, und daß ihm der Kaiser mit derselben ein vollständiges Bataillon Jäger schicken wolle. Der Kaiser soll in diesen Wunsch lächelnd eingewilligt haben, obwohl derselbe wegen des diplomatischen Eiertanzes, in dem sich Louis Napoleon damals noch mit möglichster Grazie zu bewegen suchte, nur in einem beschränkten Maße erfüllt wurde. Man sieht aber aus diesem anekdotischen Zuge, dessen Richtigkeit versichert wird, was General Goyon einst in Italien leisten dürfte, wenn er in die Action hineingezogen werden sollte. Die heutige napoleonische Kaiser-Armee zählt mehr als einen Colonel Carbonade, welchen nom de guerre sich der jetzige Oberbefehlshaber der gegen Deutschland gerichteten Observations-Armee, der Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, durch seine schauerlichen Kriegsthaten in Afrika erwarb.

General Goyon wohnt in Rom in dem ehemaligen Palast Ruspoli auf dem Corso, in dessen unteren Räumen sich das Café nuovo befindet, eines der großartigsten und besuchtesten Caféhäuser von

Rom, wo es zugleich an einer ausgiebigen Lectüre von französischen und deutschen Zeitungen, in deren Auslegung in Rom eine gegen Florenz und Neapel sehr abstechende Liberalität herrscht, nicht fehlt. Dieses schöne Café war dem General Goyon, der darüber in der ersten Etage seine Wohnung genommen hatte, schon längst ein Aergerniß gewesen, indem es ihn kränkte, unter sich ein Local zu haben, das schon seit dem Jahre 1848 her einen sehr scharfen revolutionnairen Hauch besaß, und in welches damals Pietro Sterbini und der Monsignor Gazzola den Club der äußersten Linken verlegt hatten. Das Café nuovo hat sich seitdem seinen liberalen Ruf ganz specifisch erhalten, und es strömt darin täglich eine Masse von Fremden und Einheimischen zusammen, deren Unterhaltung oft bis in die Nacht hinein zu den Ohren des französischen Generals hinaufdringen mag. Besonders wurden in diesem Caféhause von jungen Leuten, die den geheimen Polizei-Agenten längst verdächtig waren, Aeußerungen und Reden aller Art gegen die Fortdauer der französischen Occupation gehört, und die Bewegungen von 1848 schienen an diesem Ort neue Nahrung zu finden. Der General ließ darum dies Caféhaus schließen, wodurch Rom, das

so arm an öffentlichen Orten ist, eines seiner großartigsten Etablissements verlor. Drei junge Römer wurden, nach dem Urtheil des französischen Kriegsgerichts, erschossen.

Während der General Goyon in dem alten Palais Ruspoli diese Unannehmlichkeit erfahren mußte, befanden sich seine Soldaten, die zu Anfang besonders in die Klöster von Rom gelegt waren, auch in diesen heiligen Räumen nicht immer ganz frei von Anfechtungen aller Art. Denn die Priester und Mönche, die in Rom durchgängig der österreichischen Partei angehören, fanden doch manche Gelegenheit, den ihnen aufgedrungenen Gästen Manches zum Schabernack zu thun, ohne daß eine Verantwortung davon auf sie zurückfallen konnte. Besser erging es den Franzosen dagegen in dem Nonnenkloster di Campo Marzo, in dessen Erdgeschoß noch jetzt eine Compagnie französischer Scharfschützen wohnt, während die guten, frommen Schwestern sich die Zellen in der obern Etage des Klosters vorbehalten haben. Die Nonnen üben aber die zärtlichste Sorgfalt für ihre Scharfschützen aus, und schließen sie nicht bloß täglich in ihr inbrünstiges Gebet ein, sondern wissen ihnen auch irdische Leckerbissen und alle möglichen Annehmlichkeiten

zu bereiten. Oft hört man noch am späten Abend, wenn man an diesem Kloster vorübergeht, herzliches und trauliches Gelächter, und glaubt dabei auch sehr vergnügte weibliche Stimmen, die in diesem Augenblick wenigstens nicht die Hora absingen, erschallen zu hören.

Außer den Truppen, welche in den Kasernen von Rom untergebracht sind, beherbergt jetzt noch das Kloster S. Agostino in seinen bedeutenden Räumlichkeiten mehrere französische Compagnieen. Im Kloster der Thermen des Domitian, wie in dem der Minerva, und in einigen andern Klöstern und Palästen, und unter den letzteren besonders in dem Palast Piombino, sind die übrigen französischen Mannschaften untergebracht. Die stolz flatternden Fahnen mit dem kaiserlichen Adler, welche aus den Fenstern heraushängen, zeigen, stets auf eine überraschende Weise, die französische Einquartirung an. Mehrere dieser Häuser empfangen eine Entschädigung aus der Municipalkasse, welche die Einquartierungsgelder für die französische Besatzung aufzubringen hat, und darüber oft sehr vernehmbare Seufzer erschallen läßt. Denn es ist zwar durch die Organe Louis Napoleons oft genug ausposaunt worden, daß die Franzosen in Rom

ganz auf ihre eigenen Kosten dort leben, aber dies ist nur in einem gewissen Umfange wahr, und außer den Quartiergeldern, welche die Stadt Rom für die französischen Offiziere aufzubringen hat, giebt es noch manche andere Belastungen, durch welche die Gemeinde den Aufenthalt der französischen Truppen schwer empfindet. Dies hatte die Stimmung der Bevölkerung um so mehr gereizt, als die Römer in der französischen Besatzung, welche sie auch die Garde des Papstes nennen, nur eine rein persönliche Bewachung für Pius erblicken, die ihn in seiner unhaltbaren Stellung noch länger aufrecht erhalten soll. Es scheint den Römern zu stark, für eine so undankbare Sache noch so viel Geld verausgaben zu müssen. Jene Ansicht hatte aber Louis Napoleon selbst auf das Eifrigste durch seine Journalisten und Brochürenschreiber verbreiten lassen, neuerdings erst durch Herrn About, einen Schriftsteller, der von dem gesellschaftlichen Scandal des imperialistischen Frankreichs lebt und als Geschichtschreiber der kaiserlichen Prostitution, (besonders durch sein Buch über die Pariser Loretten,) sich seine ersten Sporen verdiente. Ein solcher Mann schien dem Kaiser ganz besonders geeignet, die Römische Frage zu behandeln, und das berüchtigte Buch:

La Question Romaine, das im speciellen Auftrage Louis Napoleons geschrieben wurde, erschöpfte alle Beweismittel, um die Nothwendigkeit der französischen Occupation und ihrer weitesten Ausdehnung über den Kirchenstaat aus den gänzlich gebrochenen Zuständen des päpstlichen Gouvernements selbst herzuleiten. Dies geht so weit, daß der kaiserliche Pamphletist in jenem Buche und in seinen Moniteur-Artikeln es ganz offen ausspricht: es hieße den Papst dem Henker überliefern, wenn der Kaiser die französischen Regimenter von Rom abziehen lassen wollte.

Ob diese Soldaten aber aus bloßer Zärtlichkeit für den Papst hier vorhanden sind, möchte gleichwohl auf keine ganz sichere Probe gestellt werden können. In diesem Augenblicke glaubt Napoleon III. wohl kaum noch, daß der Papst in Rom erhalten bleiben müsse, denn der heutige napoleonische Feldzug in Italien möchte weit über die Person Pius IX. hinweggreifen, wenn er überhaupt zu irgend einem Ziele führt. Der Eifer, welchen Louis Napoleon als Präsident für die Wiedereinsetzung des Papstes an den Tag legte, war nur die Politik einer ganz egoistischen Berechnung, denn das neue Kaiserthum, das dem Erwählten von sieben Millionen Stimmen zufallen sollte,

lag schon dem Präsidenten der Republik ganz bestimmt in den Gliedern. Damals sicherte er sich aber ohne allen Zweifel die Stimmen aller gläubigen Katholiken, wenn er ihnen das Oberhaupt der Kirche wieder auf dem Stuhl Petri befestigte. Gleichzeitig hatte Louis Napoleon mit seiner römischen Politik auch die Männer der politischen Freiheit für sich zu gewinnen gesucht, denn es waren nicht minder die weltlichen Reformen des Kirchenstaats, auf welche er sich schon damals bei der Wiedereinsetzung des Papstes wesentlich bedacht zeigte. Pius IX. war gerade zu einem Besuch bei dem König von Neapel in Portici anwesend, als ihn das Schreiben des Präsidenten Louis Napoleon traf, welches ihn aufforderte, gewisse schreiende Mißbräuche, die Louis Napoleon in dem römischen Verwaltungswesen bemerken wollte, auszutilgen und durch einen verbesserten Organismus abzustellen. Der arme Papst! Das zweischneidige Wort der Reform begann ihn abermals zu necken. Die Reformen hatten ihn aus Rom vertrieben, und nur die Reformen sollten ihn wieder nach Rom zurückführen können. So versprach er denn in dem Motu proprio aus Portici Reformen, und als er wieder in Rom eingesetzt war, schleuderte er alle Reformen, wie eine

Natter, die ihn stechen wollte, weit von sich zurück. Er war nun der eigentlich reactionnaire Papst geworden, aber er hatte an Louis Napoleon einen gefährlichen Freund gefunden, der in seinem eigenen Lande eine Musterwirthschaft von Tyrannei eingerichtet, und für den Papst eine besondere Geißel zurechtgedreht hatte, die Reform hieß und seitdem von Zeit zu Zeit den vielgequälten Dulder in der Tiara heftig traf.

Als der Papst am 12. April 1850 nach Rom zurückkehrte, empfingen ihn die französischen Truppen, indem sie am Wege mit den Waffen in der Hand knieend vor ihm niedersanken, und um seinen Segen flehten. Pius IX. that es und sprach zugleich laute Segenswünsche für Frankreich und das neue napoleonische Oberhaupt desselben aus, und katholisch-bonapartistische Schriftsteller behaupteten damals in der That, daß Gott diese Segenswünsche durch die sieben Millionen Stimmen erhört habe, die den Präsidenten der Republik zum Kaiser der Franzosen erhoben. Die französische Armee, welche inzwischen auch die ganze Civil-Regierung des Kirchenstaats an sich genommen, gab jetzt alle Gewalten wieder in die Hände des Papstes zurück. Aber es war dies nur eine Ceremonie der Höflichkeit, die an der eingetretenen Sachlage

gar nichts änderte, denn die Franzosen blieben seitdem die eigentliche Behörde von Rom, die sich in dem ganzen inneren Geäder der Stadt unabweislich festgesetzt hatte. Pius IX. hatte kaum noch mehr als seine alten liebenswürdigen Manieren übrig behalten, und so sagte er auch in seinem damals bekannt gewordenen Dankbrief an den General Oudinot, daß die französischen Waffen jetzt über die Feinde der ganzen menschlichen Gesellschaft triumphirt hätten.

Aber es kamen bald Gelegenheiten, bei denen der Papst von neuem an den Tag legte, daß die Oesterreicher beiweitem mehr seine Sympathieen besaßen, als die Franzosen. Während die Franzosen nach wie vor Rom und Civita Vecchia besetzt hielten, welche letztere Stadt sie gleichzeitig zu befestigen anfingen, hatten die Oesterreicher in Bologna, Ferrara und Ancona, in der gleichen vertragsmäßigen Anzahl wie die Franzosen in Rom und Civita Vecchia, sich niedergelassen, und in diesen Theilen des Kirchenstaats eine starke Aufstellung genommen, durch welche Oesterreich seinen Antheil an allen Ereignissen und Bewegungen in diesem Theil der Halbinsel behaupten zu müssen glaubte. Die Hand Oesterreichs war niemals so schwer auf Italien gefallen, als die Machtintriguen Frankreichs, und dazu hatten die beständig

wiederholten Phrasen, mit welchen die Franzosen in Rom dem Papst in den Ohren lagen, als da sind: die Einführung des Code Napoléon, die Säcularisirung des Gouvernements und liberale Institutionen, den Papst und die Cardinäle immer unangenehmer berührt. Jetzt wurde im Vatican wieder mit sehnsüchtigem Auge nach Oesterreich hinübergeblickt, und man sprach es dort bald laut genug aus, daß man in Rom keiner französischen Armee mehr bedürfe, weil der Papst sich am besten selber behüten könne, und auf die römische Bevölkerung selbst und auf einige österreichische Regimenter gestützt, sich leicht gegen jede innere Gefahr vertheidigen werde. Die Vernichtung der österreichischen Herrschaft in Italien war daher eine immer dringendere Aufgabe für die napoleonische Machtintrigue geworden, weil Frankreich durch die in Rom selbst gepflegte Uebergewalt Oesterreichs schon mehr und mehr seinen Grund und Boden in der italienischen Nationalsympathie zu verlieren anfing. Rom ließ sich daher nicht zum Ausgangspunct der neuen Expedition machen, die von vornherein keinen andern Zweck hatte, als Oesterreich aus Italien hinauszuwerfen, weil in Rom eine neue Concentration der österreichischen Macht in Italien zu gewinnen ge-

wesen wäre. Das von der römischen Kirche excommunicirte Piemont war viel geeigneter dazu, unter der Führung Frankreichs die revolutionnairen Elemente Italiens zu sammeln und auf Oesterreich zu werfen, das einer diplomatischen Hetzjagd ohne Gleichen sich nur noch durch Ergreifen des Schwertes hatte entziehen können.

Die Franzosen hatten sich allerdings während ihrer zehnjährigen Occupation Roms mehrfach bemüht gezeigt, dem Papst eine eigene nationale Streitmacht zu schaffen, und den Kirchenstaat scheinbar aus seinen selbständigen Mitteln militairisch zu organisiren. Man hat sich damit oft von französischer Seite her einer besonderen Großmuth gerühmt, denn es hat in der That immer so ausgesehen, als wollten die Franzosen den Papst so bald als möglich in den Stand setzen, sich selbst vertheidigen zu können und der französischen Besatzungstruppen zu entbehren. Das Priester-Gouvernement konnte freilich nicht geeignet sein, einen militairischen Geist in der römischen Kriegsmacht zu pflegen. Es wird sogar von den Franzosen häufig behauptet, daß mehrere Cardinäle sehr absichtlich bemüht seien, in der römischen Soldatesca den eigentlich militairischen Charakter möglichst zu ersticken.

Aber die Erziehung und Ausbildung des römischen Militairs durch die französischen Generäle, was sich in neuester Zeit besonders General Goyon hat angelegen sein lassen, trägt doch unverkennbar einen zweischneidigen Stachel in sich. Der Papst besitzt jetzt unter seinen Regimentern bereits vier, die durchaus französisch eingeschult sind, und, soweit es sich mit den römischen Soldaten überhaupt hat machen lassen, den französischen Stempel aufgedrückt erhielten. Es lag aber auch ohne Zweifel der Gedanke im Hintergrund, den Truppen des Pontificats im Interesse der französischen Machtbehauptung selbst eine kriegerische Bedeutung zu geben und sie dann wo möglich gegen Oesterreich selbst in Italien brauchen zu können. Denn über die Stellung des französischen Ober-Commando's zu der päpstlichen Militair-Macht, die er ganz als seine eigene behandelte, hat General Goyon keinen Zweifel übrig gelassen.

Aber soviel sich der französische General auch damit bemühte, indem er die Exercitien der päpstlichen Truppen persönlich leitete, und auf die Verbesserung ihrer Kleidung, ihrer Disciplin und ihres Geistes die größte Aufmerksamkeit verwandte, so schien es doch nicht möglich, selbst in dieser Schule aus einem gänz-

lich zerlassenen und demoralisirten Gesindel Soldaten zu machen. Die Soldaten des Papstes sind einer militairischen Organisation ebensowenig fähig, als es die vielberüchtigten Stadtsoldaten der früheren deutschen Reichsstädte gewesen, und wie es überhaupt in dem eigentlichen Leben des heutigen Rom, ungeachtet der Weltherrlichkeit seiner Paläste und Ruinen, ungemein viel Krähwinkelei giebt, so braucht man nur römische Soldaten marschiren und exerciren zu sehen, um den grotesken Anblick einer durchaus spießbürgerlichen Soldateska zu haben. Die Franzosen werden es daher wohl bald aufgeben müssen, auf diese Truppe für irgend eine Action zu rechnen.

Die päpstliche Armee ist besonders auch durch die vielen Desertirungen, die beständig in ihren Reihen stattfinden, demoralisirt und entartet. Der Mangel an Mannszucht wird aber vornehmlich dadurch verschuldet und unterhalten, daß es diesen Truppen ganz und gar an tüchtigen und treuen Offizieren fehlt, durch welche allein eine militairische Organisation in einem bestimmten Geist erhalten werden kann. Die Offiziere erscheinen hier als wunderliche Zwittergeschöpfe, die weder den Ausdruck einer militairischen Standesehre, noch irgendwie eine höhere

Bildung an sich tragen. Im Kirchenstaat bildet nur der Priester den Ehrenstand par excellence. Der Priester ist der eigentliche Offizier in Rom, und dies hat hier das specifische Offizierthum und das ganze Militairwesen hauptsächlich niedergedrückt und an jeder eigenthümlichen Ausbildung gehindert. Der unbedeutendste und schäbigste Landgeistliche, der mit dem Regenschirm in der Hand auf das Mühseligste zu Fuß wandert, um das Sacrament von Dorf zu Dorf zu tragen, dünkt sich ein viel höher stehender Mann zu sein, als der Offizier jeden Grades, und in dieser Schätzung hat er die gesammte Bevölkerung für sich. Es ist im Kirchenstaat durchaus keine Ehre, Soldat zu sein, ja es lastet im Gegentheil eine Art von Geringschätzung auf dem Soldaten, und selbst der Bauer hält es gegen seine Würde, die Uniform zu tragen. Da, wie es dem geistlichen System entspricht, alle Ehre und Würde nur von der Kirche ausgehen kann und von den Priestern verbraucht wird, so kann am allerwenigsten für das Militair etwas davon übrig bleiben, das für das neue Rom niemals eine wesentliche Bedeutung hatte. Denn das neue Rom hat seine weltgebietende Größe nicht aus seiner kriegerischen Wehrhaftigkeit, sondern aus dem System der Kirche

gezogen, die einst durch ihre Bannstrahlen weithin wirkend Völker und Städte vor sich niederwarf und selbst alle Kriegsheere in die Flucht jagte.

Es giebt deshalb auch bei der päpstlichen Armee keine Generäle, denn dies hieße dem Kriegswesen eine viel zu große Ehre anthun. In Rom kennt man nur geistliche Ordensgeneräle, die an der Spitze gewisser heiliger Congregationen stehen, und dadurch diesem Titel eine anderswohin ganz unveräußerliche Weihe mitgetheilt haben. Diese Orden, unter denen der Jesuiten-Orden wegen seiner kriegerischen Bedeutung auf dem Gebiete der Kirche obenan steht, liegen ja beständig zu Ehren Gottes und Jesu Christi im Felde, und ihr Vorsteher ist daher ihr General, der ihre Waffenthaten leitet. An der Spitze der päpstlichen Armee stehen nur drei Oberste, die sich an diesem Range begnügen lassen müssen, und in diesem Augenblick aus drei Ausländern bestehen, denen einige Verdienste um die bessere Haltung dieser Truppen zugeschrieben werden. Die Uniform dieser Offiziere hat zwar einige Auszeichnungen, die an den General anstreifen, aber in das Allerheiligste des Generals können und dürfen sie niemals eintreten. Das päpstliche Militair ist weder in seinen Offizieren noch in

seinen Gemeinen jemals wieder zu der glänzenden Stufe heraufgestiegen, auf der es nach der Restauration von 1815 stand, wo es von den wehrhaftesten und stattlichsten Mannschaften, und zum Theil von lauter kriegsgedienten Leuten aus den Heeren Frankreichs und des Königreichs Italien zusammengesetzt war und fast lauter Offiziere, die aus Napoleons Schlachtenschule hervorgegangen waren, an seiner Spitze zählte.

Man kennt im Kirchenstaate die Conscription nicht, und das Widerstreben gegen dieselbe ist in der Bevölkerung ebenso stark, wie bei dem Gouvernement selbst, so daß die Franzosen, welche heut in Rom stehen, die vergeblichsten Anstrengungen gemacht haben, um das System einer regelmäßigen Aushebung einzuführen. Wenn das französische Ober-Commando in Rom eine zuverlässige und kernhafte römische Armee bilden wollte, auf deren militairische Kraft bei gewissen Wendepunkten zu rechnen war, so konnte es dabei des Mittels der Conscription nicht entbehren. Denn jetzt, wo die Soldaten nur als Freiwillige oder Angeworbene zu den Fahnen gebracht werden, sieht man nur den Abschaum und die niedrigste Hefe der Bevölkerung in den päpstlichen Regimentern vertreten.

Der confiscirteste Auswurf von Land und Stand, Hirten, Vagabunden, verdorbene Bauern, Heimathlose, welche die Polizei aufgegriffen hat, oder Verbrecher, die aus den Gefängnissen entlassen worden, haben sich hier unter den päpstlichen Fahnen gesammelt. Diese Leute haben oft ein äußerst martialisches Ansehen, und die feurigen bedeutsamen Augen, das glänzende schwarze Haar, die starken, malerisch auslaufenden Bärte, scheinen Helden, mindestens herzhafte Krieger anzukündigen. Aber dies sind auch die einzigen Symbole der Nationalität, welche ihnen äußerlich anhaften. Man klagt gerade über den Mangel an jedem nationalen Sinn und Gefühl bei diesen Leuten, und eher würde man sie zu irgend einem Räuberzug begeistern, als daß man ihnen ein Interesse für öffentliche nationale Angelegenheiten, die auch die ihrigen sind, einflößen könnte. Aber das Gouvernement findet es gefährlich für sich selbst, und allen Sitten und Gewohnheiten der Nation widerstrebend, wenn es den letzten französischen Aufforderungen folgen sollte, sich auf dem Wege der Conscription eine Armee zu schaffen. Man würde allerdings durch eine Aushebung, die auf dem Princip der Gleichheit beruhte, ein nationales Heer bilden, dem man die Vertheidi-

gung des Landes in den gefährlichsten Katastrophen sicher überlassen könnte, aber eine nationale Heerbildung hat zugleich viel Erschreckendes und Aengstliches für Pius IX. und alle seine Eminenzen. Seitdem Pius von seiner Fluchtreise wieder nach Rom zurückgekehrt war, sah und witterte er überall die Revolution, wie er vorher nie und nirgend die Revolution sehen und finden konnte. Ein nationales Heer schien ihm die conservativen Grundlagen des Kirchenstaats zu verrücken, denn die allgemeine Wehrpflichtigkeit, ohne Rücksicht auf alle Ausnahmen und Bevorzugungen, dünkte dem heiligen Vater ein demokratisches Institut, dem er seine Person nicht mehr überlassen dürfe. Er hielt es darum für vortheilhafter, statt einer nationalen Armee eine durch Handgeld angeworbene Truppe zu besitzen, die keine höhere Bedeutung hätte, als den Polizei- und Sicherheitsdienst im Innern zu versehen.

Schon Napoleon I. fand während seiner Herrschaft in Italien die größten Schwierigkeiten im Volke, das von ihm eingeführte System der Conscription auf allen Seiten durchzusetzen. Louis Napoleon, der keine Nüance des Onkels unversucht läßt, glaubte durch seine Occupationstruppen in Rom freie Hand auch

in dieser Sache gewonnen zu haben. Aber es giebt Punkte, auf denen italienischer Widerstand nie zu brechen ist. Die Abneigung der ehrlichen und honetten Familien, ihre Söhne in das Heer zu geben, steigerte sich zum leidenschaftlichen Fanatismus. Selbst zu Offizieren ist es schwierig, gebildete Leute von gutem Herkommen zu rekrutiren, denn das Epaulette bringt hier keinen Glanz und keine Auszeichnung, ebenso wenig als es die Taschen mit einer nur irgend auskömmlichen Gage füllt. Denn auch die Löhnung der Soldaten ist im Kirchenstaat so schlecht und erbärmlich, daß man begreifen kann, warum man nur zusammengetriebenen Pöbel in diesen Regimentern findet. Die Prälaten der Kirche haben zu viel geistliche Repräsentationskosten, unter denen die gewissenhafte Sorge für ihren Bauch die erste Stelle einnimmt, als daß sie für den Kriegerstand, den die Kirche stets entbehren zu können glaubte, mehr als christliche Almosen übrig haben sollten. Es scheint ihnen genug dafür bezahlt, daß das Militair, und dies gilt dem Gouvernement neben der polizeilichen für seine Hauptbestimmung, bei allen Processionen als Escorte mitwirkt, bei großen Festen die Kanone zum Feuerwerk losbrennt, oder beim Tode eines Cardinals als feier-

liche Ehrenwache in Bärenmützen vor seinem Hause aufzieht. Einen anderen Zweck hat das Militair in den Augen der Kirche nicht. Aber auch Rom lebt nicht mehr in der Idylle des absoluten Kirchenglücks. Es kann jeden Augenblick wieder wichtig werden, wem die Soldaten des Papstes eigentlich gehorchen. Jetzt werden sie wieder halb französisch commandirt, denn General Goyon hat, bei seiner Revue über die päpstliche Armee, von neuem das Commando in französischer Sprache eingeführt, das in früherer Zeit von den römischen Befehlshabern selbst, wenigstens theilweise, gebraucht wurde. Wie leicht kann es kommen, daß das französische Commandowort durch ein österreichisches abgewechselt wird. Die Offiziere haben auch schon seit längerer Zeit den österreichischen Kleiderschnitt, mit der gelbweißen Leibbinde. Die Kirche selbst scheint kein eigenes Commandowort mehr übrig behalten zu haben, um sich zu vertheidigen.

Die alte kriegerische Raçe der Römer lebt jedenfalls in ihren jetzigen Abkommen nicht mehr fort, und mit den kriegerischen Gewohnheiten scheint sogar der Muth in der Brust der heutigen Italiener verschwunden zu sein. Darum sind die ausländischen Regimenter der Schweizer, mit denen auch Pius IX. sich

zahlreich umgeben hat, jedenfalls die besten und tüchtigsten in ihrer Haltung, und die zuverlässigsten und treuesten im Dienst. Der Papst besitzt 3500 Schweizer, die in zwei Regimenter getheilt sind, von denen das erste 2314 Mann, das zweite, dem zu seiner Vollständigkeit ein Bataillon fehlt, gegen 1200 Mann stark ist. Unter den Offizieren dieser Truppe, wie auch unter den Gemeinen, giebt es sehr viel gebildete und anständige Leute, die nicht bloß als gemiethete Söldlinge ihre Pflicht thun, und man sieht es ihnen an, daß sie sich eine Ehrensache daraus machen, dem Statthalter Christi treu und eifrig zu dienen. Ihr Dienst ist aber jetzt auch nicht sonderlich schwer, und wenn man durch die Arkaden des Vatikan geht, um die große Eingangstreppe hinaufzusteigen, sieht man sie in der Nähe ihrer Wache in behaglichster Muße und in halb liegender Stellung auf den Gesimsen und Treppenstufen sich ausstrecken. Viele erblickt man mit einem Buch in der Hand, und es scheinen nicht immer Gebetbücher und fromme Schriften zu sein, in welche sich die guten Schweizer vertieft haben. Zuweilen gleiten ihre Augen über ihr Buch hinweg, und fallen musternd auf die Vorübergehenden, besonders wenn plötzlich deutsche Laute an ihr Ohr schlagen, die hier

wie der Ton des Kuhreigens auf die gute Schweizer Seele zu wirken scheinen. Tritt man zu einem dieser Leser heran, da es zu Erkundigungen aller Art in der Nähe des Vatican nie an Stoff fehlt, so hat man auch wohl Gelegenheit, den Titel des Buches zu erfahren, in welchem der freundliche, halb schwermüthig lächelnde Offizier so eben gelesen hat. Aus wiederholter Befriedigung dieser Neugierde mußten wir aber wahrnehmen, daß hier im Erdgeschoß des Vatikan lauter französische Romane, und nicht vom besten Kaliber, gelesen werden. Die mit Verwesung parfümirten Romane der Pariser Demi Monde werden jetzt auch von den Schweizer-Soldaten im Vatican auf der Wache verschlungen, und wenn der heilige Vater vielleicht unversehens einmal herunter kommt, wie es wohl zu geschehen pflegt, kann sich die seltsame Scene zutragen, daß ein ängstlich zusammenfahrender Schweizer, indem er vor dem Papste auf seine Kniee niederstürzt, rasch etwas zu verstecken sucht, und möglicherweise ist es die Physiologie der Courtisane von Herrn About, von demselben, über dessen Question Romaine sich der heilige Vater vielleicht soeben schwer geärgert hat, und zwar so sehr, daß er durch seinen Cardinal-Staats-Secretair Antonelli sogleich den

Antrag auf Verbot dieses Buches nach Paris richten ließ.

Der Gesammtbestand der ganzen päpstlichen Armee soll sich in diesem Augenblick auf 16,977 Mann belaufen, wobei der Kirchenstaat als Weltmacht allerdings stets auf die besondere Gnade Gottes zu seiner Vertheidigung und zum Schutz seiner Grenzen zu rechnen hat. Zur Unterhaltung dieser Truppen giebt das päpstliche Gouvernement etwa über zehn Millionen jährlich aus, aber auch diese für ein ganzes Armee-Budget jedenfalls mäßige Summe ist noch verschleudert, wenn man dagegen erwägt, daß sich Rom damit auch nicht die geringste Unabhängigkeit von fremden Truppen zu erkaufen vermag.

Eine besonders tüchtige Truppe des Papstes sind jedoch die Carabiniers, die den Dienst der Gensd'armen im ganzen Lande versehen, und bei einer streng militairischen Haltung zugleich ein sehr zugängliches und gemüthliches Wesen haben. Diese römische Gensd'armerie ist in drei Legionen durch den ganzen Kirchenstaat vertheilt, und zählt im Ganzen 3452 Mann zu Fuß und 918 Mann zu Pferde. Die traditionelle, militairische Tüchtigkeit der päpstlichen Carabiniers schreibt man dem Umstande zu, daß diese

Truppe bei ihrer ersten Zusammensetzung aus ehemaligen Soldaten Napoleon's gewählt wurde, und dadurch gleich in ihrem Ursprunge den Stempel eines nicht leicht zu verwischenden militairischen Charakters empfing. Diese Carabiniers sind ebenso geachtet, als beliebt unter dem Volke, und wenn man sich bei manchen Gelegenheiten in eine Unterhaltung mit ihnen einläßt, kann man darauf rechnen, die angenehmste und bestimmteste Erwiederung zu erhalten. Ihre Volksthümlichkeit geht so weit, daß sie selbst mit den Galeerensclaven freundlich sprechen, wenn sie dieselben vom Straßenfegen, oder anderen öffentlichen Arbeiten in ihre Kerker in der Engelsburg zurückgeleiten. Diese Sympathie für Verbrecher und Sträflinge besteht freilich in ganz Italien, und der Räuber gilt hier leicht noch für einen interessanten und selbst achtungswerthen Mann. So hat es auch den päpstlichen Gensd'armen nicht geschadet, wenn man ihnen hier und da nachsagt, daß sie mit ihrer Sympathie für die Verbrecher zugleich keine so specifische Scheu vor dem Eigenthum der Privatpersonen verbinden, als man sonst wohl von Polizeisoldaten erwarten möchte.

Die beiden Linien-Regimenter sind jedes 2314 Mann stark. Diese Regimenter sollen die besten Offi-

ziere unter der ganzen päpstlichen Armee besitzen. Außerdem werden die päpstlichen Dragoner, deren Zahl sich übrigens nur auf 766 Mann beläuft, wegen ihrer militairischen Haltung und einiger ausgezeichneten Soldaten, die sich in ihrer Mitte befinden, sehr gerühmt, obgleich man ihnen die Rauflust mit den Franzosen und den Mangel an Mannszucht zum Vorwurf gereichen läßt. Ein sehr stolzes Corps ist die Guardia nobile, die den heiligen Vater gewöhnlich auf seinen Spazierfahrten begleitet und den militairischen Dienst bei seiner Person vorzugsweise versieht. Diese Nobelgarde besteht aus 100 Mann, unter denen selbst die Gemeinen aus der vornehmsten römischen Aristokratie gewählt sind. Außerdem giebt es ein Jäger-Bataillon von 982 Mann und zwei Veteranen-Bataillons, jedes von 811 Mann. Die päpstliche Artillerie ist nur 1008 Mann stark.

Ein freundliches Begegnen der päpstlichen Offiziere mit den Offizieren der französischen Occupations-Armee findet in den militairischen Clubs statt, deren seit einiger Zeit mehrere in dem heiligen Rom bestehen. Ein anderer Ort des Zusammentreffens ist das Casino der französischen Offiziere auf der Piazza Colonna, in dem man mit collegialischer Höflichkeit auch den Offizieren

des Papstes den Zutritt gestat tethat. In dem ansehnlichen, mit einer großartigen Säulenhalle geschmückten Gouvernementsgebäude, welches die eine Seite des Colonna-Platzes ganz einnimmt, hat der Papst die schönen Räume des ersten Stockwerks zum geselligen Aufenthalt der französischen Offiziere einrichten lassen. Das Casino nennt sich den „Cercle de la division d'occupation," und besteht aus Lesezimmern, Billardzimmern, den schönsten Gesellschafts- und Speisesälen, und allen Comforts, die sich nur für einen Zweck dieser Art einrichten lassen. Bei dem Mangel an allem eigentlichen Caféhausleben in Rom, und bei der trostlosen Einöde, die Rom wenigstens nach dem Pariser Maaßstab in socialer Hinsicht, sowohl in den Straßen wie in den Häusern, darbietet, mußte freilich für die Franzosen ein Cirkel dieser Art so glänzend als möglich geschaffen werden. In dem Erdgeschoß unter dem Casino haben die Franzosen ihre Hauptwache. Von dem Balcon herab flattert die dreifarbige französische Fahne in aller ihrer Glorie.

Die Piazza Colonna ist jetzt überhaupt durch die Franzosen der Mittelpunkt besonders des abendlichen Verkehrs in Rom geworden. Der Zapfenstreich, den die französischen Tambours hier jeden Abend um

9 Uhr mit ihren schallkräftigen Trommelwirbeln erklingen lassen, lockt jedesmal die Volksmasse in bedeutender Anzahl herbei, und es sieht dann einen Augenblick lang so aus, als wenn die abendliche Todtenstille Roms einer Art von Straßenleben gewichen sein könnte. Es schwirrt nunmehr auf diesem Platz wie von Menschengewühl, und die anmuthige Fontaine, die kühlungsvoll dazwischen rieselt, sammelt dann zugleich an ihrem Geländer vertraute Gruppen, die miteinander von den Mühen des Tages rasten. Sobald aber die französischen Tambours den letzten Wirbel haben rasseln lassen, ist die Menge ebenso still und schattenhaft wieder auseinander geflossen, als sie vorher zusammengekommen war. Dann erblickt man nur noch die hohe Säule des Marc Aurel in der Mitte der Piazza Colonna in ihrer einsamen Größe, und der goldbroncene Heiligenschein des Apostels Paulus beginnt leise den Lichterschein zu reflectiren, den die stark erleuchteten Fenster des gegenüberliegenden Casino's der Franzosen auf ihn ausschütten.

Wer in den letzten Tagen gastlichen Zutritt zu den militairischen Clubs und zu dem Casino auf der Piazza Colonna gehabt hat, konnte in dem Cabinet, wo alle französischen und englischen Zeitungen aus-

liegen, oder in den Unterhaltungssälen, den lebhaftesten militairischen Debatten zwischen den französischen und päpstlichen Offizieren zuhören. Man bemerkte schon damals, daß die kriegerische Speculation der Franzosen in Italien sich irgend einer Krisis zuwandte. Die französischen Offiziere hatten seit einiger Zeit ein besonderes Augenmerk auf die kleinen zerfallenen Forts gerichtet, die auf verschiedenen Puncten im Kirchenstaat umherliegen und in früherer Zeit sehr stark befestigt waren. Die Wiederherstellung dieser Forts wurde von der französischen Occupation plötzlich sehr dringend gefordert, und bald sollte die Sicherheit der Regierung dies unbedingt erfordern, bald würde das Militair die Ordnung und Ruhe im Kirchenstaat bei hereinbrechenden Stürmen nur dann genügend aufrecht erhalten können, wenn es von solchen Stützpuncten aus operiren könnte. Es war aber dabei nicht schwer durchzusehn, daß es sich einzig darum handeln sollte, einer neuen französischen Expedition in Italien schon jetzt eine strategische und fortificatorische Grundlage zu gewinnen. Diese kostspieligen Arbeiten sollten noch dazu aus den Staatskassen des Papstes bestritten werden, und es war ohne Zweifel eine große Herzenserleichterung für Pius IX., daß er zur Abwehr aller dieser zweischnei-

digen Projecte mit einem bloßen Achselzucken auf die Leerheit seiner Kassen hinweisen konnte. Im Hinter-grunde schwebten freilich schon die bedeutsamen Erkundigungen, welche der österreichische Gesandte in Rom, Graf Colloredo, bereits über die fortificatorischen Projecte der Franzosen in Italien, wie auch über die beständig in Aussicht gestellte Verstärkung der französischen Besatzungstruppen, bei dem Cardinal-Staats-secretair Antonelli eingezogen hatte.

Am wichtigsten waren aber die neuen Befestigungs-arbeiten, welche die Franzosen auf den Befehl des General Goyon bereits in Civitavecchia begonnen hatten. Goyon hatte den großartigsten Plan dafür entworfen, der vorher ohne Zweifel die Billigung des Kaisers in Paris empfangen, aber ohne bei dem päpstlichen Gouvernement irgend anzufragen, hatte er schon mit der Ausführung beginnen lassen. Hier geschah es zum Erstenmal, daß der Papst mit großer Entschiedenheit gegen den französischen Ober-Commandanten auftrat, und seine Einwilligung zu diesem Unternehmen so bestimmt verweigerte, daß die bereits angefangenen Arbeiten wieder eingestellt werden mußten. Pius entging dadurch einer um so größeren Verlegenheit, da die neuen Festungsbauten in Civitavecchia den Vor-

wand hatten abgeben sollen, Verstärkungstruppen aus Frankreich, angeblich zur Mithülfe bei diesen Arbeiten, heranzuziehen.

Die Zahl der französischen Occupationstruppen in Civitavecchia, die gleichzeitig mit der Besatzung Roms hierher verlegt wurden, beläuft sich jetzt nur auf 800 Mann, Artillerie und Infanterie, die aber hingereicht haben, um eine große Lebendigkeit in diesem sonst ziemlich traurigen und unangenehmen Hafenort des Mittelmeers hervorzurufen. Als wir neulich in Civitavecchia waren, wohin man jetzt von Rom auf der nunmehr wirklich eröffneten Eisenbahn in einigen Stunden fährt, sahen wir dort auf der Piazza Francese, dem größten Platz der Stadt, die Franzosen unter ungeheuerem, die ganze Stadt durchschallenden Trommelgerassel exerciren. Diese Leute sahen meist bleich und herabgekommen aus, was der höchst ungesunden Luft, die in Civitavecchia weht, zugeschrieben wird. Es bedarf nur eines oberflächlichen Blickes über die Situation, in der Civitavecchia an den Gestaden des mittelländischen Meeres liegt, um den Eifer zu begreifen, mit welchem sich die Franzosen neuerdings dieses Ortes zu bemächtigen gestrebt. Der von dem General Goyon entworfene Plan ging in der That dahin, die alten Festungswerke, die

nach den Zeichnungen des Michel Angelo schon im sechszehnten Jahrhundert entstanden sind, in einen ganz neuen, großartigen Festungsbau hereinzuziehen, der nöthigenfalls eine Besatzung von 20,000 Mann in seinem Umfange aufnehmen könnte. Es würde dadurch das stärkste Bollwerk an der italienischen Küste des Mittelmeeres entstanden sein, und die Franzosen hätten einen neuen Schlüssel Italiens in die Hände bekommen, der ihnen die beabsichtigte Herrschaft auf der Halbinsel wesentlich gesichert haben würde. Es waren dies Alles Versuche und Vorzeichen, welche darauf hindeuteten, daß jenes Herrschaftsprojekt Frankreichs zuerst an einem ganz anderen Ende Italiens zum Ausbruch kommen sollte. Rußland und Frankreich wollten nach der damaligen Operationsidee gleichzeitig ihre Fangzähne an den Küsten Italiens wetzen, und sich, der eine in Civitavecchia, der andere in Villafranca, einen Standpunkt sichern, von dem aus sie, das Mittelmeer beherrschend, zugleich den stärksten Einfluß auf die jeden Tag bevorstehenden Kämpfe in Italien ausüben konnten. Die neuen Einigungen zwischen Rußland und Frankreich, denen, wenn die zwei Kaiser wollen und wenn Deutschland und Oesterreich nicht einheitlich mit einander zu handeln verstehen,

einst ganz Europa zur Theilung verfällt, haben ohne Zweifel schon mit der Begründung des russischen Hafens in Villafranca begonnen. Es wäre aber auf diesem Wege vielleicht noch lange nicht zu dem ersehnten Conflikt mit Oesterreich gekommen, das im Innern Italiens sein Hauptaugenmerk auf die Austilgung aller italienischen Revolutionselemente gerichtet hielt und den europäischen Conflikten, die sich um Italien entspinnen konnten, mit der größten Vorsicht auswich. Es bedurfte eines wildgemachten Doggen, wie Piemont, das den Stier unmittelbar bei den Hörnern fassen und ihn mit seinem hetzenden und betäubenden Bellen unmittelbar in die Jagd hineintreiben konnte.

Damals, im Herbst des Jahres 1858, hatten die Franzosen ohne Zweifel schon für alle künftige Wendepunkte in Italien Vorsorgen und Vorbereitungen aller Art getroffen. Selbst die militairisch wichtigen Befestigungspunkte um Rom, welche die Franzosen in der heutigen Kriegssituation gegen Oesterreich aufzurichten begonnen, waren schon damals zu diesem Zweck ausersehen und theilweise in Arbeit genommen worden. Es ist dies der Monte Mario, der höchste Punkt in Roms nächster Umgebung, und S. Pietro in Mon-

torio am Janiculus, auf dessen Anhöhen ein altes Kloster steht, in dem bereits eine Compagnie französischer Soldaten Platz gefunden hat. Im Besitz dieser Höhenpunkte um Rom beherrschen die Franzosen, was sich auch ereignen mag, die ganze zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt, und sehen jedem Angriff entgegen, der von den von Ancona ausrückenden Oesterreichern bei einer möglichen Wendung der Dinge erfolgen kann.

Die Sympathie der römischen Bevölkerung für die Franzosen wird auch bei einer herannahenden großen Katastrophe, in der es sich um das Fortbestehen der weltlichen Herrschaft des Papstes handeln wird, jedenfalls nur getheilt sein. Es giebt hier eine österreichische, eine französische und eine national-revolutionaire Partei, von denen die beiden letzteren sich auch in Rom nur künstlich und vorübergehend vereinigen werden. Aber die österreichischen Sympathieen üben jetzt durch das Beispiel des Papstes und der Cardinäle den stärksten moralischen Einfluß aus. Pius IX. hat zwar mit der armen diplomatischen Klugheit, die der letzte Rest seines Lebens geblieben, selbst den napoleonischen Sympathieen, die noch in der römischen Bevölkerung leben, alle ihm nur möglichen Zugeständnisse gemacht. Dies hatte sich beson-

ders auch bei der Vertheilung der Helena-Medaillen gezeigt, die Louis Napoleon zur Belebung des alten napoleonischen Zunders auch in den Kirchenstaat warf, wo in der That 300 Stück solcher Pulsfühler an den Röcken alter Krüppel aus der italienischen Armee Napoleons I. hängen blieben. Es waren dem Papst damals viele Vorstellungen in seinem Cardinals-Collegium gemacht worden, die darauf hinausgingen, daß er das Tragen der Helena-Medaille in Rom verbieten solle. Man wandte ihm ein, daß die Decorirten eigentlich nichts als Vaterlandsverräther gewesen, die einem Eroberer gegen ihre eigene Nation gedient, und einer ruchlosen Armee angehört hätten, die einst das heilige Oberhaupt der Kirche, Pius VII., in die Gefangenschaft abführte. Aber Pius IX., der noch immer gern mit Gegensätzen spielte, soll damals nichts als ein leichtes tempi passati! mit seinem liebenswürdigsten Lächeln geantwortet haben.

Beim letzten Frohnleichnamsfeste sollen sich, wahrscheinlich gegen ein gutes Douceur, welches der General Goyon bei seiner Commandokasse in Rechnung stellte, die dreihundert Helena-Männer aus dem ganzen Kirchenstaat in Rom zusammengefunden haben. Sie stellten sich auf dem Petersplatz in einer feierlichen

Gruppe auf, in demselben Augenblick, als der Papst mit der Prozession, in der auch sämmtliche französische Generäle und Offiziere sich befanden, sich über den Platz hinüber bewegte, um in die Pforten von St. Peter einzutreten. Der Anblik dieses Häufleins der napoleonischen Medaillen-Inhaber soll ein glückliches Lächeln auf das sonst so strenggefurchte Gesicht des Generals Goyon gezaubert haben, und er zeigte sich eine Zeitlang beeiferter als je, dem Gefühl des Papstes die französische Besatzung so wenig drückend als möglich werden zu lassen.

An demselben Tage aber nahm das Volk wieder einmal seine Rache an der Inschrift, welche sich auf dem Hofe des Palastes Andrea Doria Pamfili befindet. Es ist nämlich an dieser Stelle, die ein Hauptbrennpunct des Kampfes im Jahre 1849 war, den hier gefallenen Franzosen ein Denkmal errichtet worden, das zugleich auf seinem Marmor die Namen aller derjenigen Soldaten aufführt, die hier im Kampfe gegen die Revolution ihr Leben eingebüßt haben. Darunter steht die gute, einfache Aufforderung: „Volk, bete für sie.“ Das Volk aber hatte dies abgelehnt, und dies dadurch zu erkennen gegeben, daß es diese Inschrift beständig wieder auskratzte. Am Tage des

Frohnleichnamsfestes aber war dies, ungeachtet des hohen kirchlichen Feiertages, unter so unruhigen und bösen Kundgebungen geschehen, daß das päpstliche Gouvernement von diesem Tage an die Inschrift abändern ließ. Als wir die ausgezeichnete Gemäldesammlung, welche dieser schöne Palast in sich schließt, neulich zu besuchen gingen, sahen wir, daß es jetzt heißt: „Soldaten, betet für sie!" und das Volk scheint der Meinung, daß damit diese Aufforderung jetzt an ihre richtige Adresse gelangt ist, denn es soll der Inschrift nun nichts Schlimmes mehr geschehen sein. —

Die Italiener haben von jeher den Einwirkungen der Franzosen auf Land und Nation zu wenig Gutes und zu viel Schlimmes verdankt, als daß die neue napoleonische Aera, die plötzlich wie ein mit Hagelschlag begleitetes Gewitter über ihren Häuptern aufgeht, von ihnen mit Vertrauen und nachhaltiger Anhänglichkeit aufgenommen werden konnte. Man weiß schon jetzt, daß die Herrschaft Napoleons III. über Italien nur eine neue Zerstückelung und Theilung des Landes bedeutet, die nach dem heutigen napoleonischen Machtprogramm, welches aber wahrscheinlich nur der fabelhafte Wehrwolf der neueren Zeit ist, auf der apenninischen Halbinsel zur Ausführung gebracht werden

soll. Die Freiheitsidee scheint in der That für die modernen Völker Das zu bedeuten, was die Schicksalsidee für die Völker des Alterthums war. Beide Ideen beherrschten und umstrickten stets ihr ganzes Zeitalter nach allen seinen Richtungen und Entwickelungen hin. Auch die Freiheitsidee verwirrt, wie das antike Schicksal, ihre Kämpfer oft auf die unheilvollste Weise, indem dieselben im Gedränge des heiligen Kampfes nicht selten ihre Feinde mit ihren Freunden verwechselt haben. So würde den Italienern diesmal vielleicht der unrettbare Untergang beschieden sein, wenn sie mit Hülfe der napoleonisirten Franzosen, und unter Führung eines Mannes, der, wie Napoleon III., die Sünde gegen den heiligen Geist der Freiheit als Brandmal auf seiner Stirn trägt, ihre Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen gedächten! —

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

